

Tübinger Beiträge zur Linguistik

herausgegeben von Gunter Narr

147



Kirsten Nabrings

Sprachliche Varietäten

gnV Gunter Narr Verlag Tübingen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Nabrings, Kirsten:

Sprachliche Varietäten / Kirsten Nabrings. — Tübingen: Narr, 1981.

(Tübinger Beiträge zur Linguistik; 147)

ISBN 3 - 87808 - 147 - 2

NE: GT

© 1981 · Gunter Narr Verlag Tübingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Vervielfältigung, auch auszugsweise, in allen Formen wie Mikrofilm, Xerographie, Mikrofiche, Mikrocard, Offset verboten.

Druck: fotokop weihert, Darmstadt

Printed in Germany

ISBN 3 - 87808 - 147 - 2

Ballyhough railway station has two clocks which disagree by some six minutes. When one helpful Englishman pointed the fact out to a porter, his reply was 'Faith, sir, if they was to tell the same time, why would we be having two of them?'

(Entnommen aus Joos 1962)

INHALT

| | Seite |
|---|-------|
| 1. Einleitung | 9 |
| 2. Homogenität und Heterogenität der Sprache | 19 |
| 3. Untersuchungsansätze zur Beschreibung einzelner sprachlicher Varietäten | 33 |
| 3.1. Die diachrone Dimension | 36 |
| 3.2. Die diatopische Dimension | 40 |
| 3.2.1. Dialekt | 46 |
| 3.2.2. (Landschaftliche) Umgangssprache | 69 |
| 3.2.3. Hochsprache | 77 |
| 3.2.4. Zu weiteren diatopischen Varietäten der deutschen Gegen- wartssprache | 80 |
| 3.3. Die diastratische Dimension | 88 |
| 3.3.1. Soziolekt | 89 |
| 3.3.2. Traditionelle Untersuchungen zur sozialen Differenzierung der Sprache | 106 |
| 3.3.3. Sondersprachen | 110 |
| 3.3.4. Geschlechtsspezifische Varietäten | 113 |
| 3.3.5. Altersspezifische Varietäten | 122 |
| 3.3.6. Berufssprachen | 130 |
| 3.3.7. Gruppensprachen | 134 |
| 3.4. Die diasituative Dimension | 140 |
| 3.4.1. Fachsprachen | 144 |
| 3.4.2. Stilniveaus | 160 |
| 3.5. Zusammenfassung | 174 |
| 4. Neuere methodische Ansätze zur Erfassung innersprachlicher Variabilität | 184 |
| 4.1. Funktionalstilistik | 186 |
| 4.2. Register-Konzeption | 196 |
| 4.3. Freiburger Ansatz | 206 |

| | | |
|------|---|-----|
| 4.4. | Neuere Variationsforschung | 217 |
| 5. | Zum sprachtheoretischen Status der Varietäten: ihre Stellung zwischen System und Rede | 240 |
| | Literaturverzeichnis | 250 |
| | Namenregister | 275 |
| | Sachregister | 280 |

1. Einleitung

Die 70er Jahre haben innerhalb der Linguistik zu einer Art „Wiederentdeckung“ der Heterogenität der Sprache geführt. Für längere Zeit hatte die Annahme, daß eine Einzelsprache ein homogenes Gebilde darstellt, für das ein einheitliches Regelwerk aufgestellt werden kann, die Sprachwissenschaft beherrscht. Diese Ansicht wurde dann jedoch vielfach kritisiert und schließlich durch die These ersetzt, daß in jeder natürlichen Sprache „geordnete Heterogenität“ (vgl. Weinreich/Labov/Herzog 1968: 100) herrsche. Dieser Begriff verweist nun aber nicht auf die Variabilität individueller Sprechakte, d.h. den unterschiedlichen Gebrauch, den jeder einzelne Sprecher von seiner Sprache macht, sondern zielt ab auf die Vielfalt von sozial verbindlichen Formen und Gebrauchsweisen einer Sprache, die für unterschiedliche Gruppen einer Sprachgemeinschaft oder für unterschiedliche Verwendungsbereiche gültig sind und deren Kenntnis in gewisser Weise zur Kompetenz jedes Sprechers gehört.

Man hat in diesem Zusammenhang von verschiedenen „Erscheinungsformen“ (vgl. z.B. Schmidt 1968: 28; Vahle 1978: 1) einer Sprache, von „Sprachen in der Sprache“ (vgl. z.B. Wandruszka 1975: 334; Rossipal 1973), sprachlichen „Subsystemen“¹ usw. und im einzelnen z.B. von Soziolekten, Dialekten, Sondersprachen, Stilschichten und Gruppensprachen gesprochen. Diese gehören zentral zum Forschungsbereich der Linguistik und können nicht in eine Theorie der Sprachverwendung ‚abgeschoben‘ werden. Darüber herrscht heute – anders als noch vor wenigen Jahren – weithin Einigkeit in der Sprachwissenschaft.

Die Betonung der Heterogenität der Sprache, wie sie sich heute in linguistischen Abhandlungen aus den unterschiedlichsten Bereichen findet, geht in der Regel einher mit der expliziten Kritik an zwei der bedeutendsten Gestalten der modernen Linguistik, die nicht nur einen erheblichen Teil der sprachwissenschaftlichen Arbeiten dieses Jahrhunderts geprägt haben, sondern entscheidend zu dem enormen Aufschwung, den die Linguistik in diesem Zeitraum erlebte, beigetragen haben: Ferdinand de Saussure und Noam Chomsky.²

¹ Vgl. z.B. Schlieben-Lange 1973: 73; Auburger 1975: 3; Jachnow 1975: 47f., 53f. -- Weniger gängig sind die in diesem Sinne verwendeten Termini „Nebensprachen“ (Flemming 1974/75: 134, 141) und „Idiome“ (Steiner 1978: 313).

² Vgl. z.B. Weinreich/Labov/Herzog 1968: 121, 125; Schlieben-Lange 1973: 25ff.; Bailey 1974: 1; Cherubim 1975: 1f., 46f.; Wandruszka 1975; Klein 1976: 30; Arndt 1978: 301f.; Habel/Kanngießer 1978b.

Auf de Saussure, der die Beschreibung des Sprachsystems, der *langue*, in den Vordergrund gestellt hatte, wird das im Strukturalismus weithin gültige sogenannte Homogenitätspostulat zurückgeführt, das die Vielfalt der Gebrauchsweisen der Sprache aus dem Untersuchungsbereich der Linguistik ausschließt. Bei de Saussure (1967: I, 42) heißt es bekanntlich: "la langue (. . .) est de nature homogène". Chomsky hat entscheidende Elemente der Sprachauffassung de Saussures übernommen und die darin implizit enthaltenen Idealisierungen noch verschärft, indem er erklärte: „Der Gegenstand einer linguistischen Theorie ist in erster Linie ein idealer Sprecher-Hörer, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt“ (Chomsky 1969: 13). Wenngleich man mitunter davon ausging, daß die aus diesen Annahmen sich ergebende „Eingrenzung des empirischen und theoretischen Erkenntnisinteresses“ (Steger 1971: 9) einer zunächst notwendigen und fruchtbaren Einschränkung linguistischer Fragestellungen gleichkam,³ konnte man sich doch auf die Dauer nicht der Einsicht verschließen, daß eine solchermaßen begründete ‚Systemlinguistik‘ der sprachlichen Realität nicht gerecht zu werden vermag. Es zeigte sich, daß eine der wesentlichen Forderungen, die an eine Sprachtheorie gestellt werden müssen, nämlich empirisch angemessen zu sein, nicht erfüllt werden kann, wenn das Homogenitätspostulat aufrechterhalten wird. Die Idealisierungen, die innerhalb der generativen Grammatik vorgenommen worden sind, mußten zurückgenommen werden, denn – so hat ein Kritiker prägnant formuliert: „Mit der Verschärfung des strukturalistischen Systembegriffs durch die Theorie der GTG, d.h. durch die Annahme idealer (ahistorischer) und völlig homogener Sprachgemeinschaften sowie deren totaler Repräsentanz in der Kompetenz jedes einzelnen ihrer Mitglieder, wird der Gegenstand der Sprachwissenschaft in einem Grade idealisiert, daß die empirische Inadäquatheit der Grammatiktheorie nicht mehr durch ihre methodologische Qualität gerechtfertigt werden kann.“ (Cherubim 1975: 46.)

Die Abwendung von einer die Sprachrealität zu stark vernachlässigenden Systemlinguistik erfolgte von verschiedenen Richtungen her, die das Problem der innersprachlichen Heterogenität mit unterschiedlichen Interessen, Zielsetzungen und Methoden angingen. Gegen die Systemlinguistik opponierten verständlicherweise zunächst Forscher, die unmittelbar an empirischen Problemen ansetzten und in Bereichen wie z.B. der Dialektologie, Soziolinguistik, Komparatistik, Psycholinguistik, Stilistik oder der historischen Sprachforschung arbeiteten. Diese Gebiete waren im Zuge der Etablierung der Systemlinguistik, die die Grammatik zum zentralen Untersuchungsobjekt erklärt hatte, oft nur als ‚Grenzgebiete‘ der Linguistik im engeren Sinn angesehen worden, gewannen aber seit Mitte der 60er Jahre wieder zunehmend an Bedeutung. In dieser Entwicklung erkennt Oksaar (1977b: 98) eine „Renaissance des Empirismus“ in der Sprachwissenschaft. Die „datenfeindliche“ (vgl.

³ Vgl. etwa Bailey 1971: 318; Klein 1974b: 8; Jachnow 1975: 44.

z.B. Viereck 1978) theorieorientierte Systemlinguistik, die sich auf die Beschreibung synchroner homogener Strukturen beschränken möchte, erscheint vom Standpunkt der empirieorientierten Wissenschaftler als „Mikrolinguistik“, die nur als ein Teilgebiet einer den Gesamtbereich der Sprachwissenschaft abdeckenden „Makrolinguistik“ gelten kann (vgl. Lewandowski 1979: 493; Bünting/Paprotté 1973: 65).

Die Kontroverse um Homogenitätspostulat und Systemlinguistik steht also im engsten Zusammenhang mit dem Theorie-Empirie-Problem (vgl. auch Faust 1978: 365) in der Sprachwissenschaft. Daß die zeitweilig so stark zurückgedrängte empirisch orientierte Sprachwissenschaft nach dem besonders durch die generative Grammatik ausgelösten Theorieboom schnell wieder erheblichen Einfluß errang, erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß der Bedarf nach einer auch praktisch anwendbaren, d.h. einer ‚angewandten Linguistik‘ im weitesten Sinne von anderer Seite her nicht befriedigend gedeckt werden konnte (vgl. Wildgen 1974: 129; Jachnow 1975: 45f.).

Chomsky (1969: 20) hatte keine Theorie der Sprachverwendung aufstellen wollen und behauptet, daß „Beobachtungen des Sprachgebrauchs oder Hypothesen über die Anlagen, sprachlich zu reagieren, über Gewohnheiten usw. (. . .) sicherlich nicht den tatsächlichen Gegenstand der Linguistik ausmachen, wenn diese eine ernsthafte Disziplin sein soll.“ Er zieht mit seiner letzten Bemerkung nicht nur die wissenschaftliche Seriosität linguistischer Untersuchungen in Zweifel, die die Sprachverwendung stärker berücksichtigt oder gar in den Mittelpunkt gestellt haben, sondern erklärt auch die Linguistik als ‚nicht zuständig‘ für praktische Sprachprobleme (ebd.: 14), aus denen die Bedeutung der Sprachwissenschaft und ihr allgemeiner Nutzen für die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereiche doch gerade besonders deutlich werden. Drängende praktische Probleme ergeben sich aber etwa im Bereich der Sprachdidaktik, des Erst- und Fremdsprachunterrichts, der Sprachnormung, der Übersetzungswissenschaft, der Sprachheilkunde usw. und nicht zuletzt auch aus der sogenannten Sprachbarrierenproblematik, der eine entscheidende Bedeutung für das Wiederaufleben soziolinguistischer Untersuchungen zukommt.

Als Gegenbegriff gegen die Systemlinguistik wurde nicht selten der Terminus Soziolinguistik gewählt, um Forschungsansätze in diesen Bereichen zusammenzufassen. Diese Soziolinguistik, die sich der Untersuchung der sprachlichen Realität widmet, wurde den systemlinguistischen Ansätzen z.T. in so krasser Form gegenübergestellt, daß eine Vermittlung zwischen diesen beiden Richtungen ganz ausgeschlossen schien. So heißt es in dem Fazit, das Mario Wandruszka (1975: 337) nach einem Überblick über strukturalistische und generative Grammatikmodelle zieht: „Das Bild, das sich in der Soziolinguistik von der menschlichen Sprache ergibt, hat so wenig Ähnlichkeit mit dem theo-

retischen Modell der Formallinguistik, daß man den Eindruck von zwei verschiedenen Gegenständen hat und nicht etwa nur von zwei Aspekten desselben Gegenstandes.“ Dieser Aufsatz Wandruszkas ist zugleich ein Beispiel für die Abwehr der Mathematisierung und Formalisierung der Linguistik, die nach Ansicht vieler mit ‚traditionellen‘ Methoden arbeitender Sprachwissenschaftler zur Beschreibung der natürlichen Sprachen in ihrer Heterogenität und ‚Unsystematik‘ prinzipiell nicht angemessen seien.

Nichtsdestoweniger hat sich auch im Bereich der formalen Linguistik ein Ansatz entwickelt, der die auf dem Homogenitätspostulat basierende Sprachbetrachtung zu überwinden sucht und sich der Beschreibung der Heterogenität des Sprachsystems und der Variabilität von Sprechmustern zuwendet. Diese Untersuchungsrichtung, die in den USA gewissermaßen aus der Schule der generativen Grammatik erwachsen ist, bestimmt derzeit die Diskussion um eine systematische „Variationsforschung“. Sie hat die Methodik der generativen Grammatik und insbesondere die formale Beschreibungssprache übernommen, unterscheidet sich aber von der ‚klassischen‘ Ausprägung dieser Grammatiktheorie dadurch, daß sie fordert, zu einer ‚empirischen Sprachwissenschaft‘ zurückzukehren. Die Bindung an die Grundprinzipien der Darstellungsweise einer Sprachtheorie, wie sie in der generativen Grammatik entwickelt worden sind, läßt die sprachliche Heterogenität, die diese Arbeiten zum Ausgangspunkt ihrer Analyse machen, allerdings oft allein zu einem formalen Beschreibungsproblem werden. Ziel des „new American empiricism“ (vgl. Oksa 1977b: 98), wie William Labov, einer seiner Väter diesen Ansatz genannt hat, ist also eine Aufnahme soziolinguistischer Fragestellungen in die formale Darstellung der Grammatik einer Sprache.

Die Studien, die im Rahmen dieses Forschungsansatzes entstanden sind, basieren auf zwei unterschiedlichen Interessen. Einerseits haben die Transformationalisten relativ früh versucht, ihrer Sprachtheorie auch Gegenstände zugänglich zu machen, die über den unmittelbaren Bereich der ‚Grammatik‘ (im weiteren Sinn) hinausgehen. Dazu gehört zum einen der Versuch, die Semantik in angemessener Weise mit in die Sprachbeschreibung einzubeziehen. Auch eine Theorie der Spracherlernung hatte Chomsky von Anfang an in seine Sprachtheorie zu integrieren versucht. Auf der Grundlage der generativen Grammatik entstand daraufhin eine große Zahl psycholinguistischer Untersuchungen zum Spracherwerb. Weiter schien die Stilistik ein Gebiet zu sein, das mithilfe der generativen Grammatik relativ gut erfaßbar war. Schließlich bemühte man sich auch darum, den Sprachwandel innerhalb generativer Theoriebildung zu erklären. Die Einbeziehung solcher Untersuchungsfelder, die eine allmähliche Öffnung der Theorie der generativen Grammatik auch gegenüber der sprachlichen Heterogenität anzeigte, verschaffte ihr nicht nur eine größere Reichweite, sondern konnte zugleich einen Teil der Kritik ab-

fangen, die sich von verschiedenen Seiten gegen ihr eingeschränktes Erkenntnisinteresse erhoben hatte.

Die Hinwendung zur Untersuchung der innersprachlichen Heterogenität im Rahmen der formalen Linguistik erfolgte allerdings nicht nur als unmittelbare Weiterentwicklung des generativen Ansatzes. Vielmehr wandten sich viele der Forscher, die ursprünglich von bestimmten empirischen Problemen ausgegangen waren, d.h. etwa von der Dialektologie, der Erforschung von Pidgin- oder Kreolsprachen oder der Sprachgeschichtsschreibung her, schließlich der generativen Grammatik zu und versuchten, innerhalb dieses Ansatzes ihre eigenen Fragestellungen zu verfolgen. Die generative Grammatik beeindruckte durch den hohen methodischen Standard, den sie entwickelt hatte, und konnte nicht zuletzt wegen ihres großen Prestiges auch in empirischen Untersuchungen nicht übergangen werden. So wurde von Seiten der empirischen Sprachwissenschaft, die sich schon immer mit dem Problem der innersprachlichen Heterogenität auseinandergesetzt hatte, versucht, die Theorie der generativen Grammatik den Erfordernissen anzupassen, die sich bei konkreten Untersuchungen durch die zu behandelnden Gegenstände ergaben.

Wieder-entdeckt wurde die Heterogenität der Sprache also eigentlich nur von den Linguisten, die – mehr oder weniger einseitig geschult an strenger strukturalistischer und generativer Methodik – die Untersuchung eines synchronen homogenen Sprachsystems zeitweilig als die einzig mögliche Aufgabe ihrer Disziplin angesehen hatten. Da von deren Standpunkt aus diese Ausprägung der Linguistik mit der wissenschaftlichen Erforschung von Sprache überhaupt zusammengefallen war, konnte aber die wiedergewonnene Einsicht in die Heterogenität der Sprache als eine Neuentdeckung ‚gefeiert‘ werden, die einer Revolution der gesamten herrschenden Linguistik gleichkam.

So verwundert es nicht, daß die Ablösung der auf dem Homogenitätspostulat basierenden Linguistik als ein Paradigmenwechsel im Sinne Thomas S. Kuhns interpretiert wurde. Die Untersuchungen zur sprachlichen Variation von William Labov, Charles-James N. Bailey, Derek Bickerton, David DeCamp, Ralph W. Fasold, David Sankoff – um nur einige der wichtigen Namen zu nennen – haben danach zu einer neuen Sehweise geführt: dem ‚variationist paradigm‘ (vgl. z.B. Bailey 1971; 1974; 1977; Sankoff/Laberge 1978b: 119; vgl. auch Habel 1977: 184).

Während diese Interpretation voraussetzt, daß ein solcher Umbruch der Anschauungen für die gesamte Linguistik gilt, könnte man angesichts der verschiedenen Forschungsansätze, die sich in eigentlich ungebrochener Tradition mit bestimmten Fragen der sprachlichen Variation auseinandergesetzt haben, viel eher feststellen, daß eine Verlagerung des Forschungsinteresses innerhalb der

Sprachwissenschaft stattgefunden und die Systemlinguistik ihre überragende Bedeutung verloren hat.

Wenn diese kurze Übersicht auch zeigen sollte, daß eine in gewissem Sinne einheitliche Umorientierung in der Linguistik eingesetzt hat, die auf eine stärkere Berücksichtigung der faktischen Heterogenität und Variabilität der Sprache zielt, so kann doch nicht darüber hinweggetäuscht werden, daß man das Problem der sprachlichen Varietäten von sehr verschiedenen Ausgangspunkten und mit unterschiedlichen Zielsetzungen angeht. Von einem einheitlichen Ansatz der Variationsforschung kann daher noch nicht gesprochen werden.

Allerdings hat sich die amerikanische Untersuchungsrichtung, auf deren Grundlage mittlerweile auch verschiedene Ansätze in der Bundesrepublik entwickelt wurden, inzwischen zu einer Art Sonderdisziplin innerhalb der Linguistik etabliert. Sowohl unter methodischen als auch unter forschungsorganisatorischen Gesichtspunkten kann man hier zurecht von der Begründung einer neuen linguistischen Schule sprechen. Die amerikanische Variationsforschung hat sich nach den ersten bahnbrechenden Untersuchungen von Labov in ihrer Anfangsphase vorrangig auf die Entwicklung theoretischer Modelle konzentriert, wobei die sprachlichen Daten, die dabei herangezogen wurden und die meistens aus den Bereichen Phonetik und Syntax entnommen waren, nur Beispielcharakter trugen. Inzwischen steht die Analyse konkreten Sprachmaterials, die jetzt auch Semantik und Pragmatik einbezieht,⁴ jedoch wieder im Vordergrund. Es geht also heute auch um die Datengewinnung und nicht mehr vorrangig um den Entwurf eines Beschreibungsformalismus zur Erfassung bereits bekannter sprachlicher Daten.⁵ Damit hat sich die Variationsforschung zugleich auf die praktischen Aufgaben zurückbesonnen, die sich einer realistischen Linguistik⁶ stellen.⁷

Trotz so entscheidender Neuorientierung ist das Erbe der generativen Grammatik doch schon im Grundansatz dieses Forschungszweiges deutlich erkennbar: als Ausgangspunkt der Analyse sprachlicher Variation werden das grammatische Regelsystem einer Sprache bzw. einzelne grammatische Regeln gewählt. Da sich die Annahme eines uniformen Regelmechanismus, der allen Äußerungen zugrundeliegt, die in einer Sprache gemacht werden können, als untauglich erwiesen hat, wurde die Aufgabe zunächst darin gesehen, diesen

⁴ Vgl. die Beiträge der drei Kolloquien "New ways of analyzing variation": Bailey/Shuy 1973; Fasold/Shuy 1975; Fasold/Shuy 1977. Vgl. auch den von Sankoff herausgegebenen Sammelband Sankoff 1978; ferner z.B. Sankoff/Thibault/Bérubé 1978.

⁵ Zu solcher Zielsetzung bekennt sich ausdrücklich z.B. Habel 1977: 193.

⁶ Vgl. zu diesem Terminus auch Hartmann 1979: 354ff.

⁷ Vgl. etwa Shuy 1975, der besonders die Anwendung für die Sprachdidaktik hervorhebt.

Regelmechanismus zu verfeinern und zu differenzieren. Die Heterogenität der Sprache erscheint also als ein Phänomen der 'Varianz', d.h. als variable, unterschiedliche Realisierung zugrundeliegender gleicher Schemata. Wie etwa ein Phonem, sagen wir das deutsche /ch/ in zwei phonetischen Varianten auftritt, nämlich [ç] und [x], deren Auswahl nicht beliebig, sondern eindeutig positionsbedingt ist,⁸ so können auch andere Elemente des Sprachsystems systematisch in verschiedener Weise realisiert werden. Die Auswahl bestimmter Realisationsformen ist weder zufällig noch willkürlich, sondern ergibt sich aus der sprachlichen Umgebung, in der das betreffende Element auftritt, und – das ist eine entscheidende durch die Soziolinguistik eingeführte Neuerung – aus bestimmten außersprachlichen Faktoren. Die variable Realisierung zugrundeliegender Schemata betrifft alle Ebenen der Sprachbetrachtung. So erscheinen z.B. die semantische und pragmatische Variation als unterschiedliche Realisation der gleichen kommunikativen Absicht. (Vgl. hierfür etwa den Ansatz von Wildgen 1974; 1977a.) Zielpunkt dieser Variationsforschung ist es, ein sprachliches Regelsystem aufzustellen und die unterschiedlichen systematischen Realisationsmuster zu verzeichnen bzw. Subregeln zu entwickeln, die bestimmte typische Muster des Sprachverhaltens genauer erfassen können. Dieser Ansatz ist insofern 'sozial realistisch' (vgl. Hymes 1972b: 315; Labov 1971a: 464), als er die außersprachlichen Bedingungen des Sprechens als Randbedingungen der sprachlichen Regeln einbezieht. Dennoch ist für ihn Sprache zunächst *Sprachstruktur*.⁹

Von einer prinzipiell anderen Fragestellung gehen demgegenüber Untersuchungsansätze aus, die als 'funktionalistisch' zu bezeichnen wären¹⁰ und bei der Beschreibung sprachlicher Varietäten nicht die Gestalt der Sprache, sondern ihre Leistung und Bedeutung für die menschliche Interaktion in den Mittelpunkt stellen. Der funktionalistische Ansatz ist innerhalb der Sprachwissenschaft zwar nicht neu, doch sind die sprachlichen Varietäten bislang kaum systematisch zum Gegenstand einer solchermaßen orientierten Forschungsrichtung erhoben worden, so daß die folgenden Überlegungen, die die Grundlage der weiteren Ausführungen dieser Arbeit bilden, zunächst nur programmatischen Charakter haben und nicht als Zusammenfassung der Hypothesen eines bereits etablierten Forschungszweiges gelten können.

Die Heterogenität der Sprache erscheint in diesem Ansatz als unmittelbarer Ausfluß der unterschiedlichen lebensweltlichen Zusammenhänge, in denen Sprache gebraucht wird, so daß die Verflochtenheit von Sprache und Sozial-

⁸ Deswegen stellt diese Varianz auch kein Phänomen der Performanz dar, sie ist nicht individuell gebunden, sondern systembedingt.

⁹ Vgl. für eine Kritik dieser Ansätze auch Simon/Ammon 1974: 331ff.

¹⁰ Vgl. auch Habel/Kanngießer 1978b: 19.

struktur, d.h. die engen Beziehungen zwischen den verschiedenen in einer Gesellschaft möglichen Interaktionsformen und unterschiedlichen sprachlichen Varietäten, den Ausgangspunkt der Überlegungen bilden. Nicht die variable Ausformung *gleicher* Schemata, letztlich also immer gleicher kommunikativer Absichten, steht hier im Mittelpunkt, sondern die Untersuchung der für *unterschiedliche* kommunikative Absichten verwendeten typischen Sprachformen. Hier wird also nicht das Problem der sprachlichen Varianz und damit die Frage nach den verschiedenen konkreten Realisationstypen einzelner sprachlicher Regeln in den Blick genommen, sondern die sprachlichen Varietäten erscheinen in gewissem Sinne als geschlossene Gebilde, die sich nicht allein durch ausgeprägte und durchgängig aufweisbare Unterschiede im sprachlichen Regelsystem gegeneinander abgrenzen, sondern unterschiedliche Formen des Sprachgebrauchs darstellen, die abgestimmt sind auf die jeweiligen Erfordernisse der Interaktionssituation.

Zielpunkt eines solchermaßen charakterisierten Ansatzes müßte es demnach sein, die jeweilige Funktion und sprachliche Ausprägung der einzelnen Varietäten darzustellen und die innere Gliederung einer Einzelsprache deutlich zu machen.

In Ansätzen liegen zwar Untersuchungen, die sich eine solche Vorgehensweise zum Ziel gesetzt haben, vor (vgl. auch Kapitel 4), doch können die vielfältigen herkömmlichen Studien zu sprachlichen Varietäten meist nicht in diesen Zusammenhang gestellt werden. Die vorliegenden Untersuchungen zu Berufssprachen, zur Frauensprache, zur Sprache der Schüler, zum Argot, Jargon, zur Fachsprache usw. usw. bieten eher ein bunt gemischtes Bild von Einzelstudien, die weit davon entfernt sind, sich zu einer einigermaßen einheitlichen Richtung zusammenschließen zu lassen. In der Tat standen bislang meistens bestimmte Einzelphänomene im Vordergrund des Interesses; von einem einheitlichen sprachtheoretischen Konzept oder methodischen Zugriff kann kaum gesprochen werden.

Zudem wurden die Varietäten auch traditionell häufig als ‚Sonderphänomene‘ oder Randerscheinungen behandelt, denen insbesondere von den Grammatikern wenig Interesse entgegengebracht wurde. So kann die verkürzende Darstellung einer Sprache als eines homogenen Systems keineswegs nur den vom Strukturalismus herkommenden Linguisten angelastet werden. Zurecht verweist z.B. Wandruszka (1971: 7) auf verwandte Strömungen der älteren Sprachwissenschaft: „Die Reduktion der Sprache auf einen uniformen Regelmechanismus ist an sich nichts Neues. Die normativen Grammatiken aller Völker und Zeiten zeigen ja immer wieder das geradezu verzweifelte Bemühen, die zu lehrende Sprache auf ein, möglichst konsequentes und kohärentes, uniformes System zu reduzieren.“ Auch aus diesem Grund fehlt es bislang an einer systematischen und einheitlichen Untersuchungsmethode zur Erfas-

sung der Heterogenität der Sprache und an einem sprachtheoretischen Modell, in das Einzelstudien zu sprachlichen Varietäten integriert werden könnten. (Vgl. Wandruszka 1975: 334.)

Das läßt sich nicht zuletzt auch daran ablesen, daß es einen gängigen linguistischen Terminus für dieses Phänomen nicht gibt. ‚Heterogenität der Sprache‘ ist sinnvoll und verständlich nur als Gegenbegriff zum ‚Homogenitätspostulat‘ der Linguistik. Die Begriffe ‚sprachliche Variation‘,¹¹ ‚Sprachvariante‘¹² oder ‚sprachliche Varietät‘¹³ werden zwar neuerdings des öfteren verwendet, doch wird man sie in den meisten linguistischen Wörterbüchern noch vergeblich suchen und es steht kaum zu hoffen, daß diese Begriffe bereits als klar definiert und ‚geläufig‘ gelten können. Am häufigsten begegnet man in der neueren Literatur den Termini ‚language variation‘ oder ‚linguistic variation‘, und diese Begriffe verweisen in der Regel auf die ‚variation studies‘ aus der neuen amerikanischen Forschungsrichtung und die formale Betrachtung sprachlicher Varianz. Die Begriffe ‚sprachliche Variation‘ und ‚Variationsforschung‘ werde ich daher im folgenden nur im Zusammenhang mit Untersuchungen aus diesem Bereich verwenden. Demgegenüber bezeichne ich mit dem Begriff ‚sprachliche Varietät‘ die verschiedenen in sich mehr oder weniger geschlossenen, konventionellen und sozial verbindlichen Typen der Sprachverwendung innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Die herkömmlicherweise unterschiedenen ‚Erscheinungsformen der Sprache‘ fallen ebenso unter diesen Begriff wie etwa die ‚Soziolekte‘ oder die ‚Funktionalstile‘, so daß der Terminus ‚sprachliche Varietät‘ einen relativ weiten Oberbegriff darstellt. Er soll allerdings – und hiermit wird bezüglich seiner Verwendung doch eine Beschränkung vorgeschlagen – den Größen vorbehalten bleiben, die innerhalb einer im weiteren Sinne ‚funktionalistisch‘ orientierten Untersuchung der innersprachlichen Heterogenität unterschieden werden. Obwohl man, wie gesagt, von einer traditionellen Disziplin zur Erforschung der sprachlichen Varietäten in diesem Sinn nicht sprechen kann, ist doch die Literatur, die sich mit diesem Problem auseinandersetzt, nahezu unüberschaubar. Viele wichtige Hinweise finden sich auch an unvermuteter Stelle, so daß der Versuch, eine auch nur annähernd vollständige Gesamtübersicht über den Problembereich zu geben, von vornherein keine Aussicht auf Erfolg haben kann. Dennoch überrascht es, wie wenig Übersichtsdarstellungen selbst für Teilbereiche bisher vorgelegt worden sind. Die meisten neueren systematisch ange-

¹¹ Vgl. z.B. Klein 1974a; 1974b; 1976; Wildgen 1974; 1977a; Bausch 1977; Habel 1977; Hartig 1977b; Werner 1977; Viereck 1978.

¹² Vgl. Lewandowski 1973–75: 673f.; Bierwisch 1978, Scherfer 1975; Viethen/Bald/Sprengel 1977: Bd. 1, Kap. 4.

¹³ Vgl. Scherfer 1976; Lewandowski 1973–75: 673; Radtke 1976: 351; Hartig/Binnick 1978.

legten Untersuchungen bringen einen eigenständigen Gliederungsentwurf und beziehen andere und gerade ältere Ansätze kaum ein. So scheint der Versuch, demgegenüber zunächst anhand der vorliegenden Literatur einen Überblick über verschiedene Einzelstudien zu sprachlichen Varietäten zu geben, durchaus berechtigt. Neben diesen Einzeluntersuchungen werden aber auch systematische Ansätze zur Erforschung der innersprachlichen Heterogenität diskutiert. Auf der Grundlage dieser Erörterungen kann dann auch besser bestimmt werden, welcher Stellenwert der neueren Variationsforschung zukommt.

2. Homogenität und Heterogenität der Sprache

Wenn von der Heterogenität der Sprache die Rede ist, so drängt sich zunächst der Gedanke an die äußere Sprachverschiedenheit, die Vielfalt von Einzelsprachen auf. Es gibt nicht die eine Sprache, sondern nur tausende verschiedener Sprachen. Diese Tatsache ist so augenfällig, daß es eines ausdrücklichen Hinweises darauf kaum bedarf. Daß auch eine Einzelsprache ein heterogenes Gebilde darstellt, ist dagegen weit weniger offensichtlich und bekannt.

Gegenüber der äußeren Vielfalt von Sprachen erscheint die innere Differenzierung einer Einzelsprache, die Vielzahl von Sprechweisen in einer Sprache, tatsächlich oft als ein eher unwesentliches Phänomen, über das nicht nur ein unbefangener Beobachter, sondern auch der Linguist häufig hinwegsieht. Dennoch erkennt man auf den zweiten Blick innerhalb jeder Einzelsprache — unbeschadet einer gewissen Gleichförmigkeit auf bestimmter Stufe — unterschiedliche Sprachformen und Sprechweisen. Sprachen und Sprachgemeinschaften sind in sich differenziert. Innerhalb jeder Sprache gibt es eine Vielzahl von Varietäten.

Die Frage zu stellen, was denn die Ursache für die Existenz von sprachlichen Varietäten, von verschiedenen ‚Sprachen‘ in einer Sprache ist, heißt zugleich, nach dem Verhältnis von ‚Sprache und Gesellschaft‘ zu fragen. Tatsächlich läßt schon ein flüchtiger Blick auf die Struktur und Entwicklung einer Sprachgemeinschaft deutlich werden, wie sehr die Anzahl und die jeweilige Ausprägung der Varietäten von den spezifischen sozialen Voraussetzungen abhängig sind. In jeder Sprachgemeinschaft gibt es unterschiedliche Gruppen, die sich auch sprachlich gegeneinander abgrenzen. Für unterschiedliche Kommunikationsbedürfnisse und Interaktionsformen bilden sich spezifische sprachliche Varietäten aus. So können sowohl gruppen- wie auch situationsspezifische Sprechweisen unterschieden werden, die sich als mehr oder weniger ausgeprägte ‚Subsysteme‘ einer Sprache gegenüberstehen. Für welche Gruppen und welche Situationen, für welche Bereiche bestimmte ‚Gruppen- und Sondersprachen‘ entwickelt werden, hängt offenbar von den besonderen sozialen Gegebenheiten einer Gesellschaft ab. Es gibt nicht für alle Sprachgemeinschaften und Sprachen übereinstimmende Situationstypen und Formen von spezifischen Kommunikations- und Sprechweisen. D.h. die innere Differenzierung der Sprache ist zu verstehen als Folge und Ausdruck der jeweiligen Sozialstruktur einer Gesellschaft. Die differenzierten sprachlichen Gegebenheiten sind in ein Verhältnis zu dem komplexen Sozialsystem zu setzen und auf dieses jeweils konkret abzubilden.

Mit diesen Bemerkungen ist ein sprachsoziologischer Ansatzpunkt markiert. Ihm geht es nicht allein und zunächst darum, das Ganze einer Sprache in unterschiedliche Erscheinungsformen und Subsysteme zu gliedern, d.h. es steht nicht die Einzelsprache im Vordergrund der Betrachtung. Vielmehr kommt es darauf an, die sprachlichen Varietäten, die die Angehörigen einer Sprach- bzw. besser noch: einer Kommunikationsgemeinschaft benutzen, zu beschreiben und den systematischen und funktionalen Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Interaktionsformen und sprachlichen Varietäten deutlich zu machen. Ausgangspunkt ist also die Frage, welche Sprecher zu welchem Zweck und in welcher Situation interagieren und welcher Sprachform sie sich dabei bedienen.

Die unterschiedlichen von den Angehörigen einer Sprachgemeinschaft verwendeten Varietäten sind zwar in der Regel Varietäten einer einzelnen Sprache, sie müssen es aber nicht sein. Für eine bestimmte Schicht von deutschen Sprechern war es z.B. einmal üblich, französische Konversation zu führen. Dieses Faktum ist nicht nur insofern wichtig, als es über das Sprachverhalten einer bestimmten sozialen Gruppe deutscher Sprecher Aufschluß gibt, sondern es hat auch Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache – bzw. bestimmter Varietäten der deutschen Sprache – gehabt.

Die Heterogenität der Einzelsprache grenzt also in manchen Fällen unmittelbar an das Problem der äußeren Sprachverschiedenheiten, des Sprachkontakts und der Sprachmischung an.¹⁴ Der soziale Bilingualismus weicht so gesehen letztendlich nur graduell von der für jede Sprachgemeinschaft gültigen inner-sprachlichen Variabilität ab.

Obwohl die innere Differenzierung der Sprache durchaus im Zusammenhang mit dem Phänomen der Mehrsprachigkeit und des Sprachkontakts gesehen werden muß, fallen beide Erscheinungen dennoch nicht zusammen. Zunächst stellt sich für eine im engeren Sinne linguistische Untersuchung die Aufgabe, ein einzelnes sprachliches System (das sehr wohl unterschiedliche Varietäten inkorporieren kann und dies in der Regel auch tut) für sich zu beschreiben.

Darüberhinaus scheint es auch von einer psycholinguistischen Fragestellung her wichtig, welche Unterschiede in der mentalen Repräsentation von verschiedenen Sprachen auf der einen Seite und verschiedenen Varietäten einer Sprache auf der anderen Seite vorliegen und welche unterschiedlichen Mechanismen in der Sprachverwendung hierbei jeweils zum Tragen kommen.

¹⁴ Fishman 1972b: 437 bezeichnet beide Bereiche mit dem Oberbegriff "multilingualism" und stellt sie als "within-group (or intragroup) multilingualism" und "between-group (or intergroup) multilingualism" einander gegenüber. Wandruszka 1975: 333 spricht von „innerer Mehrsprachigkeit“. Vgl. auch Gumperz 1972: 463.

Wenn es um die Heterogenität der Einzelsprache geht, um die *innere* Differenzierung der Sprache, so muß eine Abgrenzung gegenüber der äußeren Sprachverschiedenheit und der Mehrsprachigkeit im engeren Sinne erfolgen können. Die Einheit einer Sprache braucht auch tatsächlich nicht der Vielfalt von Varietäten geopfert zu werden. In gewisser Hinsicht ist ja die Einzelsprache homogen, sie grenzt sich deutlich gegen andere Einzelsprachen ab, und allen Varietäten einer Sprache sind gewisse linguistische Merkmale gemeinsam. Die innere Differenzierung der Sprache bringt also nicht wiederum eine Vielzahl von Sprachen hervor.

Die Grenzziehung zwischen äußerer Sprachverschiedenheit und innersprachlicher Variabilität, die – bei aller Berücksichtigung der Verwandtschaft der Fragestellungen – vorgenommen werden sollte, ist übrigens auch vom sprachsoziologischen Standpunkt her nicht als ein bloßes Zugeständnis an die ‚Linguistik‘ aufzufassen. Für den Sprachsoziologen mag es zwar von eher untergeordneter Bedeutung sein, ob zwei Varietäten genügend linguistische Merkmale gemeinsam haben, um als Varietäten *einer* Sprache betrachtet werden zu können, oder ob sie zwei unterschiedliche sprachliche Systeme darstellen. Die Frage nach der Einheit einer Sprache und einer Sprachgemeinschaft stellt sich für ihn selbst allerdings unmittelbar, wenn es um die Einstellungen und Meinungen geht, die die Sprecher zu ihrer Sprache und ihrer Sprachgemeinschaft, zu den einzelnen Varietäten und den verschiedenen Sprechergruppen einnehmen. Sprachen und sprachliche Varietäten werden ja nicht in erster Linie innerhalb der Linguistik konstruiert, sondern sie stellen soziale Größen dar, mit denen die Sprecher immer schon rechnen und deren (möglicherweise hypostasierte) Existenz auf ihr Gesamtverhalten gewichtigen Einfluß hat. Die Einheit einer Sprache, die Abgrenzung von Einzelsprachen gegeneinander und die Unterscheidung von sprachlichen Varietäten, wie sie durch die Einstellungen und Wertungen einer Sprechergemeinschaft begründet werden, stellen deswegen nicht allein ein linguistisches, sondern auch ein soziologisches Problem dar. Zur Charakteristik der sprachlichen Varietäten ist nicht nur eine genaue Analyse des Sprachverhaltens erforderlich,¹⁵ sondern ebenso die Untersuchung der Einstellungen zu sprachlichen Varietäten und zur Gesamtsprache.¹⁶ In der Zuordnung von sprachlichen Varietäten zu einer bestimmten Sprache und der Abgrenzung von Sprachen gegeneinander beweisen die Sprecher oft eine bemerkenswerte Sicherheit, wobei sich im übrigen deren Urteile mit den linguistischen Analysen durchaus nicht decken müssen. Mehr-

¹⁵ Außerdem hat ja die Einschätzung des Sprachverhaltens auf das Sprachverhalten selbst unmittelbar Einfluß. Vgl. Smith 1973: 97.

¹⁶ Zu diesem Problemfeld der "language attitudes", das noch verschiedentlich zur Sprache kommen wird, vgl. z.B. Agheyisi/Fishman 1970; Cooper/Fishman 1974 sowie die konkreten Untersuchungen in Shuy/Fasold 1973.

sprachigkeit und innersprachliche Verschiedenheiten sind jedenfalls für die Sprecher sehr wohl klar unterscheidbare Phänomene. Die hierarchische Gliederung von Varietäten und die Zuordnung von Varietäten zu einer Sprache, die für den Linguisten ein mitunter schwieriges Problem darstellen, werden von den Sprechern relativ unbefangen vorgenommen. Schon deswegen scheint es nicht geraten, die Untersuchung der Heterogenität der Sprache dahin ausmünden zu lassen, daß man nur noch verschiedene Varietäten nebeneinander stellt und – im Bewußtsein der Tatsache, daß es ein homogenes Sprachsystem im herkömmlichen Sinne nicht geben kann – den Begriff der ‚Einzelsprache‘ ganz fallen läßt. Die Einheit einer Einzelsprache und die Vielfalt von Sprechweisen und Varietäten im Rahmen einer Einzelsprache entsprechen nicht zwei sich ausschließenden theoretischen Konzepten, sondern sind nur zwei Aspekte eines Phänomens.

Da die konkrete Ausprägung der innersprachlichen Heterogenität von der jeweiligen Differenziertheit und Komplexität eines Sozialsystems abhängt, ergeben sich in unterschiedlichen Gesellschaftsformen auch ganz unterschiedliche Typen sprachlicher Differenzierung. Je homogener und einfacher eine Gesellschaft strukturiert ist, desto homogener wird auch ihre Sprache sein können. Ein komplizierteres Sozialsystem bringt dagegen naturgemäß eine größere Anzahl von Varietäten mit sich. Diese in solcher Allgemeinheit vermutlich nicht ganz unrichtige, aber überaus einfache Parallelisierung von sprachlichen und sozialen Gegebenheiten wirft die Frage auf, welche gemeinsamen Züge die innersprachliche Variabilität in unterschiedlichen Sozialsystemen desselben Typs aufweist. Obwohl hier nur die konkreten Gegebenheiten im deutschen Sprachraum näher behandelt werden sollen, ist es doch sinnvoll, sich in groben Zügen zu vergegenwärtigen, welche Typen von innersprachlicher Differenzierung in den bekannten Gesellschaftsformen vorkommen bzw. zu erwarten sind. Bei dem Versuch einer Klassifizierung schließe ich mich der Darstellung von Gumperz (1972) an, der für fünf Gesellschaftstypen die jeweils charakteristische Form sprachlicher Heterogenität beschreibt.

1. Innerhalb von Horden von Jägern und Sammlern, die kaum Kontakte nach außen haben, in sich eine minimale soziale Schichtung aufweisen und ausschließlich in direkter „face-to-face-communication“ interagieren, ist die innersprachliche Differenzierung nur gering. Gumperz unterscheidet zwei ‚Stile‘, deren Distanz zueinander jedoch nicht sehr groß ist: die spontane Alltagssprache und eine nicht spontane Sprache, die für den Gebrauch in religiösen Zeremonien u.ä. bestimmt ist.

2. In größeren Stammesgesellschaften, die schon Handelsverbindungen nach außen aufweisen, bilden sich besondere ‚Sprachstile‘ von Spezialisten für bestimmte Bereiche aus. Außerdem entwickelt sich eine Handelssprache, die

nur in den Handelsbeziehungen verwendet wird, eine relativ große Distanz zur gewöhnlichen Sprachform zeigt und die ein geringes Prestige hat.

3. Die soziale Struktur von entwickelten Gesellschaften, bei denen sich noch Stammesmerkmale finden, ist dadurch charakterisiert, daß sich eine Herrschergruppe von der übrigen Bevölkerung abhebt. Für die beiden Gruppen ist der Gegensatz eines gehobenen zu einem niedrigen ‚Stil‘ kennzeichnend.

4. Die höchste Sprachvielfalt weisen intermediäre Gesellschaften (wie z.B. das mittelalterliche Europa oder das heutige Indien) auf, in denen landschaftlich verschiedene Umgangssprachen vorkommen, Argots für bestimmte Situationen, Sondersprachen bestimmter sozialer Gruppen und Berufsgemeinschaften, Formen der Sakral- und Verwaltungssprache u.ä.

5. In hochurbanisierten Gemeinschaften nimmt nach Gumperz die Sprachvielfalt zugunsten eines Sprachausgleichs wieder stark ab.

“Language distances within the code matrix are lowest in some highly urbanized communities such as we find in parts of modern Europe and in the United States. In these communities, the distinction between standard and local dialects has almost disappeared. It is reflected only in the form of regional standards such as we have in the American Midwest, Southwest, or West. Some special speech distinctions persist. In addition there are a number of distinct formal and informal subcodes, as well as technical and scientific parlances. In contrast to what we find in intermediate societies, however, language distances among these forms tend to be confined to the syntactical and lexical levels. We rarely find two or three different sets of inflectional allomorphs or function words such as characterize stylistic differences in some of the Asian languages. A large portion of the differences that do occur are justified by special requirements for technical terminology. It almost seems that shallow linguistic contrast in styles is a direct correlate of the fluidity of roles symbolized by the distinction between caste and class. Language loyalty in these societies is bestowed on the standard, which now closely reflects the majority speech.” (Gumperz 1972: 469f.)

Nach Gumperz sind also in den komplex strukturierten hochentwickelten Gesellschaften die Unterschiede zwischen den verschiedenen sprachlichen Varietäten nicht besonders gravierend, sondern eher auffallend gering. Die Notwendigkeit, sich in einer solchen hochentwickelten Gesellschaft weiträumig zu verständigen, reduziert die Unterschiede in den sprachlichen Varietäten erheblich.

Auch die Bundesrepublik, bzw. der gesamte deutsche Sprachraum, dürfte zu diesem Gesellschaftstyp gehören. Ausgeprägte echte Sondersprachen, die bedeutend von einem allgemeinen Standard abweichen, dürften also nicht vorkommen. In der historischen Entwicklung der deutschen Sprache müßten sich diese Unterschiede reduziert haben. Unterschiedliche Sprechweisen für bestimmte Bereiche sind zwar noch vorhanden, aber die sprachstrukturellen Differenzierungen sind vergleichsweise gering. Die Varietäten bewegen sich deutlich im Rahmen einer einzigen relativ einheitlichen Einzelsprache.

Während Gumperz in bezug auf die hochurbanisierten Gesellschaften mehr oder weniger selbstverständlich von der Existenz nationaler Einzelsprachen ausgeht, sieht Zabrocki die Tendenz bzw. den Druck zum Sprachausgleich auch im übernationalen Rahmen gegeben. Dieser kommt durch häufigere und intensivere Kommunikationsbedürfnisse zustande. Dabei werden nach Zabrocki die Nationalsprachen zunehmend durch internationale Sprachen ersetzt.

„Im 20. Jahrhundert entwickeln vorwiegend ökonomische Kräfte, die integrierender Natur sind, ihre Wirkung. Auf dieser Grundlage entwickelt sich eine kommunikative Weltgemeinschaft. Diese Weltgemeinschaft wird mit der Zeit immer kompakter.“ (Zabrocki, 1970: 10.)

„Je kompakter die kommunikative Gemeinschaft ist, desto schneller kommt es zur Vereinheitlichung des kommunikativen Umlaufmittels. Jede kommunikative Gemeinschaft ist aus rein ökonomischen Gründen gezwungen, danach zu streben, ein einheitliches Kommunikationsmittel zu entwickeln.“ (Zabrocki 1970: 8).¹⁷

Danach scheint sich nicht eine stärkere Differenzierung der Sprache, sondern eine zunehmende Überwindung sogar der Vielfalt von Einzelsprachen anzubahnen.

Das Phänomen des zunehmenden Ausgleichs von Sprachvarietäten ist gerade auch für die Entwicklung der deutschen Sprache auffallend und immer wieder hervorgehoben worden. Die Geschichte der deutschen Sprache scheint geprägt durch eine einheitliche Tendenz: der Verdrängung einer Vielzahl von Mundarten durch eine überregionale Einheitssprache. Die Darstellung dieser Entwicklung steht in vielen Geschichten der deutschen Sprache im Vordergrund. Diese Entwicklung stellt sich grob in folgenden Phasen dar:

„am Beginn unserer Sprachgeschichte wie der anderer Völker stehen Mundarten, die auch geschrieben werden.“ (Moser 1969: 15.)

Diese Mundarten, die immerhin als Dialekte einer Sprache aufgefaßt werden, sind sprachlich so sehr verschieden, daß eine gegenseitige Verständlichkeit -- selbst bei schriftsprachlichem Verkehr -- bei weitem nicht vorliegt.¹⁸ Nach der Darstellung von Werner Besch sind „noch weit in das 16. Jh. hinein“

¹⁷ Zabrockis vehement vorgetragene These, die nationalen Sprachgemeinschaften bilden ein historisches Relikt und sollten -- je eher je lieber -- durch eine Weltsprachgemeinschaft ersetzt werden, muten im ganzen allerdings etwas befremdlich oder doch voreilig an. Die Nationalsprachen, deren Vielfalt im wissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen und politischen Bereich zwar tatsächlich mitunter hinderlich ist, haben heute jedenfalls noch unbeschränkte Gültigkeit im Alltagsverkehr.

¹⁸ Dies gilt, obwohl man die Entscheidung, was als Dialekt einer Sprache zu gelten hat, nicht selten auf das Kriterium der gegenseitigen Verständlichkeit zu stützen versuchte.

(Besch 1973: 423) Übersetzer notwendig, die zwischen den deutschen Mundarten sprachlich vermitteln müssen. Eine „langsame Reduzierung des Variantenbestandes“ (ebd.: 425) tritt für das Deutsche erst in frühneuhochdeutscher Zeit ein.

„Die neu(hoch)deutsche Periode ist vor allem dadurch gekennzeichnet, daß im Jahrhunderte währenden Wettstreit verschiedener Formen eine allgemein gültige Einheitssprache entsteht, die sich über die Volkssprache, die Mundarten und Berufssprachen wie über die sich entfaltenden Umgangssprachen erhebt. Die landschaftlichen Schreibidiome spielen eine immer geringere Rolle und leben bald nur noch als gesprochene landschaftliche Sprachen, die selten -- in der Form der Mundartdichtung -- zum geschriebenen Wort werden.“ (Moser 1969: 139f.)

Für das späte 19. und das 20. Jahrhundert stellt Moser fest:

„teilweise aus den praktischen Bedürfnissen des Verkehrs erklären sich die Bestrebungen nach weiterer Vereinheitlichung der Hochsprache auf dem Gebiet der Schreibung, aber auch der Aussprache: die Schriftsprache ist auf dem Weg zur vollen Einheitssprache.“ (Ebd. 167).¹⁹

Damit ergibt sich, daß die Dialekte, die vielfach noch heute als die eigentlichen und wichtigsten Varietäten der deutschen Sprache angesehen werden, immer mehr zurückweichen und durch eine übergeordnete Varietät ersetzt werden.

Zu erklären sind diese Ausgleicherscheinungen durch außersprachliche Gegebenheiten wie die Intensivierung von Handelsbeziehungen, den Ausbau von Verkehrswegen usw., aber auch z.B. durch nationale Einigungsbestrebungen, die die Gemeinschaft immer stärker zusammenschließen. Für das 19. Jahrhundert nimmt v. Polenz eine Intensivierung dieser Entwicklungen an.

„Was die allgemeine Schulpflicht schon angebahnt hatte, wurde seit dem 19. Jh. verstärkt durch die Veränderungen der Sozialstruktur in Deutschland (Industrialisierung, Demokratisierung, nationale Einigung). (...) Die verstärkte Tendenz zur Gemeinsprache und damit die allmähliche Zurückdrängung der Mundarten entsprachen der Notwendigkeit sozialer Anpassung.“ (v. Polenz 1972: 131.)

Das führt uns zu der heutigen Situation, in der von verschiedener Seite der endgültige Untergang der Mundarten befürchtet wird, der einer kaum mehr aufhaltbaren Entwicklung entspreche. Moser äußert dazu:

„Werden die Mundarten untergehen? Sie haben wie alle volkstümlichen Überlieferungen schon viel von ihrem ursprünglichen Bestand verloren. Mit einer weiteren Einebnung ist zu rechnen: durch die modernen Nachrichtenmittel hat

¹⁹ Ein absoluter landschaftlicher Ausgleich ist nach Moser auch heute noch nicht erreicht, und er ist auch nicht wünschenswert. Vgl. Moser 1969: 182f.

sich der Einfluß der Hochsprache erheblich verstärkt, und der gesteigerte Verkehr läßt die mundartlichen Verschiedenheiten zurücktreten.“ (Moser 1969: 204.)

Die Mundarten sieht Moser (ebd.: 204) aber nicht in erster Linie durch die Hochsprache, sondern durch „großräumige landschaftliche Umgangssprachen“ bedroht.

Hier zeigt sich, daß die Vereinheitlichung der deutschen Sprache eine äußerst langwierige Erscheinung ist, die außerdem nicht kontinuierlich verläuft, sondern charakteristische Zwischenstufen aufweist. Der Ausgleich früher bestehender vielfältiger Differenzierungen ist aber unaufhaltsam.

So scheint es, daß Gumperz nicht unrecht hat, wenn er annimmt, die sprachliche Differenzierung in einem hochentwickelten Land sei relativ unbedeutend. Für das Deutsche gilt tatsächlich, daß sich die Verschiedenheiten im Laufe der geschichtlichen Entwicklung drastisch reduziert haben.

Wenn man die Veränderungen in den dialektalen Verhältnissen zugrundelegt, sieht es so aus, als ob die Varietäten der deutschen Sprache immer mehr zu einem peripheren Phänomen werden. Ausgeprägte Gruppen, 'sprachen' – und auch der Dialekt, der auf der Existenz einer mehr oder weniger großen Gruppe beruht, deren Mitglieder durch gemeinsame landschaftliche Herkunft verbunden sind, könnte als „Gruppensprache“ bezeichnet werden – und Sonder, 'sprachen' liegen gar nicht mehr vor. Ihnen kann also eigentlich kaum das Hauptinteresse des Linguisten gelten.

Im Gegensatz zu den eben angeführten Ansichten läßt sich jedoch auch die These vertreten, die Sprache innerhalb hochentwickelter Gesellschaften tendiere zu immer stärkerer Differenzierung.²⁰ Schon Hermann Paul verwirft die These, daß ein kontinuierlicher Abbau von Differenzierungen auf höherer Kulturstufe festzustellen sei.

„Alle natürliche Sprachentwicklung führt zu einem stetigen, unbegrenzten Anwachsen der mundartlichen Verschiedenheiten. Die Ursachen, welche dazu treiben, sind mit den allgemeinen Bedingungen des Sprachleben gegeben und davon ganz unzertrennlich. Es ist eine falsche Vorstellung, der man leider noch in sprachwissenschaftlichen Werken begegnet, die ein großes Ansehen genießen, daß die frühere zentrifugale Bewegung, durch welche die Mundarten entstanden seien, auf höherer Kulturstufe, bei reger entwickeltem Verkehre durch eine rückläufige, zentripetale abgelöst werden. Diese Vorstellung beruht auf ungenauer Beobachtung.“ (Paul 1975: 48).²¹

²⁰ Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß selbstverständlich die eben zitierten Autoren die beiden Aspekte gesehen und angesprochen haben; es wurden nur aus Gründen der Argumentationsfolge diesbezügliche Aussagen zunächst beiseite gelassen.

²¹ Unter Mundart dürfen dabei allerdings nicht mehr nur die traditionellen geographischen Varianten verstanden werden. Auch die Gemeinsprache ist nach Paul weit davon entfernt, einheitlich zu sein. Die „allgemeinen Bedingungen der Sprachentwicklung“ bringen in jedem Fall wieder Differenzierungen hervor. Vgl. auch Paul 1975: 405.

Letzten Endes sind beide Tendenzen – Ausgleich und innere Differenzierung – nur komplementäre Phänomene einer einzigen Entwicklung, deren Verlauf etwa folgendermaßen umrissen werden kann:

Die Tatsache, daß die Sprachgemeinschaft zunächst in kleinere Dialektbereiche aufgeteilt ist, erweist sich bei stärker werdendem Kontakt ihrer Mitglieder untereinander als Hemmnis. Je mehr die Sprecher verschiedener Dialekte einander mitzuteilen haben, desto mehr tendieren sie dazu, einen sprachlichen Ausgleich zwischen den Dialekten herbeizuführen, bzw. zum Zwecke des Verkehrs miteinander einen anderen als den Heimatdialekt als ‚Zweitsprache‘ zu erwerben. Das führt, wie eben angedeutet, schließlich dazu, daß Verständnisbarrieren abgebaut werden und einer der Dialekte (eventuell in veränderter Gestalt) zur allgemein verbindlichen Verkehrssprache wird. Je mehr nun diese Verkehrssprache in ihrem Prestige wächst, d.h. je mehr sich ihre Sprecher als *e i n e r* (nationalen) Sprachgemeinschaft zugehörig fühlen und Sprachloyalität gegenüber der überregionalen Varietät zeigen, desto eher wandelt sich die Verkehrssprache, die anfangs nur zu bestimmten eingeschränkten Zwecken verwendet wurde, zu einer *S t a n d a r d s p r a c h e*, die einer großen Gemeinschaft zu vielfältigen kommunikativen Zwecken dient. Drei Faktoren, die Garvin/Mathiot als auszeichnende Merkmale jeder Standardsprache bezeichnet haben, sind damit genannt. (Vgl. Garvin/Mathiot 1972: 369f. Vgl. auch Garvin 1964.)

1. Die einigende Funktion

Eine Standardsprache einigt die verschiedenen kleineren Dialektgemeinschaften, die der Sprache zugehören, zu einer größeren Gemeinschaft, indem sie Verständnisbarrieren zwischen den Dialektgemeinschaften zu überwinden ermöglicht.

2. Die abgrenzende Funktion

Während die Standardsprache die Sprecher von Dialektgemeinschaften einigt, ermöglicht sie andererseits die Abgrenzung gegenüber anderen (nationalen) Sprachgemeinschaften und Standardsprachen.

3. Die Prestige-Funktion

Eine Standardsprache ist eine mit hohem Prestige besetzte Varietät. Die Sprecher beweisen gegenüber der Standardsprache Sprachloyalität (*language loyalty*).²² Nicht allein die Gleichförmigkeit des Sprachverhaltens einer bestimm-

²² Vgl. zu diesem Begriff Weinreich 1970: 99f.; Fishmann 1966. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Weisgerber 1931: 596, der die Sprachgemeinschaft auf einer „willensmäßigen“ Zusammengehörigkeit beruhen läßt.

ten Gruppe ist also ausschlaggebend dafür, daß man von einer Standardsprache sprechen kann, sondern auch die Einigkeit in der Bewertung dieser Varietät.

Sofern es sich also tatsächlich um eine Standardsprache handelt und nicht nur um einen für überregionale Kommunikation verwendeten Dialekt, kommt ihr eine Vielfalt von Funktionen zu; sie hat den Kommunikationsbedürfnissen einer viel größeren Zahl von Sprechern, deren Mitteilungsinteressen naturgemäß sehr verschiedenartig sein können, zu entsprechen als alle Dialekte, die nur auf Kommunikation in relativ kleinen, übersichtlichen Gemeinschaften abgestellt sind.

Wenn also auch die Vergrößerung der Sprachgemeinschaft notwendig eine ‚Vereinheitlichung‘ der Sprachen der einzelnen Gruppen nach sich zieht, die allein die Aufhebung von Verständigungsschranken gewährleisten kann, bringt sie andererseits gleichzeitig eine verstärkte innere Differenzierung dadurch mit sich, daß es zu vielfältigeren Ausdrucksbedürfnissen kommt.

Wenn z.B. zu einem gegebenen Zeitpunkt im Dialekt A Alltagsgespräche geführt werden, man jedoch A nicht im Amtsverkehr verwenden kann, sondern in diesen Situationen den Dialekt B verbindlich ist, und wenn beide zur Sprache Y gehören, liegt eine geordnete Funktionsdifferenzierung für die beiden Dialekte der Sprache vor. Wird B dann aber (möglicherweise als einziger verbleibender Dialekt der Sprache Y) zum allgemein verbindlichen Standard erhoben, dann wird man in dieser Varietät sowohl Alltagsgespräche führen als auch den Amtsverkehr abwickeln, Literatur schreiben, Wissenschaft treiben usw. Dennoch ist es nicht exakt ‚dieselbe Sprache‘, die in diesen Situationen verwendet wird. Eine Sprache erscheint — in unterschiedlichen Bereichen verwendet — in unterschiedlichen Ausprägungen. D.h. für unser Beispiel, die Sprache Y wird zwar in allen Kommunikationssituationen gebraucht; sie differenziert sich auch nicht mehr in verschiedene Dialekte, sondern ihre Realisationsform, der ehemalige Dialekt B, wird stattdessen in sich eine Differenzierung nach verschiedenen Sprechweisen erkennen lassen, die auf den unterschiedlichsten Ebenen (Phonetik, Wortschatz, Syntax usw.) beschrieben und gegeneinander abgegrenzt werden können.

Je eingeschränkter und spezialisierter das Gebiet ist, über das man in einer Sprache kommuniziert, desto homogener kann diese Sprache sein. Erweitern sich aber Sprachgemeinschaft und Kommunikationsbereich, so nimmt die innere Differenzierung immer weiter zu. Das auszeichnende Merkmal jeder Standardsprache ist demnach, daß sie bei Aufrechterhaltung ihrer Einheit, die die Verständigung einer Vielzahl von Individuen und unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen ermöglicht, dennoch für bestimmte Bereiche spezialisiert werden kann. Darin liegt der Gedanke der *inneren* Differenzie-

rung begründet, die sich eben von jeder äußeren Differenzierung dadurch unterscheidet, daß letztere nicht Spezialisierungen einer bestimmten Sprache für eine kleinere Gruppe bei gleichzeitiger Gewährleistung gegenseitiger Verständigung der verschiedenen Gruppen ermöglicht.

Diese besondere Form der Differenzierung bringt es mit sich, daß eine strikte Kodifizierung sich für eine Standardsprache verbietet; denn diese könnte den Anforderungen der verschiedenen und immer neuen kommunikativen Bedürfnisse nicht gerecht werden. Diese Zusammenhänge stellen sich nach Haugen so dar:

“Apparently opposed to the strict codification of form stands the maximal variation or elaboration of function one expects from a fully developed language. Since it is by definition the common language of a social group more complex and inclusive than those using vernaculars, its functional domains must also be complex. It must answer to the needs of a variety of communities, classes, occupations, and interest groups. It must meet the basic test of *adequacy*. Any vernacular is presumably adequate at a given moment for the needs of the group that uses it. But for the needs of the much larger society of the nation it is not adequate, and it becomes necessary to supplement its resources to make it into a language.” (Haugen 1972: 108.)

Gleichzeitig weist Haugen aber auch auf die Vorteile einer besonders geringen formalen Varianzbreite einer Standardsprache hin.

“The ideal case of minimal variation in form would be a hypothetical, ‘pure’ variety of a language having only one spelling and one pronunciation for every word, one word for every meaning, and one grammatical framework for all utterances. For purposes of efficient communication this is obviously the ideal code. If speakers and listeners have identical codes, no problems of misunderstanding can arise due to differences in language.” (Haugen 1972: 107.)

Das liefe auf eine strenge Festschreibung der Norm hinaus. Die Idealziele einer Standardsprache sind demnach eine minimale formale Variation bei gleichzeitiger maximaler Funktionsvielfalt. Die Funktionsvielfalt einer Sprache mit der Möglichkeit zum ständigen Ausbau des Anwendungsbereichs und eine strenge Kodifikation und Eindeutigkeit, die jeweils für sich als erstrebenswerte Ziele der Standardsprache gelten müssen, stellen aber gegenläufige Tendenzen dar. Auf diese Diskrepanz weist auch Havránek hin.

„Ein anderes Paar entgegengesetzter Tendenzen: die Bedürfnisse und Aufgaben der Schriftsprache, welche sich sowohl immer mehr ausbreiten und steigern, als auch spezialisieren und funktionell differenzieren, führen zur Umbildung der tradierten schriftsprachlichen Norm. Diese erfolgt durch die Bildung von neuen Sprachmitteln oder durch eine andere Ausnützung der vorhandenen Mittel, und zwar insbesondere durch Intellektualisierung des Wortschatzes und der grammatischen Struktur, durch neue Sprachautomatisierungen und Aktualisierungen, durch neue Fachausdrücke usw. — Dagegen zwingt die Forderung nach Verständlichkeit zur Erhaltung der tradierten Norm, der allgemein bekannten und verständlichen Sprachmittel.“ (Havránek 1964b: 417.)

Eine Standardsprache, die diese entgegengesetzten Forderungen gleichzeitig erfüllen soll, muß eine innere Differenzierung aufweisen. Von einer Standardsprache muß „flexible Stabilität“ erwartet werden, wie Mathesius es bezeichnet hat.

„a standard language, in order to function efficiently, must be stabilized by appropriate codification; it must at the same time be flexible enough in its codification to allow for modification in line with culture change.“ (Garvin/Mathiot 1972: 367. Vgl. zu Mathesius' Vorstellungen auch Garvin, 1964: 522.)

Nur ein ausgewogenes Verhältnis beider Tendenzen kann den Anforderungen, die an eine allgemein verbindliche überregionale Sprache gestellt werden, gerecht werden. Insofern kann die innere Differenzierung, die bei Beibehaltung der allgemeinen Verständlichkeit der Varietäten dennoch ihre Spezialisierung für bestimmte Kommunikationsbereiche ermöglicht, als die notwendige Folge der Entwicklung einer Sprache zur Standardsprache gelten.

Auch Zabrocki ergänzt seine Darstellung, die im wesentlichen auf die Forderung nach einer stärkeren Vereinheitlichung der Sprache einer kommunikativen Gemeinschaft hinauslief, durch den Hinweis auf die Notwendigkeit der gleichzeitigen Differenzierung, die sich seiner Meinung nach auf die offenen Strukturen der Sprache, d.h. insbesondere den Wortschatz, beschränkt.

„Sollte es aufgrund der allgemeinen Entwicklung der kommunikativen Gemeinschaften in der Zukunft zur Herausbildung einer einzigen Sprache kommen, so würde diese Sprache in Bezug auf ihre Benutzer auch nicht einheitlich sein können. Die optimal übergeordnete kommunikative Weltgemeinschaft kann die sprachlichen Mittel innerhalb der geschlossenen Strukturen und innerhalb der offenen Strukturen nur im Bereich des Grundwortschatzes vereinheitlichen. Dagegen wirkt im Bereich des Wortschatzes, der nicht zu dem Grundwortschatz gehört, diese Struktur DESINTEGRIEREND. Die relative Zahl der Wörter des Grundwortschatzes verringert sich sogar mit dem Aufkommen von immer neuen relativ untergeordneten kommunikativen Gemeinschaften, dagegen vergrößert sich gleichzeitig die Zahl der Wörter, die nicht zum Grundwortschatz gehören. Die Spezialwörterbücher werden immer umfangreicher! Die Zahl dieser Wörterbücher wächst ständig. Der Umfang der Wörterbücher, die nur den Grundwortschatz berücksichtigen, wächst aber nur sehr langsam.“ (Zabrocki 1970: 13.)

Was das Problem der Ursachen und Funktionen der innersprachlichen Heterogenität betrifft, so war bislang nur die Rede von den unterschiedlichen Kommunikationsbedürfnissen, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft notwendig zu unterschiedlichen Sprechweisen führen. Nur durch die Entwicklung von sprachlichen Varietäten, die den jeweiligen Erfordernissen einer Kommunikationssituation optimal angepaßt sind, erschien es möglich, den Anforderungen gerecht zu werden, die an eine weiträumig gültige Standardsprache gestellt werden müssen. Im Vordergrund stand also die Überlegung, daß die innersprachliche Heterogenität eine Folge des Strebens nach Zweckmäßigkeit in der Sprache darstellt, daß — anders gesprochen — jede sprachliche

Varietät auf einen speziellen Kommunikationsbereich verweist, auf dessen Erfordernisse sie abgestellt ist.

Nun konnte man etwa den Ausführungen Zabrockis entnehmen, daß — unter dem Gesichtspunkt von Sprachökonomie und Zweckmäßigkeit — durchaus andere Ausformungen sprachlicher Heterogenität denkbar und möglicherweise wünschenswert wären, als sie die gegenwärtigen Sprachen aufweisen. Daß die sprachlichen Varietäten nicht insgesamt das Ergebnis reiner Zweckmäßigkeit darstellen, zeigt sich auch darin, wie langsam eine Differenzierung (wie etwa die in Dialekte) abgebaut wird, wenn sie auch längst schon nicht mehr als angemessener Ausdruck der historischen und sozialen Verhältnisse gelten kann.

Das System der Varietäten einer Sprache ist darum nicht allein unter systematischen Gesichtspunkten — d.h. etwa ausgehend von der Frage nach den relevanten Kommunikationsbereichen — zu beschreiben. Es stellt ebenso sehr ein historisches Phänomen dar, das keineswegs nur den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßte Strukturen aufweist, sondern vielfältige Differenzierungen zeigt, deren Zweckmäßigkeit für die derzeitigen Gegebenheiten höchst fraglich erscheinen kann.

Aber selbst wenn es um die Beschreibung von Varietäten geht, deren spezifische sprachliche Ausprägung nicht auf frühere Verhältnisse zurückgeführt und als ‚historisches Relikt‘ angesehen werden kann, ist ein funktionaler und systematischer Zusammenhang zwischen dem Anwendungsbereich einer Varietät und ihren linguistischen Merkmalen sicherlich nicht immer auszumachen. Die besonderen Formen innersprachlicher Heterogenität beruhen ebenso sehr auf Konvention wie auf Zweckmäßigkeit; die Ausprägung einer sprachlichen Varietät kann daher keineswegs allein von den Erfordernissen eines Kommunikationsbereichs her abgeleitet werden. Dies wird schon dadurch deutlich, daß in verschiedenen Sprachgemeinschaften, auch wenn sie kulturell eng zusammengehören, erhebliche Differenzen sowohl im System der sprachlichen Varietäten als auch in der Ausformung verschiedener einzelsprachlicher Varietäten für ‚denselben‘ Kommunikationsbereich nachgewiesen werden können. (Vgl. auch Kapitel 4.2.)

In diesen Verhältnissen lediglich beklagenswerte Unsystematik und ‚Unzweckmäßigkeit‘ entdecken zu wollen, hieße nicht nur, den historischen und konventionellen Charakter natürlicher Sprachen zu verkennen, sondern es käme auch einer sehr einseitigen Betrachtung der Funktionen von sprachlichen Varietäten gleich. Diese sind nicht nur ein geeignetes Mittel zur Optimierung der Verständigung in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen, sondern sie dienen auch anderen Zwecken, wie ja auch der ‚Sprache‘ selbst neben der Kommunikationsfunktion andere Funktionen zugeschrieben werden.²³

²³ Vgl. z.B. die Funktionsmodelle von Bühler 1978: 24–33; Jakobson 1964; Hymes 1972a; v. Polenz 1974.

Von der Bedeutung einer Standardsprache als einigendes Band einer (nationalen) Gemeinschaft war schon die Rede. Dieselbe Funktion, nämlich eine bestimmte Gruppe in sich zusammenzuhalten und sie gegen andere Gruppen oder Individuen abzugrenzen, kommt bestimmten innersprachlichen Varietäten zu, die traditionellerweise als ‚Gruppensprachen‘ bezeichnet werden. Das besondere Merkmal von Gruppensprachen liegt darin, daß aus einer Reihe von – hinsichtlich des kommunikativen Wertes – prinzipiell gleichwertigen Sprachmitteln einige ausgewählt und exklusiv oder bevorzugt verwendet werden. Der Wert dieser Sprachmittel liegt nicht darin, für einen bestimmten Kommunikationsbereich besonders geeignet zu sein, sondern lediglich darin, für diese Gruppe kennzeichnend zu sein. Die Benutzung einer bestimmten sprachlichen Varietät kann also die Zugehörigkeit des Sprechers zu einer Gruppe signalisieren. Dies gilt natürlich nicht nur für die Gruppensprachen, sondern auch für Soziolekte oder Dialekte, die es dem Hörer ermöglichen, einen Sprecher hinsichtlich seiner sozialen Position oder seiner Herkunft einzuschätzen.

Die Existenz unterschiedlicher Varietäten einer Sprache, die einerseits auf die verschiedenen sozialen Situationen verweist, in denen eine Sprache verwendet wird, gibt andererseits zugleich Aufschluß über die unterschiedlichen sozialen Gruppierungen in einer Gesellschaft. Sprachliche Varietäten charakterisieren Sprecher als Angehörige einer bestimmten, mehr oder weniger stabilen Gruppe bzw. als Träger bestimmter sozialer Rollen in bestimmten Interaktionssituationen. Die Einheit einer Einzelsprache, die die Angehörigen einer (nationalen) Gemeinschaft zu einer relativ homogenen Gruppe zusammenschließt, findet also ihr Korrelat in der Vielfalt von Varietäten innerhalb einer Sprache, die die soziale Binnengliederung dieser Gemeinschaft widerspiegelt.

3. Untersuchungsansätze zur Beschreibung einzelner sprachlicher Varietäten

Daß eine Einzelsprache wie das ‚Deutsche‘ nicht ein einheitliches homogenes Gebilde darstellt, sondern in verschiedenen ‚Erscheinungsformen‘ auftritt, ist nicht nur eine alte Einsicht der germanistischen Sprachforschung, sondern das Wissen um die innere Differenzierung der Sprache gehört sozusagen zur ‚Allgemeinbildung.‘ Wolfgang Klein (1974b: 153) hat auf die Definition des Begriffs ‚Deutsche Sprache‘ im Brockhaus hingewiesen, die zeigt, daß der Gedanke an die innersprachliche Heterogenität sicherlich nicht zum linguistischen Spezialwissen gerechnet werden kann. Dort heißt es: „Die D.S. von heute ist eine Gesamtheit von Erscheinungsformen, die in der neuhochdeutschen Schriftsprache, der Hochsprache, örtlich abgewandelten Umgangssprachen, einer Reihe von Standessprachen, Sondersprachen und der Fülle der deutschen Mundarten vorliegen.“

Von den verschiedenen Varietäten der deutschen Sprache, die hier aufgezählt werden, sticht die Gruppe der landschaftlich gebundenen Mundarten oder Dialekte besonders hervor. Die innerhalb einer Sprache mögliche Vielfalt von landschaftlichen Varietäten mußte Forschern besonders bewußt werden, die sich mit der Geschichte der deutschen Sprache befaßten – und der historische Ansatz stand ja lange im Mittelpunkt des Interesses der deutschen Sprachwissenschaft. Denn neben den deutschen Dialekten entstand erst allmählich die überlandschaftlich gültige Einheitssprache, während es vorher nur Verschiedenheiten im Rahmen der einen Sprache gegeben hatte.

Die Erforschung der regionalen Varietäten hat denn auch tatsächlich die Diskussion um die innere Differenzierung der Sprache lange Zeit beherrscht. Neben den Mundarten, landschaftlichen Umgangssprachen und der Hochsprache fanden die anderen ‚Sonderphänomene‘ wie Standessprachen, Berufssprachen, Gruppensprachen usw. dagegen kein größeres Interesse. Diese ‚Sondersprachen‘ schienen nur vereinzelte sprachliche Besonderheiten, und zwar insbesondere im Wortschatz, aufzuweisen. So war es nur natürlich, daß zunächst lediglich die auffallenden und abweichenden Wörter und sprachlichen Formen aufgelistet und erklärt wurden. Ein besonderes Interesse lag weiter darin, ihre genaue Herkunft und sprachliche Entwicklung zu ermitteln. Mit dem Versuch, die Sondersprachen aus bestimmten sozialen und historischen Verhältnissen zu erklären, verfolgte diese Forschungsrichtung zugleich kulturhistorische Interessen.

Da diese Sondersprachforschung jedoch immer an auffallenden Einzelphänomenen ansetzte, blieb eine systematische Untersuchung der Varietäten der deutschen Sprache aus. Zunächst stellte sich auch nicht die Frage, in welchem Verhältnis die einzelnen Varietäten zur ‚Gemeinsprache‘ stehen bzw. wie das Gesamtphänomen ‚deutsche Sprache‘ in sich strukturiert ist. Wohl wurde darauf hingewiesen, daß die verschiedenen Varietäten in ‚gegenseitigem Austausch‘ stehen, daß z.B. verschiedene ‚Sonderwörter‘ ihre Wurzel in altüberlieferten mundartlichen Formen haben, andererseits aber auch in die Gemeinsprache übernommen werden. Dadurch daß die Sondersprachforschung aber vorrangig Einzelprobleme behandelte, ergab sich nicht das Problem, worin denn – angesichts der Vielfalt der Varietäten – die Einheit der deutschen Sprache begründet sei. Daß Fach- und Sondersprachen Untergliederungen einer Einzelsprache darstellen, galt und gilt noch immer als selbstverständlich. Es schien auch nicht dringlich, diese Phänomene vor einer genauen Analyse zunächst klar zu definieren und gegeneinander abzugrenzen. Es gibt ein common-sense-Verständnis darüber, was eine Berufs-, eine Standes-, eine Gruppensprache ist. Auf diesen allgemein geläufigen Begriffen bauen die herkömmlichen empirischen Untersuchungen zu einzelnen Varietäten der deutschen Sprache auf. Bei dem Versuch einer Zusammenschau zeigt sich allerdings, daß sich sehr unterschiedliche Einteilungen und Begriffssysteme ausgebildet haben.

Offenbar ist es doch nicht unmittelbar verständlich, auf welche Gebilde sich die verschiedenen Begriffe, die „Erscheinungsformen“ oder „Sonderformen“ der Sprache erfassen sollen, beziehen; denn es hat eine Unzahl von Vorschlägen zu der Frage gegeben, welche Schichten, Subsysteme, Unterformen man innerhalb der deutschen Sprache unterscheiden kann.

Eine besondere Schwierigkeit ergab sich auch daraus, daß die einzelnen Sprachschichten und Subsysteme kaum gegeneinander abzugrenzen sind und es nur fließende Übergänge gibt. So blieben die Unterscheidungen letztlich fragwürdig und die Gliederungen uneinheitlich. Heute liegt eine Vielzahl von konkurrierenden Begriffen und Begriffssystemen vor, um das Sprachganze zu erfassen und zu gliedern.

Trotz dieses terminologischen ‚Wirrwarrs‘ können die herkömmlichen Begriffe und Untersuchungen zu sprachlichen Varietäten jedoch nicht zugunsten einer neuen systematischen Analyse einfach übergangen werden. Die Rede von den Sonderformen und den Schichten einer Sprache, von Sondersprachen, der Jägersprache, der Schülersprache, der Gaunersprache, dem Slang und Jargon usw. ist auch heute noch – sowohl in der Sprachwissenschaft wie im alltäglichen Sprachgebrauch – so gängig, daß man einerseits schwerlich annehmen kann, mit diesem Terminologiesystem sei das Phänomen überhaupt nicht zu erfassen. Andererseits erscheint angesichts dieser Ver-

hältnisse auch der Versuch zur Durchsetzung eines neuen Untersuchungsansatzes oder auch nur einer neuen Terminologie auf große Schwierigkeiten zu stoßen.

Etwas übersichtlicher kann die Darstellung der Untersuchungen zu verschiedenen sprachlichen Varietäten allerdings schon dadurch gestaltet werden, daß man sich zunächst vergegenwärtigt, innerhalb welcher Variationsdimension die einzelnen Erscheinungsformen oder Schichten einer Sprache angesiedelt werden. Solche Zuordnungen werden zwar in den älteren Einzeluntersuchungen nicht immer vorgenommen. Dennoch kann das Raster, das entworfen worden ist, um die Gliederung der sprachlichen Varietäten zu systematisieren, zunächst auch an diese Studien angelegt werden.

Über die Dimensionen, die bei der Untersuchung der sprachlichen Varietäten angesetzt werden müssen, besteht weit weniger Uneinigkeit als über die Varietäten selbst. Dies liegt sicher an dem hohen Abstraktionsgrad, der diesen Systematisierungen eigen ist und der die eigentlichen konkreten Probleme eher verdeckt, als daß er sie lösen könnte.

Brigitte Schlieben-Lange (1973: 73) beginnt die Darstellung der „Heterogenität der historischen Einzelsprache“ mit folgendem Satz:

„Zunächst müssen verschiedene Arten von Subsystemen unterschieden werden, nämlich diatopische (= dialektale), diastratische (= soziolektale) und diaphasische (= stilistische) Unterschiede innerhalb der gleichen historischen Sprache.“

Die Kriterien Schlieben-Langes beruhen auf der Einteilung Coserius, der schreibt:

„Eine historische Sprache (d.h. eine historisch abgegrenzte und normalerweise mit einem ‚adjectivum proprium‘ identifizierte Sprache: z.B. ‚deutsche Sprache‘, ‚französische Sprache‘, ‚englische Sprache‘) ist – auch abgesehen von der wiederholten Rede – keine homogene Technik der Rede, sondern normalerweise ein kompliziertes Gefüge von z.T. übereinstimmenden und z.T. voneinander abweichenden Sprechtraditionen; sie weist Unterschiede im Raume, zwischen den soziokulturellen Schichten und zwischen situationell bedingten Typen von Ausdrucksmodalitäten (diatopische, diastratische und diaphasische Unterschiede) auf und ist deshalb ein Gefüge von Mundarten, Sprachniveaus und Sprachstilen. Eine funktionelle Sprache ist eine innerhalb einer historischen Sprache abgegrenzte, unter diesen drei Gesichtspunkten einheitliche Sprache; anders gesagt, eine syntopische, synstratische und symphatische Sprache, d.h. eine bestimmte Mundart auf einem bestimmten Sprachniveau und in der Form eines bestimmten Sprachstils. Sie wird deshalb ‚funktionell‘ genannt, weil sie eben die Sprache ist, die unmittelbar im Sprechen funktioniert: Man spricht nie ‚Deutsch‘ schlechthin, sondern immer eine bestimmte Form des Deutschen. In einem Text können zwar verschiedene funktionelle Sprachen auftreten, an jedem Punkt des Textes wird jedoch nur eine bestimmte funktionelle Sprache realisiert.“ (Coseriu 1976: 14f.)

Mit den diastratischen, diatopischen und diaphasischen Varietäten sind die Kategorien, die fast jeder Einteilung zugrundeliegen, erfaßt. Schwierigkeiten ergeben sich nun allerdings bei dem Versuch, diese groben Kategorien inhaltlich zu füllen. Gibt es nur zwei „diastratische Varietäten“, den „restringierten“ und den „elaborierten Code“? Oder müssen die Varietäten einzelner Berufsgruppen als Soziolekte aufgefaßt werden? Gehören auch die Fachsprachen zu den diastratischen Varietäten?²⁴ Fallen auch die Gruppensprachen unter diese Kategorie, und welche sind dann zu unterscheiden? Oder sind die beiden letztgenannten ‚Subsysteme‘ als situationelle Varietäten aufzufassen? Auch für die situationsspezifischen Varietäten ist die Abgrenzung von weiteren Klassifizierungskriterien nicht einfach: Zählen zu ihnen nur Ort und Zeit der Interaktion, Gesprächspartner und Thema, oder muß in diesem Zusammenhang z.B. auch der Zweck der Interaktion berücksichtigt werden, und wie ist dieser im einzelnen festzumachen? Die schwierigste Frage besteht aber wohl darin zu klären, welche sprachlichen Merkmale denn für die verschiedenen Varietäten typisch oder auszeichnend sind; zeigt doch die linguistische Analyse selbst besonders deutlich, wie sehr sich die Varietäten überschneiden und überlagern.

Da jedoch die herkömmlichen Untersuchungen zu sprachlichen Varietäten, wie schon die dort gewählten Bezeichnungen zeigen, an diesen Dimensionen oder Kategorien orientiert sind, scheint es sinnvoll, in der Darstellung dieser Ansätze zunächst der genannten Einteilung zu folgen.

3.1. Die diachrone Dimension

Die Aufteilung der Varietäten entsprechend den Dimensionen Raum, Sozialschicht und Situation ist in der gegenwärtigen Diskussion die gängigste. Hinzu kommt allerdings in einigen Vorschlägen die diachrone Dimension. (Vgl. z.B. Klein 1974b: 41 ff.; Goossens 1977: 8 ff.)

Wenn auch die diachrone Dimension in die Untersuchung sprachlicher Varietäten einbezogen werden soll, so wird man zunächst daran denken, daß die verschiedenen ‚Stadien‘ einer Sprache, etwa das Mittelhochdeutsche oder das Deutsche des 18. Jahrhunderts, als Varietäten einer Sprache aufgefaßt werden. Das hieße, daß die Sprachgeschichtsschreibung eine besondere Form der Untersuchung sprachlicher Varietäten darstellt. Damit gerät eine weitere These de Saussures ins Wanken, nämlich die, daß ein sprachliches System immer nur in seinem synchronen Funktionieren beschrieben werden kann, die

²⁴ So faßt es Schlieben-Lange 1973: 74 z.B. auf.

diachronische Sprachbetrachtung demgegenüber eine prinzipiell andere Fragestellung verfolgt und beide Betrachtungsweisen nicht vermischt werden dürfen.

Tatsächlich war der Blick auf die Sprachgeschichte oft der Ausgangspunkt nicht nur für eine Revision des Saussureschen Homogenitätspostulats, sondern auch für eine Rücknahme seiner strengen Trennung von Synchronie und Diachronie. Man entdeckte sozusagen die synchrone innersprachliche Heterogenität als notwendige Bedingung der Möglichkeit des Sprachwandels. Besonders wirkungsträchtig war innerhalb dieser Diskussion die Arbeit von Weinreich/Labov/Herzog (1968: 101), bei denen es heißt: „The key to a rational conception of language change – indeed, of language itself – is the possibility of describing orderly differentiation in a language serving a community.“²⁵

Den unmittelbaren Zusammenhang zwischen synchroner Variation und dem Prozeß des Sprachwandels hat z.B. Labov mit seinen Untersuchungen aufgedeckt, in denen er systematisch die Sprechweise verschiedener Generationen verglich und auf eine unmittelbare Korrelation mit langfristigen Sprachwandlungsvorgängen stieß.²⁶

Zweifellos ist eine strenge Beschränkung auf die Beschreibung synchroner Strukturen innerhalb eines Forschungsansatzes, der sich mit den Varietäten einer Sprache beschäftigt, besonders problematisch. Untersuchungen zu Sprachwandlungsprozessen bilden daher inzwischen auch einen wichtigen Zweig der Variationsforschung,²⁷ und die Verbindung beider Fragestellungen hat sich als überaus fruchtbar erwiesen.

Dennoch lassen sich gute Gründe dafür finden, daß die verschiedenen historischen Stadien einer Sprache nicht den diastratischen oder diasituativen Varietäten einer Sprache gleichgeordnet gegenübergestellt werden.

Jedes historische Stadium einer Sprache umfaßt eine Menge von koexistierenden Varietäten. Sämtliche Varietäten einer Sprache, die z.B. im Hinblick auf die diastratische Dimension zu einem Zeitpunkt unterschieden werden können, funktionieren als Glieder eines Systems, d.h. die Beschreibung einer solchen Varietät muß im Prinzip unter Berücksichtigung der übrigen Varie-

²⁵ Auf die besondere Bedeutung der Gruppensprachen für den Sprachwandel hat im übrigen auch Meillet 1974 ausdrücklich hingewiesen. Zur Wirkung der These von Weinreich/Labov/Herzog vgl. z.B. Bausch 1977; Cherubim 1975: 47; Kanngießer 1972a.

²⁶ Vgl. z.B. die Aufsätze in Labov 1972b. Vgl. auch Goossens 1977: 8 ff.; Keintzel-Schön 1969.

²⁷ Vgl. Bailey 1972; Kanngießer 1972a; Bausch 1977; Hartig 1977a; Stross 1975; Gal 1978; Habel/Kanngießer 1978a; Kay 1978.

täten dieser Ebene erfolgen. Die verschiedenen zeitlich relativ weit voneinander entfernt liegenden Ausprägungen eines bestimmten Dialekts oder Soziolekts bilden dagegen kein funktionierendes System. Insofern ist das alte Argument gegen die diachronen Untersuchungen aufgenommen. Es geht zwar nicht mehr darum, die Glieder eines homogenen Sprachsystems in ihrem synchronen Funktionieren zu untersuchen. Stattdessen kommt es darauf an, die verschiedenen Varietäten einer Sprache als Glieder eines Systems aufzufassen, d.h. aber, diese nur insoweit miteinander in Verbindung zu bringen, als sie gleichzeitig funktionieren, sich wechselseitig bedingen und begrenzen und insofern miteinander ‚konkurrieren‘. Ein Sprachstadium stellt nicht ein homogenes Sprachsystem dar, sondern ein System sprachlicher Varietäten. Deswegen kommt es in einer umfassenden diachronen Untersuchung darauf an zu ermitteln, in welchem Verhältnis die Varietäten jeweils zueinander stehen (vgl. Püschel 1977). Die Frage, wie sich z.B. ein einzelner Dialekt oder eine bestimmte Sondersprache im Verlauf der Geschichte gewandelt haben, erfaßt dagegen streng genommen diese Varietäten nicht als Varietäten einer Sprache, sondern als zeitlich aufeinanderfolgende ‚homogene‘ sprachliche Systeme. Diese sind jedoch den Sprechern nicht gleichzeitig verfügbar und können deshalb auch nicht zu ihrer Sprachkompetenz gehören. Wenn aber eine Sprache sprechen bedeutet, über eine Menge von sprachlichen Varietäten zu verfügen, dann können solche Varietäten, die kein Sprecher einer Sprache (mehr) aktiv verwendet, auch nicht zum System der Varietäten dieser Sprache gerechnet werden.

Das heißt nun nicht, daß die Zeitdimension bei der Untersuchung sprachlicher Varietäten ganz vernachlässigt werden kann. So schwer es ist, eine Grenze zu ziehen und eine im eigentlichen Sinne synchrone Untersuchung sprachlicher Varietäten durchzuführen, so einleuchtend scheint es aber doch, daß das Althochdeutsche und das Neuhochdeutsche jedenfalls nicht Varietäten einer Sprache im hier gemeinten Sinne sein können. Wollte man die diachronisch orientierte Varietätenforschung von der traditionellen Sprachgeschichtsschreibung abgrenzen, so könnte man sagen, daß letztere die Stadien einer Sprache untersucht, erstere dagegen Sprachwandlungsprozesse. Während es der herkömmlichen diachronischen Linguistik darauf ankam, die einzelnen historischen Stufen einer Sprache sorgfältig gegeneinander abzugrenzen und das sprachliche System jeweils in möglichst reiner Form zu rekonstruieren, kann es der Variationsforschung immer nur um die ‚Übergänge‘ zu tun sein.

Eine auf die Zeitdimension abzielende Untersuchung sprachlicher Varietäten kann zwei ganz unterschiedlichen Fragestellungen nachgehen. Einerseits geht es ihr um die Sprechweisen der verschiedenen gleichzeitig lebenden Generationen.²⁸ Diese generationsspezifischen Sprechweisen ordnet Goossens (1977:

²⁸ Auf die altersmäßige Differenzierung neben der territorialen, sozialen und stilistischen weist auch Hausenblas 1971 hin.

9) einer ‚diaphasischen‘ Dimension zu. Innerhalb dieses Bereichs lassen sich noch einmal zwei Gesichtspunkte unterscheiden. Einerseits können die verschiedenen Generationen unter Zugrundelegung des Geburtsjahrs der Sprecher gegeneinander abgegrenzt werden. Diesem objektiven Kriterium folgend wird die Sprechweise der im Jahre 1870 oder im Zeitraum von 1930–1950 geborenen Sprecher untersucht. Tatsächlich wird es auf diese Weise am leichtesten möglich sein, Sprachwandlungsprozesse im Vollzug zu beobachten. Allerdings beschränkt sich eine solche Untersuchung auf das ‚historische Alter‘ der Sprecher und berücksichtigt nicht die Generationszugehörigkeit, die relativ auf die Familie oder die Gesellschaft festgelegt ist, d.h. das ‚soziale Alter‘ eines Sprechers. Dieses Kriterium würde Gruppen wie die ‚Jugendlichen‘, die ‚Alten‘ usw. aussondern²⁹ und insofern eigentlich die Sprechweise bestimmter sozialer Gruppen und nicht primär die von Altersgruppen zum Gegenstand erheben. Soweit Untersuchungen für diesen Bereich vorliegen, werden sie daher innerhalb der Darstellung der diastratischen Varietäten behandelt.

Einen ganz anderen Typ von Varietäten, den etwa Rossipal (1973: 23ff.) der ‚diachronen Dimension‘ zuordnet, stellen die gewöhnlich als ‚stilistische‘ Differenzierungen behandelten Sprechweisen dar, die z.B. als ‚altertümlich‘ oder ‚modernistisch‘ charakterisiert werden können. Diese Merkmale, die sich nicht mehr auf das Alter der Sprecher – denn prinzipiell kann z.B. jedermann altertümlich oder avantgardistisch reden – sondern auf das Alter der Sprachmittel beziehen, sind vorwiegend innerhalb der Lexikographie als Ordnungskriterien benutzt worden. Einzelnen Wörtern können neben anderen Qualifizierungen auch Kennzeichnungen wie ‚ehemals‘, ‚veraltend‘ usw. beigegeben werden. Während aber solche Merkmale wie ‚umgangssprachlich‘ oder ‚familiär‘ zugleich auf bestimmte ‚Sprachschichten‘ verweisen, eben auf die Umgangssprache oder die familiäre Sprache, werden – zumindest für die deutschen Sprachverhältnisse – von Merkmalen wie ‚veraltet‘ usw. in der Regel keine mehr oder weniger geschlossenen Varietäten abgeleitet.

Untersuchungen von Texten im Hinblick auf das Alter der Sprachmittel werden daher, wenn überhaupt, im Rahmen der Stilistik vorgenommen, die noch am ehesten als die Disziplin angesehen werden kann, die ein Sammelbecken für Arbeiten zur innersprachlichen Differenzierung darstellt. Auch hier beschränkt man sich jedoch – außer bei Analysen zu Individualstilen – meist darauf, einzelne Wörter oder Sprachformen als altmodisch oder neuartig zu kennzeichnen, so daß von Studien zu sprachlichen Varietäten dieser Dimension im eigentlichen Sinne nicht gesprochen werden kann.

²⁹ Vgl. z.B. Schirmer 1913: 4, der von ‚Kinder-, Jugend- und Alterssprache‘ spricht.

3.2. Die diatopische Dimension

Die diatopische Dimension erfaßt raumgebundene Differenzierungen innerhalb einer Sprache, die in der Regel als Mundarten oder Dialekte bezeichnet werden. Zu den raumgebundenen Varietäten gehören aber auch nicht-dialektale wie z.B. die landschaftlichen Umgangssprachen.

Die Untersuchung der Dialekte ist wohl die älteste Form der Erforschung sprachlicher Varietäten. Der Grund dafür, daß auch heute noch oft die Dialekte als die wichtigsten Varietäten im deutschen Sprachgebiet angesehen werden, obwohl sich doch hier immer stärker die Einheitssprache durchsetzt, mag darin liegen, daß zwischen verschiedenen Dialekten einer Sprache die Verständigung unmöglich werden kann, die Unterschiede zwischen ihnen also einfach bedeutsamer erscheinen.³⁰

„Die mundartliche Ausdrucksweise ist weit stärker differenziert als die hochsprachliche, und zwar so, daß bei einer Entfernung über mehrere hundert Kilometer die Verständigung aufgehoben wird.“ (Goossens 1977: 11.)

Selbstverständlich ist es auch möglich, daß beim Gebrauch anderer sprachlicher Varietäten die Verständigung aufgehoben wird, wenn z.B. dem Laien ein fachsprachlicher Text unverständlich ist oder schon die Mutter ihr Kind nicht versteht, wenn es die Sprache seiner „Peer-group“ oder die „Schülersprache“ benutzt. Die Verständnisbarrieren, die durch die verschiedenen Dialekte im deutschen Sprachgebiet bedingt sind, sind aber grundlegender als diejenigen, die durch andere Varietäten hervorgerufen werden.

Während bei den nicht-dialektalen Varietäten der Hörer sehr wohl bei dem Versuch scheitern kann, den Sinn der Äußerung zu erfassen, obwohl er die einzelnen Wörter oder doch ein Großteil von ihnen kennt, ist es für den Hörer eines fremden Dialekts wegen der großen lautlichen Abweichung oft nicht einmal möglich, das Gesagte zu identifizieren, es fehlt dem Hörer nicht nur die Kenntnis der Bedeutung der Wörter, sondern es kann auch geschehen, daß er die lautliche Einheit des Wortes nicht erfaßt. Die Verständigungsschwierigkeit kann so weit gehen, daß der Hörer nicht einmal erkennt, daß die fragliche Äußerung zu einem Dialekt *s e i n e r* Sprache gehört.

Wichtig ist aber noch ein zweiter Aspekt: Die Dialekte sind untereinander in Hinsicht auf ihre Funktion äquivalent, d.h. verschiedene Sprecher benutzen in derselben Situation (gegenüber bestimmten Partnern, wenn sie über ein bestimmtes Thema sprechen) verschiedene Varietäten, nämlich je ihren Dialekt. Es handelt sich bei den Dialekten also tatsächlich um konkurrierende Varietäten. Für die anderen Varietäten scheint dies nicht der Fall zu sein.

³⁰ Darin zeigt sich, daß der Dialekt gerade auf der Grenze zwischen der äußeren und der inneren Differenzierung der Sprache steht.

Die Fachsprache ist dem Laien zwar nicht voll verständlich, aber der Fachmann spricht zu dem Laien gewöhnlich auch nicht in der Fachsprache. Dafür gibt es vielmehr eine andere Varietät, möglicherweise eine spezifische Sonderform der Fachsprache. Die Sprache der Schüler ist speziell für die Kommunikation unter Schülern da, das Kind benutzt sie gewöhnlich gar nicht gegenüber der Mutter. So ist viel weniger die Gefahr des Nichtverstehens gegeben, der Hörer wird mit einer Varietät, von der der Sprecher weiß, daß er sie nicht (voll) versteht, gar nicht erst konfrontiert. Varietäten einer Sprache, die nur eine bestimmte Gruppe von Sprechern versteht, sind in der Regel in dieser und für diese Gruppe entwickelt worden. Gegenüber Nicht-Mitgliedern wird sie deswegen in der Regel nicht benutzt. Eine andere Situation liegt vor, wenn Verständigung nicht angestrebt wird, d.h. wenn der Sprecher eine Varietät benutzt, die der Hörer — aus welchen Gründen immer — nicht verstehen soll. Die Verständigungsbarrieren sind in diesem Fall aber funktional. Begegnen sich dagegen Sprecher, die jeweils nur über den eigenen Dialekt verfügen, was heute allerdings relativ selten vorkommt, dann haben sie für diese Situation, eben das Gespräch mit Fremden, keine passende Varietät zur Verfügung. Die Kommunikation zwischen zwei Dialektsprechern wird u.U. unmöglich. Der ausschließliche Gebrauch eines Dialektes ist nur dann sinnvoll, wenn die Angehörigen verschiedener Dialektgemeinschaften untereinander kaum in Kontakt treten. Eben dies ist für die gegenwärtigen Verhältnisse im deutschen Sprachraum nicht gegeben. Die Sprecher müssen daher zur ‚Zweisprachigkeit‘ (hier der Erlernung zweier oder mehrerer Dialekte) übergehen oder eine gemeinsame Sprachform entwickeln und benutzen, die für beide Gebiete gilt.

Der Dialekt kann demnach zu zwei Arten von Varietätengruppen in Beziehung gesetzt werden.

- Erstens können die verschiedenen (konkurrierenden) Dialekte miteinander verglichen werden. Sprachsoziologisch gesehen ergibt sich dabei das Problem der durch die räumliche Gliederung hervorgerufenen Kommunikationsbarrieren. Hier können aber auch die gegenseitigen Einflüsse der Dialekte aufeinander untersucht werden. Diese Fragen fallen in das eigentliche Arbeitsgebiet der Sprachgeographie.
- Zweitens kann man aber auch den Dialekt in bezug auf die anderen Varietäten, die in dem Gebiet gesprochen werden, in denen er benutzt wird, untersuchen.³¹ Der Dialekt wird hier in seinem Verhältnis zur sogenann-

³¹ Ivić (1964) unterscheidet konsequenterweise noch die Untersuchung von innerdialektalen Varietäten. Ein Dialekt ist eben auch nicht ein völlig homogenes Gebilde, sondern konstituiert sich nur in Varietäten. Auf diesen Aspekt hat man zwar auch in der deutschen Forschung gelegentlich hingewiesen (Moser 1956: 47; Moser 1962a: 40). Allerdings hat der Akzent der Untersuchungen in der Regel darauf gelegen, den Dialekt als einheitliche Sprachschicht anderen Varietäten gegenüberzustellen. Zur inneren Differenzierung des Dialekts liegen daher nur wenige Untersuchungen vor. Vgl. aber z.B. Vahle 1978: 66f.

ten Umgangssprache, zur Hochsprache, aber auch zu Fachsprachen usw. untersucht. Dabei werden also nicht konkurrierende Varietäten gegenübergestellt, sondern Varietäten mit je unterschiedlicher Funktion, die in der Kommunikation der Sprecher eines bestimmten Gebietes jeweils ihre besondere Aufgabe und Stellung haben.

Im folgenden wird dieser letzte Aspekt besonders interessieren. Es kommt also nicht darauf an, die Besonderheit eines einzelnen Dialekts (gegenüber anderen) herauszustellen, sondern den Dialekt nicht-dialektalen Varietäten gegenüberzustellen.

Der Faktor der räumlichen Distanz spielt für unsere Sprachgemeinschaft — und für alle anderen Industrieländer — keine entscheidende Rolle mehr. Diese Tatsache hat zu einschneidenden Veränderungen im System der Varietäten der Sprache geführt. Diese Entwicklung, die sich über Jahrhunderte hinzieht, ist bei uns aber längst nicht abgeschlossen. Sie stellt die Sprachwissenschaft, die das Verhältnis verschiedener Varietäten zueinander untersucht, immer wieder vor neue Probleme. Die neuen Entwicklungstendenzen müssen immer wieder eingeholt werden. Dabei steht der Linguistik in gewissem Sinn die eigene Tradition im Wege. Mehr als 150 Jahre trennen uns vom Beginn der deutschen Mundartforschung, die auf der Grundlage der damals herrschenden sprachlichen Verhältnisse Methoden zur Untersuchung der Verteilung bestimmter Varietäten im Raum entwickelte und Ergebnisse formulierte, die an den damaligen Gegebenheiten orientiert waren. Angesichts der einschneidenden Veränderungen, die seitdem stattgefunden haben, müssen nun aber nicht nur die Untersuchungsergebnisse revidiert und den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt werden; vielmehr ist es auch notwendig, die Fragestellungen und methodischen Ansatzpunkte daraufhin zu überprüfen, ob sie zur Erfassung der derzeitigen sprachlichen Verhältnisse noch tauglich sind oder möglicherweise modifiziert werden müssen.

Daß sich die gegenwärtigen Verhältnisse grundlegend von denen unterscheiden, die noch vor 50 Jahren geherrscht haben, ist natürlich und leicht zu erklären angesichts der bedeutenden Umwälzungen, die unsere Gesellschaft seitdem erlebt hat. Als besonders wichtige Faktoren sind die Grenzveränderungen, die beträchtlichen Bevölkerungsverschiebungen, der Aufbau einer neuen Industrie, der die Sozialstruktur in vielen Orten und Landschaften völlig verändert hat, und der immer stärker werdende Einfluß der Massenmedien zu nennen. Nur bei der Berücksichtigung der konkreten Auswirkungen dieser Faktoren ist eine Untersuchung sinnvoll, die die gegenwärtige Gliederung der deutschen Sprache zum Gegenstand hat.

Besonders hinderlich ist aber einer solchen Untersuchung die Tatsache, daß die Begriffe, die ehemals für die verschiedenen Sprachschichten entwickelt

wurden, heute noch immer verwendet werden, ja fest eingebürgert sind, während sich die sprachlichen Verhältnisse, die mit diesen Begriffen erfaßt werden sollen, grundlegend gewandelt haben. Eine ganz unübersehbare Verwirrung ist dadurch entstanden, daß neue sprachliche Gegebenheiten immer noch im Rahmen eines hergebrachten Begriffssystems untersucht werden, das durch die Versuche, diesem Mangel durch die Entwicklung von Konkurrenzbegriffen zu entgehen, nur noch unübersichtlicher geworden ist.

Die ‚Sache‘, d.h. die sprachlichen Verhältnisse wandeln sich unaufhaltsam. Dabei ist es eben nicht nur eine interne Sprachveränderung, die sich vollzieht, es finden nicht nur Lautveränderungen, syntaktische Neuerungen, lexikalische Verschiebungen in den einzelnen Schichten statt, sondern das Verhältnis der Schichten zueinander verschiebt sich.

Noch 1860 konnte man vielleicht sagen, daß die Mundart, als eine gesprochene Form der Sprache im familiären Bereich, insbesondere in den unteren Gesellschaftsschichten die wesentlichste Erscheinungsform der deutschen Sprache, die „Vollform“ darstellt. 1970 dagegen sind die Dialekte in ihrer Bedeutung entscheidend zurückgedrängt und stellen nur noch für relativ wenige Sprecher das wichtigste oder gar einzige Kommunikationsmittel dar.

Daß die Dialekte noch immer nicht ‚ausgestorben‘ sind, sondern in den 70er Jahren sogar in gewissem Sinne wiederbelebt wurden, stellt diesen Befund nicht in Frage. Vielmehr wird dadurch deutlich, welchen unterschiedlichen Stellenwert z.B. der Dialekt innerhalb des Systems der sprachlichen Varietäten haben kann, auch wenn seine äußere Form, d.h. die sprachliche Ausprägung, sich nur unwesentlich gewandelt hat. Der Dialekt, der früher viel mehr noch als heute, wo dies nur noch für bestimmte Bereiche gilt, die gültige normale Sprechweise im alltäglichen Umgang darstellte, kann mit der Mundart, insoweit sie etwa zum Gegenstand folkloristischer Bemühungen geworden ist, auf keinen Fall gleichgesetzt werden.

Bei den herkömmlichen Versuchen zur Bestimmung der sprachlichen Varietäten und ihres Verhältnisses zueinander ist auch tatsächlich die sprachliche Form nur selten als Hauptkriterium oder gar als einziges Kriterium herangezogen worden. Bei der Charakterisierung der verschiedenen Sprachschichten spielt vielmehr eine Vielzahl von unterschiedlichen Kriterien eine Rolle. Die Verhältnisse liegen nicht so einfach, daß bei den diatopischen Varietäten schlicht auf ihre Verteilung im Raum zurückgegriffen werden kann, zumal als diatopische Varietät eben nicht nur der Dialekt selbst zu gelten hat, sondern auch die für größere landschaftliche Räume charakteristischen „landschaftlichen Umgangssprachen“ und die mehr oder weniger der Besonderheiten landschaftlicher Sprechweise entkleidete „Hochsprache“, die sich eben dadurch auszeichnet, daß sie im ganzen Sprachgebiet verbindlich ist. Schon

die verschiedenen Begriffe, mit denen die diatopischen Varietäten bezeichnet werden sollen, geben Aufschluß darüber, welche unterschiedlichen Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen. Wer sich heute mit den verschiedenen raumgebundenen Varietäten der deutschen Sprache auseinandersetzen will, sieht sich einer Vielzahl von Vorschlägen zu ihrer Klassifizierung gegenüber. Hier soll zunächst eine Übersicht über Begriffe, die zur Bezeichnung der diatopischen Varietäten gängig sind, gegeben werden. Die folgende Liste ist von Radtke (1973: 167) zusammengestellt worden und zeigt recht deutlich, wie eng das Kriterium der regionalen Verteilung mit anderen Kriterien verbunden ist. Nach Radtke handelt es sich um Begriffe,

„die entweder teilweise in den Feldern *Hochsprache*, *Umgangssprache* und *Mundart* aufgehen, ohne jeweils mit ihnen identisch zu sein, zum anderen um ein Bezeichnungsinventar, das sprachliche Erscheinungen zwischen Mundart und Umgangssprache bzw. Umgangs- und Hochsprache charakterisieren soll.“ (Radtke 1973: 167f.)

Die Liste wird hier in alphabetischer Folge wiedergegeben:

| | |
|--|--------------------------------|
| Alltagsrede | kleinlandschaftliche Umgangs- |
| Alltagssprache | sprache |
| Arbeitssprache | Kultursprache |
| Bühnensprache | literarische Umgangssprache |
| Dialekt | Literatursprache |
| Dichtersprache | Mundart |
| Durchschnittssprache | mundartliche Gebietssprache |
| Einheitssprache | mündliche Literatursprache |
| Familiensprache | Nationalsprache |
| gebildete landschaftliche Umgangssprache | Ortsdialekt |
| Gebildetensprache | Ortsmundart |
| Gebrauchssprache | regionale Gemeinsprache |
| Gegendsprache | Schriftldialekt |
| Gegenwartsdeutsch | Schriftsprache |
| Gemeindeutsch | Sondersprache |
| gemeinsame Verkehrssprache | sprachliche Grundschrift |
| gemeinschaftliche Umgangssprache | Staddialekt |
| Gemeinsprache | Stadtsprache |
| Geschäftssprache | Standardsprache |
| (groß) landschaftliche Umgangssprache | Umgangssprache |
| Halbmundart | Unterrichtssprache |
| hochdeutsche Umgangssprache | Volkssprache |
| Hochsprache | Vollsprache |
| | Vortragssprache. ³² |

³² Radtke hat nach eigenen Angaben bei dieser Zusammenstellung nur eine Auswahl von Autoren berücksichtigt.

Um unter dieser Begriffsvielfalt die Phänomene selbst wiederzufinden, wenden wir uns nun einigen ‚Grundbegriffen‘ genauer zu. Der Ausgangspunkt jeder Untersuchung, die sich nicht allein um die gegenseitige Abgrenzung von Dialekten bemüht, sondern die Gesamtgliederung der Sprache im Auge hat, ist die polare Gegenüberstellung von Dialekt/Mundart – Hochsprache/Schriftsprache.

Die Begriffe Dialekt und Mundart werden in der Literatur uneinheitlich gebraucht (vgl. Vahle 1978: 3f.). Manche Autoren differenzieren zwischen beiden, andere gebrauchen sie synonym (vgl. Henzen 1954: 12), bei wieder anderen findet sich jeweils nur einer der Begriffe.

Eine Bedeutungs differenzierung kann zu einer Überordnung von Dialekt über Mundart führen, wie es z.B. von Czichocki/Heydrich/Langner vorgeschlagen wird:

„Um das Nebeneinander der Begriffe Mundart und Dialekt zur Bedeutungs differenzierung zu benutzen, können die gemeinsamen Merkmale verschiedener Mundarten mit Dialekt bezeichnet werden. (Czichocki/Heydrich/Langner 1964: 119.)

Diese Verwendung der Termini findet sich schon bei Jacob Grimm.

„J. Grimm sind die Dialekte die größeren, die Mundarten die kleineren ‚Geschlechter‘. Das Wort Dialekt hätte in praxi somit einen größeren Bedeutungsumfang als das Wort Mundart.“ (Henzen 1954: 12. Henzen bezieht sich hier auf Grimm 1853: Bd. 2, 574.)

Es gibt daneben auch andere Absonderungsversuche.

„Es fehlt auch nicht an Strömungen, die darauf ausgehen, die beiden Ausdrücke Dialekt und Mundart zu sondern. Man möchte das Wort Dialekt den landschaftlichen Teilsprachen vorbehalten wissen, um dadurch das Wort Mundart für etwas anderes freizubekommen: entweder für die Ortsmundarten oder aber für alle gesprochene Sprache im Gegensatz zur Schriftsprache.“ (Henzen 1954: 13.)

Dieser Vorschlag verweist auch auf die Problematik des Begriffspaares Schriftsprache/Hochsprache, für die außerdem noch die Termini Gemeinsprache, Einheitssprache, Standardsprache geläufig sind. Henzen, dessen Standardwerk das Problem in der Polarität „Schriftsprache und Mundarten“ zu erfassen sucht, hat – trotz verschiedener Vorschläge in diesem Sinne – den Begriff Schriftsprache nicht durch Hochsprache ersetzen wollen. (Vgl. Henzen 1954: 7f.) Er ist sich der Mehrdeutigkeit von „Schriftsprache“, die dabei entsteht, wohl bewußt, sieht aber weder in dem Begriff „Hochsprache“ noch „Gemeinsprache“ eine bessere Lösung.

„Schon das Wort *S c h r i f t s p r a c h e* kann zweierlei meinen: allgemeiner eine zum Schreiben eigens gewählte Ausdrucksform in bestimmten Denkmälern

oder Epochen (...), im besonderen unsere auf hochdeutscher Grundlage ruhende, seit dem 14./15. Jahrhundert allmählich entwickelte und im 18. Jahrhundert zu allgemeiner Gültigkeit gelangte nhd. Gemeinsprache, soweit sie heute als Norm für die Schreibenden und unter Umständen auch für die Redenden gilt. (...) Dem Mißstand der Mehrdeutigkeit vermöchte der in jüngerer Zeit aufgekommene, an sich unzweideutige Name *Hochsprache* abzuweichen, wenn er nur unzweideutig verstanden würde. Denn schon dient er sowohl für die höchste Form des geschriebenen wie des gesprochenen Deutsch, besonders die gewählte Vortragssprache mit ihrer – freilich wieder nur für die Bühne verbindlichen – Ausspracheregulation, als auch für die „höhere Umgangssprache der Gebildeten“ (...) und, noch unbestimmter, für die ganze durch die beiden begrenzte Zwischenregion (wo nicht gar die unter ihr). Auch der Name *Gemeinsprache* hat doppelten Sinn. Er möchte zunächst die Sprache bezeichnen, die einem gleichsprachigen Volke gemein ist, und daneben, als *terminus technicus*, die eben erwähnte nhd. Gemeinsprache“ (Ebd.: 10f.)

Auch diese grundlegenden Termini sind also nicht klar und eindeutig. Es kann hier nicht darauf ankommen, Vor- und Nachteile solcher Bestimmungen abzuwägen; das Problemfeld ist abgesteckt, und wir können uns vorerst zum ersten Pol, dem Dialekt, zurückwenden.

3.2.1. Dialekt

Die Dialektologie, die sich der Erforschung der Mundarten widmet und sich daher auch mit dem Problem ihrer Verteilung im deutschen Sprachraum befassen muß, hat nach einer Einteilung von Wrede (1963) erst in ihrem dritten Stadium das Problem der geographischen Verteilung der Dialekte in den Mittelpunkt gestellt. Am Anfang der Mundartforschung steht 1821 Schmellers Abhandlung über die Mundarten Bayerns, die „vorwiegend statistischen Charakter“ (ebd.: 331) hat. 1876 folgt mit Winteler lautphysiologischen Studien die phonetische Epoche, die dann durch die dialektgeographische Epoche abgelöst wird, die mit Wenkers Unternehmen, das ebenfalls schon 1876 eingeleitet wurde, angesetzt werden muß.³³ Erst Wenker machte sich also mit seiner großangelegten Fragebogenaktion daran, die Dialektgrenzen im deutschen Sprachgebiet zu suchen. Daß diese zunächst gar nicht als problematisch erschienen, hing mit den herrschenden sprachhistorischen Theorien zusammen, die beim Versuch der Klassifikation der Dialekte von der „Stammeshypothese“ ausgingen.

³³ Den eigentlichen Durchbruch der dialektgeographischen Methode sieht Wrede allerdings erst in den Untersuchungen des 20. Jahrhunderts gegeben, die vorwiegend „soziallinguistisch“ orientiert sind und die „historische und politisch-geographische Erklärung auszubauen“ suchen (Wrede 1963: 344).

„Man faßte die Mdaa als Organismen, die innerhalb bestimmter Grenzen eine Einheit bildeten und sich, kaum von außen beeinflusst, aus sich heraus entwickelten unter zäher Bewahrung ältester Unterschiede. Es setzte sich dabei, bes. von K. Müllenhoff genährt, die Auffassung fest, daß nicht nur – ganz allgemein gesehen – die Mda-Gebeite der Gegenwart, sondern auch deren Grenzen im einzelnen mit den Gebieten und festen Grenzen der Volksstämme der dt. Frühzeit in unmittelbare Beziehung gebracht werden dürften. (...) Diese Ansicht ergab sich z.T. im Zusammenhang mit der Auffassung der Lautgesetze als eine Art von Naturgesetzen, wie sie im Zeitalter der Junggrammatiker (...) üblich war.“ (Bach 1969: 25.)

Die Annahme, daß Sprachen sich – gewissermaßen wie naturwissenschaftlich zu beschreibende Phänomene – nach ausnahmslos geltenden Lautgesetzen entwickeln, kann nur zu der Folgerung führen, daß die innerhalb eines Gebietes geltende Mundart sich zwar verändert, aber ihre Besonderheit und Integrität gegenüber anderen Mundarten immer behält. Durch die Befragungen Wenkers, die eine ungeheure Fülle von empirischem Material bereitstellten und bei ihrem Abschluß³⁴ aus 4963 deutschsprachigen Schulorten einen Beleg über die Mundart-Übersetzung von 40 „Wenkersätzen“ erbrachten, ergab sich aber sehr bald,³⁵

„daß es keine ganz klar gegeneinander abzutrennenden Gebiete gibt, und die Grenzen einzelner Erscheinungen ihre eigenen Wege gehen.“ (Goossens 1977: 136.)

Damit mußte man sich von der Vorstellung lösen, das deutsche Sprachgebiet teile sich in eine Reihe von mehr oder weniger festumgrenzten Dialekten auf, deren jeweilige Entwicklung gesondert zu untersuchen sei. Die Dialektgrenzen ergeben sich nicht aus ehemaligen Stammesgebieten, erst recht nicht aus geographischen Grenzen. Das Problem, worauf Dialektgrenzen, oder noch genauer gesagt, worauf die Isoglossen beruhen – denn eine Dialektgrenze ist wegen des uneinheitlichen Verlaufs von Isoglossen gar nicht anzunehmen –, führte innerhalb der Dialektologie zu der extralinguistischen Methode. Diese geht von der Annahme aus, daß die Sprache sich nicht ‚aus sich‘ entwickelt, sondern ihre besonderen Ausprägungen und Veränderungen durch die spezifischen Bedingungen der Kommunikationsräume zu erklären sind. Die verwirrende Verteilung von sprachlichen Erscheinungen, die sich aus den Karten eines Sprachatlas ergibt, kann danach auf verschiedene Faktoren zurückgeführt werden.

³⁴ Der Deutsche Sprachatlas wurde seit 1926 veröffentlicht. Vgl. zur Geschichte und Anlage des Werks Mitzka 1952.

³⁵ Goossens 1977: 136 führt als Beleg Wenkers Vortrag über das Sprachatlasunternehmen von 1885 an.

„Die extralinguistische Methode erklärt das Kartenbild durch Faktoren, die außerhalb der Sprache liegen. An erster Stelle beruft sie sich auf die Geschichte, namentlich die politische und die Wirtschaftsgeschichte. Außer den historischen betont sie auch die geographischen Faktoren: die natürliche Landschaftstruktur (sic!), das Verkehrsnetz, die Bevölkerungsdichte, ggf. die Verbreitung von Gegenständen und von Pflanzen- oder Tierarten, deren Bezeichnungen man untersucht. Es wird dabei von der Feststellung ausgegangen, daß Dialekte keine statischen Größen sind, sondern daß sie dauernd Neuerungen voneinander übernehmen. Die genannten Faktoren fördern entweder die Verbreitung solcher Entlehnungen oder verhindern sie.“ (Goossens 1969: 14.)

Es erweist sich damit, daß die diatopischen Differenzierungen, die „raumgebundenen“ Varietäten, nicht eigentlich in einem geographischen, sondern in einem sozialen Raum gelten.

„Die ‚Räume‘, von denen hier die Rede ist, sind daher unmittelbar nicht als Räume im geographischen Sinne aufzufassen; es sind eigentl. im Raum und durch ihn aufgegliederte Menschengruppen mit ihren einheitlich gestalteten oder gestaffelten Sprechhandlungen, Begriffen und andern Gemeinschaftsgütern (Baugedanken, Kleidersitten usw.). Die ‚Räume‘ der Sprach- und weiterhin der Kulturgeographie sind also nicht in der Natur vorhanden (...), sondern haften vielmehr nur am Menschen und seiner geistigen Welt; es sind soziologische, nicht geographische Gebilde.“ (Bach 1969: 63.)

Die Erklärung der Verteilung von Dialekten und Isoglossen durch äußere Ursachen ist in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts durch die intern-linguistische Methode wieder ergänzt worden. Während die extralinguistische Methode meist der Verbreitung sprachlicher Einzelercheinungen nachgespürt hatte, rückte nun der Gedanke der sprachlichen Systemhaftigkeit wieder in den Blickpunkt. Wenn es überhaupt Sinn haben soll, von einheitlichen Dialekten zu sprechen,³⁶ müssen diese als sprachliche Systeme angesehen werden. Ein sprachliches Einzelphänomen kann dabei nur in Rücksicht auf die anderen Elemente des Systems betrachtet werden. Der Dialektologie stellen sich dabei mehrere Aufgaben. Es gilt

1. die dialektalen Systeme für sich zu beschreiben,
2. die Beziehung der dialektalen Systeme zueinander zu beschreiben, bzw. bestimmte Bereiche der Systeme – z.B. den Vokalismus – zu vergleichen,
3. die Dialekte in ihrem Verhältnis zum übergeordneten hochsprachlichen System zu untersuchen.

In den bisherigen Überlegungen wurde die Frage, was denn eigentlich der Gegenstand der Dialektforschung ist, noch nicht behandelt. Eine Begriffsbestimmung von „Dialekt“ steht noch aus. Die verschiedenen eben kurz ange-

³⁶ Die Einheit des Dialekts ist durchaus geleugnet worden. Vgl. zu einer Darstellung der Kontroverse um diese Frage Bach 1969: 58f.

sprochenen Ansätze liefern uns unterschiedliche Bestimmungen, die die Uneinheitlichkeit der Terminologie erneut verdeutlichen. Heger leitet einen Aufsatz zu diesem Problem ein mit dem Hinweis auf die

„nicht gerade neue Erkenntnis, daß der Grad der Wohldefiniertheit der Termini ‚Sprache‘ und ‚Dialekt‘ in einem krassen Mißverhältnis zu ihrem vielfältigen Gebrauch in der Sprachwissenschaft steht. Als Beispiel für dieses Mißverhältnis diene hier die Situation in der romanischen Sprachwissenschaft, die nicht einmal dazu in der Lage ist, eine allgemein akzeptable Antwort auf die triviale Frage nach der Anzahl der ihren Untersuchungsgegenstand bildenden, also der romanischen Sprachen zu geben.“ (Heger 1969: 46. Vgl. auch Haugen 1972: 97.)

Nicht immer geht dialektologischen Untersuchungen eine einigermaßen exakte Begriffsbestimmung voraus, die die verschiedenen Aspekte, die bei einer Charakterisierung des Dialekts gewöhnlich angesprochen werden, berücksichtigt und zu einer tragfähigen Definition kommt. Wie viele sprachwissenschaftliche Grundbegriffe scheint auch der Terminus „Dialekt“ offenbar recht ungeklärt zu sein (vgl. auch Löffler 1974: 1f.).

Bezeichnend ist z.B., daß in der ersten Auflage von Bachs Handbuch zur deutschen Mundartforschung eine genaue Bestimmung dessen, was denn die Mundart eigentlich ist, überhaupt nicht erfolgt. Eine Bestimmung muß vielmehr aus der Darstellung selbst erschlossen werden. Diese Zurückhaltung in einer Festlegung entspringt aber wohl weniger dem Bewußtsein um die Problematik und ‚Undefinierbarkeit‘ von Dialekt, sondern einer Forschungslage, in der es offenbar völlig selbstverständlich war, was als Dialekt zu gelten hat. Die zweite Auflage dieses Buches ist u.a. um ein Kapitel, in dem Grundbegriffe erklärt werden, erweitert. Die Mundart wird dabei durch verschiedene Eigenschaften charakterisiert, die in den meisten Untersuchungen besprochen und herangezogen werden, die in dieser Forschungstradition stehen.

„Die Sprechhandlungen können höchst korrekt nach gepflegten und anspruchsvollen Vorschriften erfolgen – so in der *Schriftsprache*, der Bühnensprache ... Sie können auch ‚ohne Umstände‘, wie dem Sprecher ‚der Schnabel gewachsen ist‘ ausgeführt werden – so in der *Mundart*.“ (Bach 1969: 2.)

„Die in den einzelnen dt. Siedlungen und Landschaften ‚natürlich‘ erwachsene *Mundart* wird in der Regel nur gesprochen, nicht geschrieben. Eine bewußte Pflege hat man ihr meist nicht angedeihen lassen, obwohl die neueste Zeit hier, etwa im nd. Norden, Ausnahmen kennt. Auch die *Mda* hat ihren bestimmten sprachlichen Bau und ist von Willkür weit entfernt; auch sie unterscheidet zwischen falsch und richtig, altmodisch und modern ...“ (Ebd.: 3.)

Bei Bach wird bezeichnenderweise die Besonderheit des Dialekts aus der Gegenüberstellung zur Schriftsprache erklärt. Der Dialekt scheint aus sich heraus nicht definierbar. Er ist nur im Zusammenhang mit Hochsprache, Umgangssprache usw. in seiner Besonderheit zu bestimmen.

„Allen Einteilungsprinzipien ist gemeinsam, daß Dialekt nie aus sich selbst heraus definiert wird. Eine Merkmalsbeschreibung von Dialekt ist immer nur als Abgrenzung von Nicht-Dialekt möglich. Die Relation zu Nicht-Dialekt, d.h. zur Einheitssprache kann eine Teil-Ganzes-Relation sein oder auch eine Beziehung der hierarchischen Unterordnung.“ (Löffler 1974: 8.)

Eine Grundlage zur eindeutigen Beantwortung der Frage, wieviele und welche Dialekte es im deutschen Sprachgebiet gibt, ist mit der eben zitierten Bestimmung Bachs wohl noch nicht gegeben. Wie schwierig sich das Problem der Abgrenzung der Dialekte gegeneinander darstellt, wird umso deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß immer wieder darauf hingewiesen wird, daß man letzten Endes nur von Ortsmundarten sprechen kann, die in sich einheitlich sind, so daß es kaum möglich ist, den Dialekt einer Landschaft anders als auf relativ hoher Abstraktionsstufe anzusetzen.

Die Klassifikation der Dialekte in der deutschen Mundartforschung beruht nun aber auch nicht auf der eben zitierten Charakterisierung der Mundarten, die eher auf das ‚Wesen der Mundart‘ zielt und weitgehend intuitiven Einsichten entspricht, als auf eine exakte Definition aus ist. Zur Abgrenzung der Mundarten gegeneinander wird vielmehr auf rein sprachliche Gegebenheiten zurückgegriffen. Grundlage ist dabei die Verteilung sprachlicher Erscheinungen, die durch die Isoglossen deutlich gemacht wird. Da die Isoglossen für die einzelnen sprachlichen Erscheinungen nicht alle denselben Verlauf haben, mußte man von der Vorstellung eines einheitlichen, klar abgegrenzten Mundartgebietes abrücken. Es stellte sich aber heraus, daß die Isoglossen auch nicht völlig regellos verlaufen, sondern sich zu „Linienbündeln“ zusammenschließen. Die Grenze zwischen Dialekten stellen also nicht Linien dar, sondern mehr oder weniger breite Grenzstreifen.

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Isoglossen mehr oder weniger bedeutsam sein können.

„Le degré de la proximité linguistique (der die Grundlage für die Abgrenzung von Sprachen und Dialekten gegeneinander bildet, K.N.) est fonction du produit du nombre et de l'importance des isoglosses.“ (Ivić 1963: 128; im Original gesperrt.)

Nach Bach wies schon Karl Haag 1898 auf die

„unterschiedliche Bedeutung der einzelnen Linienbündel hin und zeigte, daß sie vielfach einen in wesentlichen Erscheinungen einheitlichen flächenhaften Kern ziemlich gleichartiger Mdaa umgürten. Diesen nennt er eine ‚Kernlandschaft‘; sie stellt das dar, was man vorher als ‚einheitliches Mundartgebiet‘ aufgefaßt hat. Solche Kernlandschaften sind im Bereich des Linienbündels durch Gebiete voneinander getrennt, die stufenweise von einer Kernlandschaft zur andern überleiten. (...) Ein Dialekt ist also nicht zu bestimmen durch so und so viele Züge, die anderswo nicht vorkommen, er besteht vielmehr aus einer bestimmten Kombination von Erscheinungen, die jede für sich eine viel größere Verbreitung haben können (...)

Die in einer Kernlandschaft liegenden Ortsmdaa stimmen keineswegs völlig miteinander überein, denn der Begriff der Kernlandschaft sagt nicht, daß sie nicht von Grenzen einzelner Erscheinungen durchzogen wird.“ (Bach 1969: 60/62.)

Für eine konkrete Untersuchung von Dialektgebieten ergibt sich damit, daß die Grenzen nicht unmittelbar aus der Verteilung sprachlicher Erscheinungen abgelesen werden können, sondern daß die Abgrenzung bedingt ist durch die Entscheidung

- für welche Erscheinungen Isoglossen ermittelt werden,
- welcher Grad von Bedeutsamkeit diesen Isoglossen jeweils zugesprochen wird.³⁷

Für die Einteilung der deutschen Dialekte mit dem Hauptgegensatz Hoch- und Niederdeutsch hat sich als wesentlichstes Kriterium die Durchführung der Lautverschiebung erwiesen. Innerhalb der Großgebiete Hoch-, Mittel- und Niederdeutsch, die sich dabei ergeben, lassen sich wiederum nach weiteren Kriterien Untergebiete unterscheiden bis hin zu der Ausgrenzung von Ortsmundarten.

Die folgende Karte (Bach 1965: 102f.) zur Dialektverteilung im gesamten deutschen Sprachraum zeigt die größeren Dialektgebiete.

³⁷ Auf die Relativität der Klassifikationsansätze, die jeweils nicht Grenzen widerspiegeln, die ‚realiter‘ verlaufen, sondern solche, die der Linguist zu seinen jeweiligen Untersuchungszwecken ausgesucht hat, geht z.B. Pulgram 1964 ein.



Die deutschen Mundarten um 1930 (gez. v. Theo van Dorp)

- I. Das Niederdeutsche (mit keinem oder nur sporadischem Anteil an der Lautverschiebung):
 - [1. Das Friesische (§ 49)]
 2. Das Niederfränkische.
 3. Das Niedersächsische.
- II. Das Mitteldeutsche (mit geringerem Anteil an der Lautverschiebung):
 1. Das md. Fränkisch:
 - a) Das Mittelfränkische:
 - α. Das Ripuarische,
 - β. Das Moselfränkische.
 - b) Das Rheinfränkische.
 2. Das Thüringische.
 3. Das Obersächsische.
 4. Das Schlesische.)
- III. Das Oberdeutsche (mit stärkstem Anteil an der Lautverschiebung):
 1. Das obd. Fränkisch:
 - a) Das Südfränkische.
 - b) Das Ostfränkische.
 2. Das Alemannische:
 - a) Das Schwäbische,
 - b) Das Nieder- und
 - c) Das Hochalemannische.
 3. Das Bayerische:
 - a) Das Mittel-,
 - b) Das Süd- und
 - c) Das Nordbayer.

Die Ermittlung bestimmter Isoglossen, die für die Einteilung der deutschen Dialekte besonders wichtig erscheinen, hat für dieses Gebiet zu einer weitgehend unbestrittenen adäquaten Gliederung geführt. Die Karte gibt ein Bild der Verteilung der deutschen Dialekte. Allerdings beruht dieses Ergebnis nicht auf einer theoretisch abgesicherten Definition von ‚Dialekt‘.

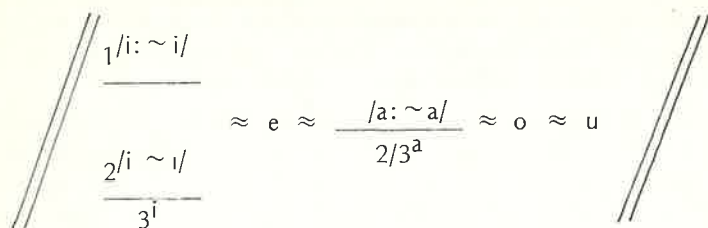
Die Versuche, zu einer exakten Definition der Begriffe ‚Dialekt‘ und ‚Sprache‘ zu kommen, und die Bemühungen, die Beschreibung der Dialekte und ihre Abgrenzung voneinander auf eine auch theoretisch fundierte Grundlage zu stellen, haben zwei unterschiedliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Einerseits geht es um einen sprachstrukturellen Vergleich, andererseits kommt bei der Abgrenzung von Dialekt und Sprache der funktionale Aspekt zum Tragen.

Die strukturelle Dialektologie³⁸ hat mit dem Konzept des Diasystems einen methodischen Ansatz zur exakten sprachstrukturellen Analyse verschiedener Dialekte einer Sprache entwickelt. Innerhalb eines Diasystems werden zwei oder mehr Dialekte, die gewisse Gemeinsamkeiten aufweisen, d.h. die miteinander verwandt sind und also zu einer Sprache gehören, systematisch miteinander verglichen. Die „strukturelle Dialektologie“ hat gegenüber der traditionellen Dialektologie den Vorteil, daß nicht mehr nur einzelne Phänomene, die in verschiedenen Dialekten vorkommen, miteinander verglichen werden, sondern daß diese einzelnen Elemente nur als Elemente von Systemen gegenübergestellt werden. Während sich die traditionelle Dialektologie also z.B. damit begnügt, zu erforschen, wozu sich etwa das mittelhochdeutsche *ē* in den verschiedenen deutschen Dialekten entwickelt hat, stellt die strukturelle Dialektologie stattdessen die Vokalsysteme der Dialekte insgesamt einander gegenüber. Die strukturelle Dialektologie versucht damit, die isolierende Betrachtungsweise herkömmlicher dialektologischer Untersuchungen, die dem Systemcharakter von Sprache nicht gerecht werden, zu überwinden. Zwei Dialekte einander gegenüberzustellen, hat nur Sinn, wenn sie als in sich geschlossene dialektale Systeme schon beschrieben worden sind. Erst wenn sich zeigt, daß zwei Dialekte nicht nur einzelne sprachliche Elemente, sondern bestimmte Systemstellen gemeinsam haben, können sie als Dialekte einer Sprache begriffen werden.

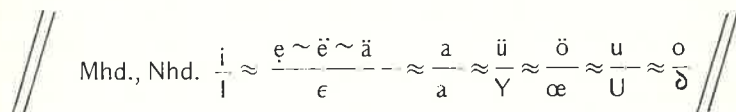
Da die Dialekte als miteinander verwandte Systeme angesehen werden können, die einen gemeinsamen Ursprung haben, spiegelt die Differenz zwischen ihnen zugleich Phänomene der Sprachgeschichte wider. Deshalb enthalten Gegenüberstellungen von Dialekten oder auch die Darstellung einzelner Dialekte oft den Bezug auf das historisch vorhergegangene System, im Deutschen z.B. auf das Mittelhochdeutsche.

³⁸ Vgl. den programmatischen Aufsatz von Weinreich 1972.

Die Notation im Rahmen eines Diasystems hat folgende Form:³⁹



Ein Diasystem, das historische Varietäten vergleicht, ist z.B. das folgende (Goossens 1969: 18):



Dialektologische Untersuchungen auf der Grundlage der Konstruktion eines Diasystems sind bislang vorwiegend im lautlichen Bereich durchgeführt worden. Einer Anwendung auf andere Gebiete scheint aber nichts entgegenzustehen.⁴⁰

Generell kann aber dennoch gelten, daß der lautliche Aspekt in der Dialektologie immer Vorrang gehabt hat. Darin spiegelt sich die Überzeugung, daß Wortschatz und Syntax, die zu den 'offenen Strukturen' der Sprache gehören, für die Abgrenzung der Dialekte gegeneinander weniger bedeutsam sind.

„Das eigentlich charakteristische Moment in der dialektischen Gliederung eines zusammenhängenden Gebietes bleiben immer die Lautverhältnisse.“ (Paul 1975: 47.)

Unterschiede in den Lautverhältnissen erschweren, soweit sie das phonologische System betreffen – und allein dies wird in der diasystemischen Beschreibung ja erfaßt –, auch die gegenseitige Verständlichkeit von Dialekten

³⁹ Weinreich 1972: 312. Das System beschreibt das gegenwärtige Lautinventar des Jiddischen, das als Diasystem dreier Dialekte betrachtet wird. "1. Central ('Polish'), 2. Southwestern ('Ukrainian'), and 3. Northwestern ('Lithuanian')" (312). Die einfachen Schrägstriche schließen Phonemgruppen ein, einfache Tilden markieren Phonemoppositionen in einer Varietät, Oppositionen im Diasystem werden durch Doppeltilden markiert. Das Diasystem ist insgesamt durch Doppelschrägschläge eingeschlossen.

⁴⁰ Darauf weist z.B. Ivić 1963 hin.

besonders stark. Das heißt nicht, daß auf anderen Gebieten nicht ebenso beträchtliche Differenzen vorliegen (können), sondern nur, daß Isoglossen, die den Verlauf von Lautgrenzen kennzeichnen, im allgemeinen wichtiger sind als andere Isoglossen. Daß die Linguisten sich bei der Aufstellung von Diasystemen auf diesen Bereich konzentriert haben, hat also nicht nur seinen Grund in der größeren Übersichtlichkeit der lautlichen Verhältnisse.

Mit Hilfe eines Diasystems sind systematische Vergleiche von verwandten Sprachen, Dialekten und sprachlichen Varietäten möglich. Wenn die dialektalen Verschiedenheiten als Element der innersprachlichen Differenzierung aufgefaßt werden, Dialekte als Varietäten gelten können und nicht selbst Sprachen darstellen, müßte im Rahmen dieses Konzepts deutlich gemacht werden, wie sich das Verhältnis von Sprache und sprachlicher Varietät darstellt und wie das Verhältnis von Dialekt und Hochsprache oder Umgangssprache zu bestimmen ist.

Eine diasystemische Untersuchung setzt voraus, daß die untersuchten Dialekte so sehr voneinander abweichen, daß sie nicht mehr als „Subsysteme“ eines Systems aufgefaßt werden können. Nicht ganz eindeutig grenzen sich diasystemische und subsystemische Gliederungen gegeneinander ab.

„Die Grenze zwischen subsystemischer und diasystemischer Areallinguistik ist nicht ganz scharf. Ob die Untersuchung ‚umgangssprachlicher‘ geographischer Differenzierungen im dt. Sprachgebiet zum Aufgabenbereich der subsystemischen oder der diasystemischen Areallinguistik gehört, ist von der Antwort auf die Frage abhängig, ob Hamburger, Kölner, Münchener usw. Umgangssprache als Subsysteme eines Systems ‚deutsche Umgangssprache‘ oder aber als systemische Glieder eines Diasystems ‚deutsche Umgangssprache‘ zu interpretieren sind.“ (Goossens 1973: 319.)

Gleiches gilt für die Dialekte, von denen man aber viel eher annehmen kann und angenommen hat, daß sie unterschiedliche „systemische Glieder“ darstellen.

Das Diasystem ist also eine Menge von verwandten Dialekten, d.h. eine Menge von untereinander ähnlichen Systemen.

„Die Annahme eines Diasystems setzt erstens eine grundsätzliche Übereinstimmung der zu ihm gehörenden Systeme mit allen anderen Systemen der Menge voraus, zweitens auch eine Anzahl Unterschiede.“ (Goossens 1977: 37.)

Die Dialekte sind als miteinander verwandte Systeme dadurch bestimmt, daß sie sich überhaupt zu einem Diasystem zusammenfassen lassen. Der Begriff „Sprache“ wird dabei für das Diasystem selbst verwendet: Zwei miteinander verwandte Dialekte gehören zu einer Sprache, d.h. sie sind innerhalb eines Diasystems beschreibbar. Wenn neben verschiedenen Dialekten auch die hochdeutsche Standardsprache in den Vergleich einbezogen werden soll, so

kann sie allerdings nur als ein System unter anderen gelten, d.h. sie ist ein Glied innerhalb der verschiedenen im Diasystem zusammengefaßten sprachlichen Systeme.

D.h. daß in einer rein diasystemischen Betrachtungsweise, die die strukturellen Beziehungen von sprachlichen Systemen vergleichen soll, ‚Sprache‘ entweder als ein Diasystem verstanden wird. Dann zielt ein Begriff wie ‚deutsche Sprache‘ jedoch nicht auf ein bestimmtes sprachliches System ab, sondern er faßt lediglich eine Menge unterschiedlicher Dialekte, d.h. sprachlicher Systeme, zusammen. Oder aber mit dem Begriff ‚Sprache‘ soll ein bestimmtes sprachliches System — etwa das der hochdeutschen Standardsprache — erfaßt werden; dann bezeichnet dieser Begriff eine sprachliche Varietät, ein System unter anderen, und ‚Sprache‘ wird mit ‚Dialekt‘ auf eine Ebene gestellt. Auf der Grundlage eines sprachstrukturellen Vergleichs kann nicht begründet werden, daß einem der verglichenen Systeme eine Vorrangstellung zukommt. Das Diasystem selbst entspricht nicht einem sprachlichen System, das beim Sprechen benutzt werden könnte, sondern es stellt nur ein Konstrukt zum Vergleich verschiedener Systeme dar. Ein Vergleich zwischen der ‚Sprache‘ im Sinne eines Diasystems, d.h. z.B. der ‚deutschen Sprache‘ als Oberbegriff für ‚deutsche Dialekte‘, und den im Diasystem verglichenen Dialekten ist deswegen methodisch nicht möglich.

Diese auf der Basis einer diasystemischen Betrachtung gewonnenen Annahmen über das Verhältnis von ‚Sprache‘ und ‚Dialekt‘ widersprechen nun allerdings der allgemein gängigen Vorstellung, nach der eine Sprache wie z.B. das Neuhochdeutsche ein den Dialekten dieser Sprache irgendwie übergeordnetes sprachliches System darstellt. Die hochdeutsche Standardsprache etwa wird normalerweise weder als bloßes Konstrukt zum Vergleich von deutschen Dialekten betrachtet, noch erscheint sie als dem Bayerischen, Niederdeutschen, Sächsischen usw. nebengeordnetes System.

Heger (1969) hat bei seinem Versuch einer exakten Definition der Begriffe ‚Dialekt‘ und ‚Sprache‘ dieser gängigen Auffassung insoweit Rechnung getragen, als er eine Hierarchie von Diasystemen ansetzt. Heger (ebd.: 49) gibt dabei den Weinreichschen Gebrauch des Terminus Diasystem auf. Für ihn stellen Diasysteme nicht ein methodisches Konzept zum Vergleich sprachlicher Systeme dar, sondern ein Diasystem ist selbst ein sprachliches System, das in der Rede realisiert werden kann und in gewissem Sinn eine reale Größe darstellt. Die diasystemische Beschreibung Hegers umfaßt verschiedene Ebenen. Direkt beobachtbar sind jeweils nur die konkreten Sprechakte eines Individuums, die abstraktiv zur Beschreibung eines Idiolekts zusammengefaßt werden. Das Diasystem der ersten Ebene faßt nun verschiedene Idiolekte zu einem Dialekt zusammen. Die gewonnenen Diasysteme bilden ihrerseits die Grundlage für die Konstruktion eines neuen Diasystems. Heger versucht

damit der Tatsache gerecht zu werden, daß es zwischen Idiolekt, Dialekt und Sprache verschiedene Zwischenstufen geben kann. Das Problem besteht nun darin, zu entscheiden, welches der hierarchisch geordneten Diasysteme ein Dialekt, eine Sprache oder eine Sprachgruppe ist — denn auch die verschiedenen Systeme von Sprachen können im Diasystem der Sprachgruppe (z.B. Romanisch, Germanisch) aufeinander bezogen werden. Um dieses Problem zu lösen, geht Heger auf den Begriff der Norm zurück, die er als ein „meta-sprachliches Urteilsvermögen“ bestimmt,

„das es der Gesamtheit der Benutzer eines Diasystems — der betreffenden ‚Sprachgemeinschaft‘ — ermöglicht, übereinstimmende Aussagen über die allgemein — d.h. innerhalb dieser ‚Sprachgemeinschaft‘ allgemein — gültige Verbindlichkeit einzelner Phänomene des betreffenden Diasystems und seiner Aktualisierungsmodalitäten zu machen und daraus Urteile über die Akzeptabilität oder Nicht-Akzeptabilität einzelner Aktualisierungen (*parole*-Akte) abzuleiten.“ (Heger 1969: 54f.)

Heger bindet den Begriff der Norm an das Sprachbewußtsein einer bestimmten Sprachgemeinschaft, so daß man auch formulieren könnte: ein System mit Norm — sie sei fixiert oder nicht fixiert — setzt eine Sprachgemeinschaft voraus, für die dieses System ihre Sprache darstellt, die in Sprechakten aktualisiert werden kann. Eine solche Sprachgemeinschaft gibt es für Sprachgruppen offenbar nicht: niemand spricht romanisch. Heger definiert danach:

„das System der untersten hierarchischen Rangstufe ist der Idiolekt, das der höchsten Rangstufe mit Norm ist die Sprache, die zwischen beiden stehenden sind Dialekte, und die über der Sprache stehenden sind Sprachgruppen.“ (Heger 1969: 58.)

Die Bestimmungen Hegers führen zu definitatorischen Festlegungen, die auf herkömmliche Einteilungen Rücksicht nehmen, ohne daß damit allerdings allgemein gültige Entscheidungen in einzelnen Problemfällen ermöglicht würden. Unklar bleibt in dem Konzept Hegers, wie überhaupt ein Diasystem, das verschiedene, ja sogar gegensätzliche Systeme inkorporiert, einer Sprachgemeinschaft als System mit Norm dienen können soll. Im Sinne des Diasystems von Weinreich müßten die Sprecher dann mehrere Systeme auf einmal benutzen, wobei durch keinerlei Bestimmungen festgelegt worden ist, woran zu erkennen ist, wann welches System gebraucht wird. Das Diasystem von Weinreich beschreibt verschiedene Systeme gleichzeitig, indem es die Unterschiede zwischen den Systemen expliziert. Ein Diasystem nach Heger, der von einer hierarchischen Gliederung ausgeht, kann dagegen nur als abstraktes System angesehen werden, das die konkreten Unterschiede zwischen den einzelnen Systemen, die es umfaßt, unberücksichtigt läßt, statt sie zu thematisieren.

Wie sollen aber z.B. das Bayerische und das Sächsische auf höherer Stufe zum System der deutschen Sprache zusammengefaßt werden? Auch stellt sich die

Frage, wie entschieden werden kann, ob ein System als Norm für eine Sprecherguppe gilt oder nicht. Coseriu hatte z.B. behauptet, niemand spreche schlechthin ‚deutsch‘. Ist das Deutsche also keine Sprache, d.h. kein sprachliches System mit Norm?

Aus Hegers Ansatz wird sehr deutlich, daß eine rein strukturelle Analyse, ein Vergleich verschiedener sprachlicher Systeme, bei der Bestimmung des Verhältnisses von Dialekt und Sprache nicht ausreicht. Durch Rückgriff auf exakte strukturelle Charakterisierungen ist es nicht gelungen, den üblichen Gebrauch des Begriffs der Hochsprache als eine den Dialekten übergeordnete Größe zu rechtfertigen. Dies wird tatsächlich erst möglich, wenn der funktionale Aspekt mitberücksichtigt wird, wie es z.B. in dem Ansatz von Goossens (1977) geschieht, dem es ebenfalls um einen exakten Vergleich verschiedener sprachlicher Systeme geht. Seine Abgrenzung von Sprache und Dialekt erlangt ihre Einsichtigkeit vor allem durch die Aufgabe des rein strukturellen Gesichtspunktes.⁴¹

Die Systeme werden bei Goossens nicht mehr unmittelbar einander gegenübergestellt, sondern die Varietäten werden durch Regeln aus einer „Normalform“ (der Hochsprache) abgeleitet. Auch dieser Ansatz hat wesentlich zum Ziel, die Zwischenformen zwischen Mundart und Hochsprache erfassen zu können. Je weniger Regeln benötigt werden, um ein bestimmtes System in das der Hochsprache zu überführen, desto näher steht dieses System dem hochsprachlichen. Diese Vorgehensweise verdeutlicht ein Schema.⁴²



⁴¹ Vgl. auch Franciscato 1965, der in diesem gleichen Sinne argumentiert und sich gegen Pulgram 1964 (und Pulgrams Franciscato-Interpretation) absetzt.

⁴² Goossens 1977: 19. Auch bei Goossens, der diesen Ansatz zunächst nur theoretisch darstellt, dürften sich eine Menge von konkreten Problemen ergeben, z.B.: Kann die Einstufung lediglich quantitativ – nach der Anzahl der nötigen Regeln – erfolgen, oder muß man auch hier wieder mit einer abgestuften Bedeutsamkeit der Regeln rechnen, und wenn: nach welchen Kriterien soll diese Bewertung erfolgen?

Goossens definiert den Dialekt wie folgt:

„Dialekt ist also der als Ausdrucksweise der Sprachgemeinschaft eines Ortes zu betrachtende, auf lokale Verwendung zielende Komplex von Sprechweisen, bei dem zur Aufhebung der Differenzen zum hochsprachlichen System, im Vergleich zu den anderen am gleichen Ort vorkommenden Sprechweisen dieser Sprachgemeinschaft, eine maximale Anzahl von Regeln notwendig ist.“ (Goossens 1977: 21.)

Obwohl Goossens (ebd.: 21) eine Definition, die „primär sprachstruktureller Natur“ ist, für nötig hält, ist in seine Bestimmung doch als wesentliches Element eingegangen, daß der Dialekt, zu dem es alternative Sprechweisen gibt, diejenige Variante ist, die nur auf lokale Verwendung zielt. Wie wichtig der Bezug auf die übergeordnete Hochsprache ist, macht die nachfolgende Definition der deutschen Mundarten deutlich.

„Deutsche Mundarten sind mit der deutschen Hochsprache verwandte (synchronisch: aus der deutschen Hochsprache herleitbare) Dialekte, die in einem Gebiet gesprochen werden, in dem das Deutsche, und keine enger verwandte Sprache, die Rolle einer Kultursprache erfüllt. Diese Definition verbindet zwei Kriterien: die Verwandtschaft (nicht mit einer Sprache verwandte Dialekte können nicht Teil des Diasystems sein, dem diese Sprache angehört (...)) und die Überdachung (ohne Überdachung durch eine Sprache ist keine Zuweisung zum Diasystem möglich, dem diese Sprache als verbindendes Moment angehört).“ (Goossens 1977: 49.)

Das Kriterium der „Überdachung“ ist es, das sich auf die Funktionen der sprachlichen Varietäten stützt. Danach ist der Dialekt also eine sprachliche Varietät, die nicht entsprechend bestimmten sprachlichen Merkmalen aus sich heraus definiert werden kann, sondern die nur als Varietät eines Systems beschrieben werden kann. Es handelt sich um diejenige Varietät, die sowohl vom sprachstrukturellen wie auch vom funktionalen Aspekt her am meisten von der übergeordneten Varietät, der Hochsprache, abweicht. Die Hochsprache übernimmt die Rolle einer Kultursprache, was ihr u.a. den Prestige-Wert sichert.

Für die Bestimmung der Spezifik des Dialekts unter strukturelem und funktionalem Aspekt ist folgendes festzuhalten:

Der Dialekt kann nur aus seiner Beziehung zu anderen sprachlichen Varietäten bestimmt werden. Er ist in ein Diasystem verschiedener untereinander verwandter Dialekte einzuordnen. Im Diasystem kann der Grad der Verwandtschaft von Dialekten durch das Ausmaß der übereinstimmenden sprachlichen Systemstellen ausgemacht werden. Beim Dialekt handelt es sich um die Varietät, die besonders stark von der hochsprachlichen abweicht.

Auch die funktionale Besonderheit des Dialekts ist nur aus der Gegenüberstellung zu nicht-dialektalen Varietäten zu erschließen. Der Dialekt ist auf

lokal begrenzte Kommunikation beschränkt, für weiträumige Kommunikation werden andere Varietäten benutzt. Sowohl aus der sprachstrukturellen wie aus der funktionalen Besonderheit des Dialektes ergeben sich nun noch weitere Merkmale, auf die beim Versuch der Charakterisierung dieser Sprachform immer wieder zurückgegangen worden ist.

Die Tatsache, daß so verschiedenartige Kriterien, wie sie im folgenden dargestellt werden, zur Bestimmung der Besonderheit des Dialekts herangezogen wurden, ist ein wesentlicher Grund für die Uneinheitlichkeit der Definitionen.

„Die Schwierigkeit der Definition von Dialekt und Mundart und die sehr verschiedenen Verwendungsweisen beider Begriffe resultieren aus der Vielfalt der Kriterien und deren achtlosen Vermischung.“ (Löffler 1974: 8.)

1. Der schichtspezifische Aspekt

Am häufigsten wird der Kennzeichnung der Dialekte als räumlicher Varietäten der soziale Aspekt zugesellt. Die Mundart gilt weithin als die Sprache der Unterschicht. So hat es besonders deutlich Naumann ausgesprochen, der das „sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht“ in dem Verhältnis von Kultursprache zu Mundart sich spiegeln läßt. (Vgl. Naumann 1925.) Diese Annahme ist immer wieder übernommen worden,⁴³ sie drückt sich auch in der Gegenüberstellung von Volkssprache und Hochsprache aus.⁴⁴ Mundart gilt als die Sprache der unteren Schichten, der „Bauern, Handwerker und Arbeiter, der Hirten und Schäfer, der Fischer und Schiffer“. (Moser 1956: 36.)

Auch Ammon geht von dieser sozialen Verteilung diatopischer Varietäten aus und hat damit diese These vor dem Hintergrund der neueren Sprachbarrierendiskussion wieder belebt.

„Der geographische Unterschied bedingt auch soziale Unterschiede zwischen Dialekten und Einheitssprache. Die Einheitssprache wird natürlicherweise von denjenigen sozialen Gruppierungen gebraucht bzw. von diesen erst entwickelt, die weiträumig interagieren und kommunizieren. Die übrigen Gruppierungen behalten ihren jeweiligen Dialekt bei. Dialekte und Einheitssprache werden hierdurch zugleich Soziolekte.“ (Ammon/Simon 1974: 337.) „Bei einer groben deskriptiven sozioökonomischen Schichtung verbinden sich Dialekt und restriktierter Kode in den unteren, Einheitssprache und elaborierter Kode in den oberen Schichten.“ (Ebd.: 341.)

An diese These knüpft Ammon seine Bemühungen um eine differenzierte kompensatorische Erziehung zur Einheitssprache hin an.

⁴³ In neuerer Zeit z.B. ohne große Modifizierung noch von Niekerken 1960.

⁴⁴ Vgl. Mudrak 1953; Maurer 1964c; Müller 1926.

Gegen die Behauptung, das Kriterium der räumlichen Verteilung der Sprache korreliere mit der sozialen Verteilung, haben sich verschiedene Autoren gewandt, die zumindest für eine Abschwächung dieser These plädieren.⁴⁵ Als stärkstes Argument wird ins Feld geführt, daß es heute kaum noch Sprecher gebe, die nur über die Mundart verfügen, folglich könne man diese Sprachform auch nicht als die typische einer bestimmten Sozialschicht ansehen.

„Zwar ist nicht zu verkennen, daß sich die Mundarten vor allem seit der Entwicklung der bürgerlichen deutschen Nationalsprache mehr und mehr zu sozialen Dialekten entwickelt haben, doch trifft die Auffassung vom direkten Zusammenhang zwischen bauerlicher Bevölkerung und Mundart heute nur noch bedingt zu, denn man kann den Bauern und Landarbeiter nicht mehr grundsätzlich mit dem Mundartsprecher gleichsetzen. Schon gar nicht ist der Bauer als monoglottischer Mensch in dem Sinne zu verstehen, daß er nur Mundart sprechen könne.“ (Langner 1974: 95.)

„Man kann nicht Menschen eines bestimmten Standes, eines bestimmten Berufes ohne weiteres einer bestimmten Sprachschicht gleichsetzen. Die meisten Menschen ‚beherrschen‘ mehrere Sprachschichten und wechseln diese täglich mehrfach, meist unbewußt, indem sie sich der gegebenen Situation sprachlich anpassen.“ (Czichocki/Heydrich/Langner 1964: 118; vgl. auch Brinkmann 1955/56: 75.)

Engel (1962) versucht ausdrücklich, die beiden Kriterien zu trennen, indem er für den räumlichen Aspekt den Begriff „Sprachkreise“⁴⁶ vorschlägt, für den sozialen „Sprachschichten“ und für den situativen „Stilbereiche“ annimmt. Diese Ebenen können im Einzelfall übereinstimmen, sie müssen aber nicht zusammenfallen.

Diese Einwände gegen Versuche, den Dialekt unmittelbar mit einem Soziolekt zusammenfallen zu lassen, sind insofern zu begrüßen, als die verschiedenen Aspekte hier deutlich unterschieden werden und man auf diese Weise zu einer differenzierteren Analyse kommen kann. Dennoch geht eine strikte Trennung der verschiedenen Dimensionen sprachlicher Variabilität, die wohl dem Interesse nach methodischer Sauberkeit entspricht, an den sprachlichen Verhältnissen vorbei. Die Überschneidung der unterschiedlichsten Kriterien bei der Beschreibung der einzelnen Sprachschichten entspringt nicht so sehr dem Mangel an einer systematischen Vorgehensweise, sondern spiegelt durchaus die verwickelten sprachlichen Verhältnisse wider. Wenn also auch die unterschiedlichen Gesichtspunkte z.B. bei der Untersuchung von Dialekten deutlich auseinandergehalten werden sollten, kann es doch nicht darum gehen, die Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen, außer acht zu lassen. Daß für

⁴⁵ Ansatzweise schon Simon 1940. Vgl. auch Schönfeld 1976.

⁴⁶ Den Ausdruck „Sprachkreise“, den man meist Engel zuschreibt, hat in diesem Sinne vor ihm übrigens schon Geißler 1933 benutzt.

die gegenwärtigen Gegebenheiten noch ein Zusammenhang zwischen Sozialschicht bzw. Berufsgruppe und Dialektbeherrschung besteht, kann kaum bestritten werden. Erhärtet wird die These, daß es eine Korrelation zwischen Sozialschicht und Mundartbeherrschung gibt, übrigens auch durch eine 1966 durchgeführte Umfrage, die ergab, daß mit höherem Monatseinkommen die Fähigkeit, einen Dialekt zu sprechen, sinkt.⁴⁷

2. Der altersspezifische Aspekt

Bei dialektologischen Erhebungen ist fast immer vorausgesetzt worden, daß der Dialekt die Sprache einer bestimmten Altersgruppe ist. Bei der Suche nach echter, unverfälschter Mundart wurden bevorzugt die alten Leute befragt. Unter den heutigen Sozialverhältnissen, in denen es ganz abgegrenzte und nach außen abgeschlossene Dörfer nicht mehr gibt, kann der Dialekt kaum noch als die Sprache des Dorfes oder der Familie bezeichnet werden, sondern er gilt eben besonders häufig als die ‚Sprache der Alten‘. So scheint es auf den ersten Blick, daß die Mundart im Aussterben begriffen ist und gerade nur noch von den ältesten Einwohnern beherrscht wird.

„Es liegt in der Natur der Sache, daß namentlich in dem Verkehr abgelegenen Gebieten die älteren Leute konservativ bleiben, die jüngeren, welche fremden Einflüssen (der Schriftsprache, Schule, Kirche, den Städten) mehr ausgesetzt sind, zur Aufnahme fremden Sprachguts neigen. So bewegen sich denn die Neuerungen der Jungen in der Regel in der Richtung des Schriftdeutschen oder mächtigerer Nachbarmundarten.“ (Henzen 1954: 173.)

Danach müßte tatsächlich über kurz oder lang die Mundart aussterben. Mit dieser Situation rechnet die Sprachwissenschaft aber schon seit über hundert Jahren, und noch immer sind es die – heutigen – ‚Alten‘, von denen man in dialektologischen Untersuchungen die besten, d.h. getreuesten Auskünfte erhofft. Daher scheint es, daß der Dialektgebrauch eher eine Frage des sozialen Alters ist. Es sind eben immer wieder die ‚Alten‘, die ausgeprägter Mundart sprechen.

Auch die Kinder neigen allerdings – wenigstens so lange, bis der Einfluß der Schule wirksam wird – eher zum Dialekt. (Vgl. Bach 1969: 236.)

„Sprachstatistische Erhebungen haben ergeben, daß die Generation der Alten tatsächlich ausgeprägtere Mundart spricht als die mittlere Generation. Aber nur teilweise scheint sich darin ein konsequenter allgemeiner Rückgang des Dialekts anzudeuten, denn man hat auf der anderen Seite festgestellt, daß auch Kinder

⁴⁷ Vgl. König 1978: 134, wo eine Übersicht über die Umfrageergebnisse gegeben wird. Allerdings ist zu vermuten, daß Antworten auf eine solche Frage nicht allein Aufschluß über die sprachlichen Fähigkeiten der Befragten geben, sondern auch erkennen lassen, welches Prestige diese Sprachform bei den verschiedenen Gruppen genießt. Vgl. auch S. 107ff. dieser Arbeit.

und Jugendliche eher Dialekt sprechen als die jüngeren Erwachsenen.“ (Bausinger 1972: 11f.)

Diese widersprüchlichen Befunde lösen sich aber sehr schnell auf, wenn man das Phänomen näher betrachtet. Tatsächlich sind es genau die Altersschichten, die am ehesten im öffentlichen Leben stehen, die zur Hochsprache oder landeschaftlichen Umgangssprache tendieren, während besonders für die ältere Generation ein Umschwung festgestellt werden kann, wenn sie aus dem Berufsleben ausscheidet. Sofern dann durch den Wohnort der Sprecher überhaupt noch die Bedingungen für den Gebrauch der Mundart vorliegen, überlagert das Zusammengehörigkeitsgefühl der älteren Generation andere Faktoren. Die gemeinsame Sprache, die dann mehr oder weniger unbewußt gepflegt wird, ist nicht selten die Mundart. Mit der Verengung des Lebenskreises gewinnt die Beschränkung auf eine nur in einem kleinen Kreis geltende Sprache wieder eine Funktion.

3. Der geschlechtsspezifische Aspekt

Dasselbe Erklärungsmuster wie für die Frage nach der altersspezifischen Verteilung von Dialekt und überregionalen Varietäten ist für die Kontroverse um die Frage, ob es eine geschlechtsspezifische Verteilung des Dialekts gibt, heranzuziehen. Man hat zwar nie den Dialekt als die ‚Sprache der Frauen‘ bezeichnet, aber doch nicht selten geglaubt, feststellen zu können, daß die Frauen in Hinsicht auf die Sprachform ‚konservativer‘ seien als die Männer und eher den Dialekt als die Hochsprache oder Umgangssprache benutzen.

Während es früher als allgemein anerkanntes Faktum galt, daß Frauen mehr Dialekt sprechen als Männer,⁴⁸ ist inzwischen allerdings diese Annahme revidiert worden.⁴⁹ Für die heutigen Verhältnisse muß festgestellt werden, daß Frauen eher zu sprachlichen Neuerungen tendieren und daher auch weniger Dialekt sprechen. Schlieben-Lange weist darauf hin,

„daß in allen neuen Untersuchungen, die überhaupt auf geschlechtsspezifische Unterschiede achten, festgestellt wird, daß die Frauen wesentlich mehr zu innovierendem, an die höheren Schichten angepaßtem Sprachverhalten neigen.“ (Schlieben-Lange 1973: 126; vgl. auch Vahle 1978: 149f.)

Bei der Allensbacher Umfrage (1966) hatten 61% der Männer gegenüber 54% der Frauen angegeben, einen Dialekt zu beherrschen. (Vgl. König 1978: 134.)

⁴⁸ Vgl. z.B. die Beiträge in Orbis 1, 1952, die fast durchgängig von der Diskussion um den Konservatismus in der Sprache der Frauen beherrscht sind.

⁴⁹ Vgl. zu diesen widersprüchlichen Thesen auch Müller 1975: 139; Labov 1971b: 196f.; Labov 1971c: 207f.

Bach versucht, die Unterschiede durch Rückgang auf regionale Besonderheiten zu erklären:

„Verschieden ist meist der Anteil der Geschlechter an der Mda. Sie wird in den Mutterschichten und auf dem Lande am treuesten in der Regel von den Frauen bewahrt, die ja auch in anderen Dingen, z.B. der Tracht, fester an der Überlieferung haften und bodenständiger sind als die Männer. Diese sind ihrerseits durch den Heeresdienst, die Arbeit in der Fremde stärker der umgangssprachlichen Beeinflussung ausgesetzt. In den Kreisen der Bildungsschicht in Stadt und Land stehen umgekehrt die Männer vielfach der Mda näher als die Frauen, vor allem was den derberen Wortschatz angeht, wie auch jenseits des eigentlich Mdalichen gerade hinsichtlich des Wortschatzes deutliche Unterschiede zwischen Männer- und Frauensprache bestehen.“

Es gibt allerdings auch ländliche Gegenden, in denen die Frauen der bäuerlichen Kreise stärker zum Gebrauch der landschaftlichen Umgangssprache neigen als die Männer, dort nämlich, wo sie in großer Zahl als Mädchen zeitweise in der Stadt im Dienst stehen oder es üblich ist, sie kürzere oder längere Zeit einer meist klösterlichen Haushaltungsschule anzuvertrauen.“ (Bach 1969: 234f.)

Hier wird deutlich: Die Unterschiede sind nicht primär landschaftlich bedingt, sondern sie sind bestimmt durch die unterschiedlichen Rollen, die den Geschlechtern unter verschiedenen Sozialverhältnissen zukommen. Wird der Aktionskreis der Frau auf den häuslichen Bereich beschränkt, dann besteht für sie naturgemäß weder die Notwendigkeit noch die Möglichkeit, die Sprache zu sprechen, die im weiteren Umkreis Gültigkeit hat. Sofern die Frau aber ebenso wie die Männer Funktionen im öffentlichen Leben wahrnimmt, bedient sie sich ebenso wie diese der Umgangs- oder Hochsprache.

Während diese einfache Ableitung für die früheren Verhältnisse vielleicht ohne weiteres gelten konnte, ist offenbar in neuerer Zeit, in der durch den Einfluß der Massenmedien so gut wie keinem Sprecher mehr der Zugang zur Umgangs- oder Hochsprache prinzipiell verwehrt ist, eine grundlegende Veränderung eingetreten. Frauen tendieren dabei, obwohl sie in ihrem Wirkungskreis sicherlich immer noch eingeschränkt sind und ihnen in erster Linie die Hausfrau-Mutter-Rolle zukommt, doch zu der ‚höheren‘ Sprachform, der Umgangs- oder Standardsprache. Wenn man so will, drückt sich in dieser Ausrichtung der Frauen an der mit besonderem Prestige besetzten Form auch eine Kompensation ihrer gesellschaftlichen Unterprivilegierung aus.

4. Das Medium

Besonders häufig wird als Merkmal der Mundart genannt, daß sie ‚gesprochene Sprache‘ ist.

„Mundart ist, wie schon der Name sagt, *mündliche Rede*. Sie tritt immer nur als gesprochene Sprache auf.“ (Brinkmann 1955/56: 65.)

Moser (1960: 217) sagt abschwächend, daß Mundart „vorwiegend mündliche Rede“ ist, was unter den gegebenen Verhältnissen zweifellos zutrifft. Für schriftliche Mitteilungen, die in der Regel eine weitere Verbreitung haben als mündliche, wird die Einheitssprache benutzt.

Die Mundart ist aber nicht mit gesprochener Sprache überhaupt gleichzusetzen: Nicht alle gesprochene Sprache ist mundartlich. Insofern sollte das, was als spezifisches Charakteristikum des Dialekts herauszustellen ist, nicht mit den Besonderheiten verwechselt werden, die sich aus der Tatsache ergeben, daß es sich um eine gesprochene Varietät handelt. Dies geschieht allerdings sehr oft und hat dazu geführt, daß man besondere strukturelle Eigenarten des Dialekts feststellte, die sich sämtlich als besondere Eigenarten der gesprochenen Sprache überhaupt erweisen. Bei Gernentz wird diese Verbindung deutlich gemacht:

„Es gibt (...) strukturelle Charakteristika der Mundarten, die es uns ermöglichen, im Gesamtsystem des Deutschen von einem besonderen und in wesentlichen Punkten einheitlichen Komplex der Mundarten zu sprechen. (...) Allein die Tatsache, daß die Mundart als gesprochene Sprache lebt, hat tiefe Spuren hinterlassen.“ (Gernentz 1964: 258f.)

Der Hinweis auf die Bedeutung der Tatsache, daß die Mundart gesprochene Sprache ist, findet sich auch bei Brinkmann, der die Situationsgebundenheit der mundartlichen Rede, die immer wieder als Haupterklärung für die Besonderheit gesprochener Sprache überhaupt genannt wird, in den Mittelpunkt stellt. Gewisse Besonderheiten des Dialekts sind darauf zurückzuführen,

„daß die Mundart mit ihrem Charakter als mündlicher Rede auf eine eigentümliche Weise Ernst macht. Weil sie nur im Vollzug da ist, kann sie immer mit einer Situation rechnen, in der die Partner des Gesprächs sich treffen.“ (Brinkmann 1955/56: 68.)

Niekerken (1960) berücksichtigt diese Tatsache dagegen kaum und führt die Abweichungen der mundartlichen Sprechweise von der hochsprachlichen eher auf die Unfähigkeit der Sprecher zu „höherer Ausdrucksweise“ zurück.

Als besondere strukturelle Eigenarten der Mundart, die vornehmlich aus ihrem „Gesprochen-Werden“ herrühren, werden häufig erwähnt: die „schlafte und unscharfe Artikulation“ (ebd.: 118), Zusammenziehung von Wörtern (ebd.: 118), Kontaminationen, Anakoluthe und Wiederholungen (Maurer 1964c: 11, 16) sowie die Bevorzugung der Parataxe gegenüber der Hypotaxe (ebd., S. 12; vgl. auch Gernentz 1964: 259; Gernentz 1965).

Daß die Mundart hauptsächlich in gesprochener Form existiert, bringt es auch mit sich, daß es für sie keine kodifizierte Norm gibt. Das ermöglicht den Sprechern, Neuerungen hier leichter einzuführen als in der fixierten Standardsprache. In der Mundart setzt sich der sprachliche Wandel leichter durch als

in der Hochsprache.⁵⁰ Deswegen ist der Mundart häufig größere Natürlichkeit und Lebendigkeit zuerkannt worden als der Hochsprache.

„Mundart ist zunächst die *natürliche* Rede eines Volkes“. (Brinkmann 1955/56: 65.)

„da, wo Mundart gesprochen wird, wird sie ganz naiv richtig gesprochen.“ (Süskind 1951: 20.)

Auch aus dieser Tatsache ergeben sich einige strukturelle Besonderheiten des Dialekts, die er aber im wesentlichen mit der Umgangssprache gemein hat.

5. Der situative Aspekt

Wenn ein Sprecher sowohl über Mundart wie über andere Sprachformen verfügt, ist davon auszugehen, daß er diese Varietäten in unterschiedlichen Situationen gebraucht, je nachdem, über welches Thema er spricht und wer sein Gesprächspartner ist bzw. in welchem Kreis er spricht. Die Mundart ist daher auch häufig als eine bestimmte „Gruppensprache“ angesehen worden. Dies gilt natürlich zunächst in dem oberflächlichen Sinne, daß jede Sprache innerhalb einer bestimmten Gruppe gilt und in diesem Sinn eine „Gemeinsprache“ (als Sprache einer Gemeinschaft) darstellt.⁵¹ Die Mundart eines bestimmten Ortes ist so selbstverständlich die Sprache der Ortsangehörigen, sie wird in der Regel nicht gegenüber Fremden gebraucht, nur manchmal gegenüber Zugewandenen und von diesen nur selten. Die Mundart wird daher nur in einer relativ kleinen Gemeinschaft, oft im Kreis der Familie, gesprochen, ihr kommen dadurch aber noch wesentlichere Charakteristika einer Gruppensprache zu. Immer wieder wird auf die „intime Lebensgemeinschaft“, die die Grundlage des Dialekts bilde, verwiesen. (Vgl. z.B. Brinkmann 1955/56: 66; Maurer 1956: 13.)

„Die Geborgenheit in einer intimen Gemeinschaft darf als Hauptmerkmal der Mundart gelten“. (Moser 1960: 217.)

Der in einem weiteren Raum geltenden Sprache kann dieses Kennzeichen nicht zukommen.

„Da jeder Mensch je nach Lage Alltagssprache redet, so fehlt der Alltagssprache das Wir-Gefühl, jenes eigentümliche Gefühl dafür, daß man durch Spracheigentümlichkeiten mit ganz bestimmten übersehbaren Gruppen und Schichten anderer Menschen vertraulich verbunden ist. Wir-Bewußtsein findet man in kleinen

⁵⁰ Anders ist die von Naumann 1925 und Lerch 1925 vertretene These, die sich darum bemühen nachzuweisen, daß in der Mundart die Neuerungen der gebildeteren Sprecher mit einer zeitlichen Verzögerung übernommen werden. Bright/Ramajujan 1964 bringen übrigens Belegbeispiele für beide Thesen bei.

⁵¹ Vgl. für diesen Gebrauch des Terminus Schmitt 1931: 437.

Mundartgruppen, in Dorfmundarten. Die Verständigung geht einher unter dem Begleitgefühl der Geborgenheit.“ (Trier 1966: 122.)

Die Mundart wird demnach also in einem begrenzten räumlichen Kreis gesprochen und ist zugleich an eine relativ kleine Gruppe mit eher schwachen Außenkontakten gebunden. Deswegen ist es auch verständlich, wenn in dialektologischen Untersuchungen oft so großer Wert auf die „Ortsmundarten“ gelegt wird.

Eng verbunden mit dem situativen ist der thematische Aspekt. Der Dialekt wird gelegentlich auch als die im Alltag übliche Sprechweise bezeichnet (vgl. z.B. Simon 1940: 1). Das bedeutet zugleich, daß er besonders für bestimmte Themenkreise benutzt wird. Einerseits ist oft die Bindung des Dialekts an bestimmte Berufszweige, nämlich den handwerklichen und insbesondere den landwirtschaftlichen Bereich,⁵² hingewiesen worden. Seine eigentliche Gültigkeit soll der Dialekt aber in der Privatsphäre und im häuslichen Bereich haben. Die Sprachmittel der Mundart sind daher in diesen Bereichen auch besonders differenziert.

„Vor allem für den emotionalen Bereich hat die Mundart zahlreiche Sprachmittel entwickelt.“ (Gernentz 1964: 259.)

Sie ist „im privaten und häuslichen Lebensbereich fraglos reicher als jede andere Sprachschicht.“ (Ebd.: 260.)

Die Anschauungskraft und mangelnde Abstraktheit des Dialekts sind stets als besonders kennzeichnende Merkmale dieser Sprachform angeführt worden. Für andere Bereiche als das alltägliche Leben soll und kann die Mundart offenbar aber auch gar nicht verwendet werden. Man hat diese funktionale Begrenzung der Mundart, die ihre Angemessenheit bei der sprachlichen Kommunikation nicht beeinträchtigt, sondern gerade konstituiert, nicht immer berücksichtigt und ist dabei zu recht eigentümlichen Feststellungen über die Mundart und die Mundartssprecher gekommen. Aus der Kennzeichnung der Mundart als der Volkssprache und bestimmten sprachlichen Charakteristika, die größtenteils aus dem Charakter des Dialekts als gesprochener Sprache erwachsen oder aber aus der Tatsache herrühren, daß sie nur für bestimmte Themen gebraucht wird, sollten bestimmte Eigenschaften der „Volkseele“ erschlossen werden (vgl. auch Vahle 1978: 7f.).

„Eine ganze Reihe von seelischen Eigenschaften, so glaube ich zusammenfassend feststellen zu dürfen, können unmittelbar aus der Volkssprache erschlossen werden, wenn die psychologischen Vorgänge, die hinter den Bildungen und Wandlungen stehen, aufgedeckt werden. Dabei sind zwei größere Gesichtspunkte zu gewinnen: *Wir erkennen in einem Teil der Erscheinungen ein Zurücktreten des Verstandesmäßigen, des Intellekts, bei einem anderen Teil ein besonderes Hervortreten des Gefühlsmäßigen und des Willens.*“ (Maurer 1964c: 21.)

⁵² Vgl. aber Wesche 1963: 368.

Die Mundart wird geradezu als die den geistigen Fähigkeiten des Volkes genau angepaßte Varietät angesehen. So schreibt z.B. Niekerken:

„Die Mundart ist freigewachsene Sprache, Volksidiom. (. . .) sie wird – und das ist besonders bemerkenswert – nicht nur von den verstandesmäßig Begabten, sondern auch von Unbegabteren überraschend gut gemeistert. (. . .) Die norddeutschen Mundartsprecher bilden die breite Masse des Volkes.“ (Niekerken 1960: 116.)

Zur Beherrschung der Hochsprache dagegen seien nur wenige ausersehen.

„Die Träger und Schöpfer der Hochsprache stellen heute wie früher eine scharfe Begabtenauslese vor, und zwar in Hinsicht auf sprachliche Fähigkeit und Abstraktionsvermögen. Diese biden Gaben müssen vorausgesetzt werden für die Aneignung der Ergebnisse der Wissenschaft und für deren weitere Förderung.“ (Ebd.: 117.)

Die Mundart dagegen kann für die Wissenschaft nicht verwendet werden. Man hat in dieser Tatsache sogar den Grund dafür gesehen, daß der Gebrauch der Mundart immer mehr zurückgeht.

Mehrere „Faktoren haben mitgewirkt, die Mundart zu verdrängen, aber das Rückgrat gebrochen hat ihr die mangelnde Ausdrucksfähigkeit im wissenschaftlich-technischen und philosophischen Bereich, denn ohne diesen kommt schon in kapitalistischen, geschweige denn in sozialistischen Verhältnissen kein im Leben Stehender mehr aus.“ (Gernentz 1964: 260.)

Die Vermischung verschiedener Aspekte einer sprachlichen Varietät unter Absehung von ihrer Funktion führt offenbar zu Urteilen, die dem Gefüge der Gesamtheit der Varietäten einer Sprache nicht Rechnung tragen und dem funktionalen und sozialen Charakter des Sprachsystems nicht gerecht werden.

Ein Sprecher wird nicht versuchen, die Mundart im wissenschaftlichen Bereich zu verwenden, weil es ja für diese Situation in seiner Sprache eine andere Varietät gibt. Die angebliche Unfähigkeit des Dialekts oder gar der Dialekt-sprecher zur Abstraktion ist daher nicht entscheidend. Kein Sprecher wird die Mundart beim Reden über hochabstrakte Vorgänge verwenden. Daraus folgt aber nicht, daß diese sprachliche Varietät nicht solchen möglichen Erfordernissen angepaßt werden könnte, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergibt. Eine sprachliche Varietät erhält die Struktur und die Funktion, die ihr sinnvollerweise im Gesamtgefüge der Varietäten zukommen kann.

Es muß allerdings auch bezüglich der Funktionen, die verschiedene sprachliche Varietäten übernehmen, mit stetem Wandel gerechnet werden. Die Mundart kann nicht ein für allemal als eine bestimmte Sprachform mit festen Charakteristika angesehen werden. Es erscheint daher als ein grundlegender Fehler, Merkmale einer sprachlichen Varietät, die ihr in einer bestimmten historischen Situation zukommen, zu essentiellen Wesenszügen zu erheben.

So stellt z.B. die Charakterisierung der Mundart als Volkssprache, die Niekerken (1960: 116) dazu geführt hat, anzunehmen, sie werde von etwa 80% der niederdeutschen Bevölkerung gesprochen, den Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse.

„Betrachtet man die Dinge aber unvoreingenommen, so muß man feststellen, daß für gewöhnlich von den hundert und mehr Millionen Deutschen kaum ein Drittel Mundart, sozusagen niemand die Schrift- oder Hochsprache und alle übrigen diese Zwischenstufe sprechen. Wir nennen sie heute mit einem von H. Wunderlich eingebürgerten, von P. Kretschmer, A. Schirmer u.a. befestigten Namen die *Umgangssprache*.“ (Henzen 1954: 19f.)

Die Verhältnisse dürften heute noch stärker verschoben sein. Viele Funktionen, die früher die Mundart erfüllte, fallen heute der Umgangssprache zu. Die „reine Mundart“ wird mehr und mehr zur Gruppensprache, die heute ganz andere Funktionen erfüllt als noch vor einigen Jahrzehnten.⁵³ Als nur örtlich verbindliche Sprachform ist sie für viele Bereiche dysfunktional geworden. Die diatopische Dimension ist aber in der Umgangssprache und ihren landschaftlich unterschiedlichen Formen nach wie vor präsent.

3.2.2. (Landschaftliche) Umgangssprache

In keiner Arbeit zu den Sprachschichten im Deutschen fehlt der Hinweis auf die Umgangssprache. Allerdings wird sie vielfach nur kurz als Zwischenform zwischen den ‚reinen‘ Formen Mundart und Hochsprache, denen man dann seine Aufmerksamkeit in erster Linie zuwendet, erwähnt. Auch der Umgangssprache werden die verschiedensten Merkmale und Funktionen zugesprochen. Eine eindeutige Definition ist nicht möglich.⁵⁴

Was den räumlichen Aspekt betrifft, scheinen die Verhältnisse aber relativ klar. Die Umgangssprache ist zwar in der Regel immer ‚landschaftlich gefärbt‘ und unterscheidet sich daher von der Hochsprache, sie gilt aber in einem weiteren Gebiet als der Dialekt.

Die Umgangssprache stellt nicht eine einheitliche Schicht dar, sondern es lassen sich viele Zwischenstufen unterscheiden. Es gibt klein- und großlandschaftliche Umgangssprachen.

„Die verschiedenen dt. Sprachlandschaften haben in der Auseinandersetzung der bodenständigen Mda mit der Schriftsprache verschiedene Typen

⁵³ Die in den letzten Jahren erfolgte Wiederbelebung der Mundart, deren Prestige wieder so sehr angestiegen ist, daß sie sogar einige Bedeutung in der Massenkultur gewonnen hat, mußte dabei besonders berücksichtigt werden.

⁵⁴ Vgl. zur Frage des linguistischen Status der Umgangssprache Ungeheuer 1973.

der dt. Umgangssprache entwickelt, in der Regel im Anschluß an die Mda der führenden Stadt des betr. Kulturraums". (Bach 1969: 240.)

Engel, der den räumlichen Aspekt säuberlich von den anderen Kriterien trennen will, möchte „Kleinkreise, Provinzen, Großkreise und den (deutschen) Gesamtkreis unterscheiden.“ (Engel 1962: 300.) Moser, der die horizontale Gliederung der Umgangssprache übrigens noch für „wenig fest“ (Moser 1962a: 42) hält, unterscheidet

„zwischen örtlichen städtischen Umgangssprachen, kleinlandschaftlichen und großlandschaftlichen Umgangssprachen. So heben sich etwa an großlandschaftlichen Umgangssprachen ab eine württembergische, pfälzische, obersächsische, berlinische, das mecklenburgische Hochdeutsch und niederdeutsch gemischte Missingsch, vielleicht auch eine bayerisch-schwäbische, eine badische, eine hessische, eine elsässische, eine österreichische, früher auch eine ostpreußische und deutschbaltische.“ (Moser 1962a: 42.)

Nach Moser (1962a: 42) hält die Umgangssprache eine Zwischenstellung zwischen Dialekt und Hochsprache auf den Gebieten der Lautung, Flexion, Wortbildung und dem Wortschatz inne.

Da sie in der Regel auch vorwiegend in gesprochener Form auftritt,⁵⁵ weist sie auf syntaktischem Gebiet weitgehende Übereinstimmung mit der Mundart auf.⁵⁶

Als bedeutendstes Merkmal des Dialekts war die Lautung genannt worden. Es ist nun bezeichnend, daß die Umgangssprachen, sofern man damit ebenfalls regionale Varietäten meint, d.h. wenn es darum geht, die landschaftlichen Umgangssprachen gegeneinander abzugrenzen, ihre Besonderheit desgleichen in erster Linie im Bereich des Lautlichen aufweisen. Es wird zwar immer wieder auf andere Eigentümlichkeiten hingewiesen — z.B. in der Wortbildung auf die typisch schwäbische Verkleinerungssilbe -le. Was die räumlich bedingten Differenzen im Bereich des Wortschatzes betrifft, so werden z.B. immer wieder die Wortpaare Tischler/Schreiner, Samstag/Sonntag, Viertel vor sechs/drei Viertel sechs u.ä. genannt. Das Werk Kretschmers (1969), das die geographische Verteilung von Wörtern in der deutschen Umgangssprache untersucht, zeigt, daß damit keine Ausnahmeerscheinungen getroffen worden sind, sondern sich gerade im Wortschatz durchgängige Differenzen aufweisen lassen. Auch für den syntaktischen Bereich sind charakteristische Unterschiede festzustellen, z.B. im Ostdeutschen: ‚er hätte können kommen‘ als besonderes Wortstellungsmuster.

⁵⁵ Vgl. Geyl 1975: 30; Radtke 1973: 168; Moser 1960: 219.

⁵⁶ Vgl. Moser 1960: 221.

Dennoch sind die lautlichen Verhältnisse nicht nur besonders typisch für eine landschaftlich gebundene Sprache; die Lautung ist es auch, die ein Sprecher am schwersten ablegen kann, während sich im Wortschatz, in der Wortbildung, Flexion und auch in der Syntax relativ leicht Veränderungen durchsetzen.

„Diese Umgangssprachen haben von den Mundarten Wesenszüge des lautlichen Gewands: Lautung, Melodie, Rhythmus, Tempo beruhen mehr oder weniger auf den Großmundarten“. (Moser 1960: 221.)

Unterschiede in der Lautung sind — wie oben gesagt — für die weiträumige Verständigung besonders hinderlich. Daß die auf überregionale Kommunikation zielenden Umgangssprachen dennoch vornehmlich im lautlichen Bereich Charakteristika aufweisen können, erklärt sich daraus, daß sie sich einerseits durch solche Phänomene wie Melodie, Rhythmus, Tempo unterscheiden. Es handelt sich dabei um suprasegmentale Merkmale, die im Deutschen weniger distinktive als signifikative oder expressive Funktion haben und daher die Verständigung wenig behindern. Andererseits hat man zur Abgrenzung dialektaler lautlicher Merkmale und lautlicher Merkmale der landschaftlichen Umgangssprachen auf die Unterscheidung von „primären“ und „sekundären“ Merkmalen zurückgegriffen, die auf Schirmunski zurückgeht.

„Wie bezeichnend (sic!) im weiteren die charakteristischen, d.h. am stärksten auffallenden Abweichungen einer Mundart gegenüber der Schriftsprache (oder andren Mundarten) als primäre Merkmale, die weniger auffallenden Abweichungen als sekundäre Merkmale.“ (Schirmunski 1930: 118.)

Das ist natürlich ein relatives Kriterium, das keine genaue Abgrenzung in der Frage erlaubt, ob es sich bei einem bestimmten Merkmal um ein primäres oder sekundäres handelt.⁵⁷ Dieser Unterschied könnte vielleicht an linguistischen Kriterien festgemacht werden, wie z.B. folgendem: Es erscheint nahelegend, daß „sekundäre Merkmale“ die typische phonetische Realisierung eines Phonems betreffen. So könnten die Umgangssprachen im phonologischen System übereinstimmen, während sich die landschaftlichen Varianten dagegen in der Realisierung der Phoneme unterscheiden. Solche Unterschiede, die keine distinktive Funktion haben, beeinträchtigen die Verständigung ebenfalls nicht; ihre Funktion besteht eben darin, die Herkunft des Sprechers zu signalisieren.

Primäre und sekundäre Merkmale werden jedoch offenbar durchaus nicht immer in diesem Sinn interpretiert. So führt z.B. v. Polenz, der annimmt, daß die Umgangssprache

⁵⁷ Vgl. zu einer Kritik an der ungenauen Bestimmung von primären und sekundären Merkmalen auch Trost 1968: 823f.

„einige primäre Mundartmerkmale bewahrt, die sie aber meist mit jeweils verschiedenen anderen Landschaften gemeinsam hat“. (v. Polenz 1972: 131f.)

als Beispiele Zungen-r/Zäpfchen-r, Behauchung und Stimmton bei Verschußlauten u.ä. an. Das sind im Deutschen eben keine distinktiven Merkmale.

Anders als v. Polenz stellt Moser fest:

„Immer wieder zeigt es sich, daß die Umgangssprachen die primären, von den Sprechern als wesentlich empfundenen Unterscheidungsmerkmale der mundartlichen Aussprache aufgeben, die sekundären dagegen nicht.“ (Moser 1962a: 42.)

Viel stärker noch als für den Dialekt, der einigermaßen selbstverständlich als diatopische Varietät erscheint, sind für die Phänomene ‚Umgangssprache‘ und ‚Hochsprache‘ andere Bestimmungskriterien herangezogen worden als das der räumlichen Verbreitung, so daß auch diese Begriffe mit unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht werden. Für den Bereich der Umgangssprache hat Bichel (1973) eine ausführliche Darstellung der begrifflichen (und sachlichen) Unstimmigkeit in der germanistischen Forschung geliefert.

Die Umgangssprache ist immer wieder als Stiefkind der germanistischen Forschung betrachtet worden. Diese Vernachlässigung steht in krassem Gegensatz zu der Bedeutung, die der Umgangssprache im gegenwärtigen System der deutschen Sprachvarietäten zukommt. Die Umgangssprache ist zur eigentlichen

„Sprachform der städtischen und kulturell verstädterten Kreise, also des überwiegenden Teiles des deutschen Volkes geworden. (...) Nicht in der Volksmundart und noch weniger in der Idealform der hochdeutschen Schriftsprache vollzieht sich also in der Hauptsache der sprachliche Verkehr der heutigen Deutschen untereinander, sondern in der Umgangssprache.“ (Beranek 1950: 66.)

Wenn Beranek unterstreicht, daß diese Verhältnisse für die gegenwärtige Situation zutreffen, stellt sich die Frage, seit wann denn die Umgangssprache die Mundart als wichtigste Sprachform abgelöst hat. Seit wann gibt es diese Zwischenform zwischen Hochsprache und Dialekt?

In der Regel wird der Anfang des 19. Jahrhunderts als Entstehungszeit der Umgangssprache genannt, wobei besonders auf den Gebrauch dieses Begriffs bei Campe verwiesen wird.⁵⁸

„im allgemeinen kann man den Anfang der Ausbildung einer eigenen breiten Sprachschicht zwischen Hochsprache und Mundart nicht weiter als bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts zurückverlegen. Und wohl nicht zufällig prägt damals Joachim Heinrich Campe den Terminus Umgangssprache.“ (Gernentz 1964: 263.)

⁵⁸ Daß Campe nicht als Schöpfer dieses Begriffs gelten kann, zeigt Bichel 1973.

Das Bedürfnis nach einer gesprochenen, auf den alltäglichen Verkehr abgestellten Sprache, die in einem weiteren Gebiet verständlich ist – darin scheint eine grobe Charakteristik der Umgangssprache zu liegen – ist aber schon viel früher anzusetzen. Moser rechnet daher schon für das Frühmittelalter mit Umgangssprache, wenigstens für das 16. Jahrhundert nimmt er an, daß es unmittelbare Zeugnisse für eine Umgangssprache gibt.

„Für das Frühmittelalter bin ich der Meinung, daß die frühdeutschen (althochdeutschen und altniederdeutschen) sog. ‚Schreib- und Literaturmundarten‘ weit hin auf Formen der Rede zurückgehen, nicht der volkssprachlichen (...), sondern der Rede der Oberschichten; sie würden also Umgangssprachen, adelige Landschaftssprachen und klösterliche Ausgleichssprachen darstellen. Besser spricht man darum vielleicht von Schreib- und Literaturidiomen. (...) Man wird sagen dürfen, daß die Umgangssprache der Oberschichten immer die wesentliche Grundlage für Schreib- und Schriftsprachen war.“ (Moser 1956: 40f.)

Damit gelangen wir zu der Kennzeichnung der Umgangssprache, die wiederum auf dem Kriterium des Sprachträgers beruht. Auch die Umgangssprache wird als eine Varietät angesehen, die in erster Linie von *einer* sozialen Schicht gebraucht wird (oder es jedenfalls lange Zeit wurde). Der Durchbruch, den die Umgangssprache auch nach den Angaben Mosers zu Ende des 18. Jahrhunderts erlebte, geht bezeichnenderweise darauf zurück, daß die deutschen landschaftlichen Umgangssprachen von einer breiten sozialen Schicht als geläufige Formen des alltäglichen Sprachgebrauchs übernommen wurden. Das Französische als gebräuchliche Umgangssprachform der Gebildeten kam außer Gebrauch.

„Am Ende des 18. Jahrhunderts vollzieht sich in Deutschland ein Vorgang, der nach der Einigung der deutschen Schriftsprache das wichtigste sprachliche Ereignis darstellt: die gute Gesellschaft, die gebildeten Oberschichten gehen zu deutschen Umgangssprachen über. Damit erst ist eine richtige Entfaltung der sprachlichen Zwischenschicht möglich. Es ist aber keinesfalls richtig, wie es oft geschieht, die deutsche Umgangssprache erst im 18. oder gar im 19. Jahrhundert beginnen zu lassen.“ (Moser 1956: 42.)

Schon bei der Gegenüberstellung von Mundart und Hochsprache erwies es sich als problematisch, sie als Sprachform einzelner Sozialschichten zu kennzeichnen. Immerhin schien hier eine einfache Gegenüberstellung von Dialekt und Hochsprache als Sprachform der unteren bzw. der oberen Sozialschicht denkbar. Für die Umgangssprache, die ausdrücklich als Zwischenschicht bezeichnet wird, ist eine entsprechende Zuordnung danach natürlich schwierig. Man könnte zwar leicht annehmen, daß typischerweise die Mittelschicht, das städtische Bürgertum, zum Träger der Umgangssprache wurde, eine Ansicht, die, wie Bichel zeigt, verschiedentlich vertreten wurde:

„Gerade deren Sprache, die der ‚Bürgerklasse in Städten‘ und die der ‚Gebildeten‘, ist es (...) die in der späteren Mundartforschung häufig mit dem Namen ‚Umgangssprache‘ bezeichnet wird.“ (Bichel 1973: 209.)

Gelegentlich rechnete man diese Sprachform jedoch auch eher den „höheren Kreisen“ zu. So hat z.B. Adelung die meißnische verfeinerte und ausgebildete (Umgangs-)Sprache als „gesellschaftliche Sprache fast aller Personen von Geschmack und Erziehung“ (Adelung 1782: I, 82) bezeichnet. Ebenso charakterisiert noch Behaghel die Umgangssprache als die „vornehmste Form des gesprochenen Wortes“. (Behaghel 1927: 13.) Es sei die Sprache

„des gebildeten Verkehrs, eine Sprache, die in Lauten und Formen den Gesetzen der Schriftsprache sich unterwirft, die aber in der Auswahl der Wörter ihre eigenen Wege geht und namentlich in der Satzfügung meist auf der Seite der Mundart steht, zur Schriftsprache einen scharfen Gegensatz bildet.“ (Behaghel 1927: 12.)

Daß die Umgangssprache die Sprachform der gebildeten Kreise, man könnte vielleicht sogar sagen: des Bildungsbürgertums, ist, diese Kennzeichnung findet sich in relativ frühen Charakteristiken der Umgangssprache immer wieder.

Beranek verbindet die Vorstellung von der Umgangssprache als der Sprachform gebildeter Kreise mit ihrer Charakterisierung als ‚städtische Sprache‘.

„Im Munde der mit der Schriftsprache am engsten in Berührung stehenden gebildeten Schichten des deutschen Volkes entstanden, hat sie naturgemäß zuerst in den größeren Städten Fuß gefaßt und hier die bodenständige Mundart bereits mehr oder weniger ganz verdrängt.“ (Beranek 1950: 66.)

Die sprachliche Ausstrahlungskraft der Städte und der gebildeten Stände bringt die Umgangssprache aber auch den ländlichen Kreisen, dem Volk, ja der Unterschicht, nah. Von ihr übernommen, muß die Umgangssprache dann aber anders charakterisiert werden. So gibt es auch verschiedene Auffassungen, die in der Umgangssprache gerade die Sprache der Unterschicht sehen, während für die Oberschicht die Hochsprache vorbehalten bleibt. Bichel stellt fest, daß unter dem Aspekt der soziologischen Verteilung ein Umschwung hinsichtlich der Einschätzung der Stellung der Umgangssprache sichtbar wird.

„Es wird in dieser Raffung auch eine sich im Laufe der Zeit wandelnde Tendenz im Gebrauch des Begriffs deutlich, nämlich die, daß ‚Umgangssprache‘ zunächst mehr für gehobene, später mehr für niedere Sprachformen gebraucht wird.“ (Bichel 1973: 126.)

Man hat angesichts dieser Schwierigkeiten den Versuch unternommen, die Umgangssprache in einzelne Unterschichten aufzuteilen und diese verschiedenen Gesellschaftsschichten zuzuordnen. Eine solche Darstellung findet sich z.B. in einer Einzelstudie zur Linzer Stadtsprache von Steinbruckner. Er unterscheidet drei Stufen, die sich alle von der Mundart und der Hochsprache unterscheiden.

1. Linzer Verkehrsmundart. Sie wird

„von Arbeitern, Gewerbeangestellten, Hausangestellten und den unteren Schichten der Büroangestellten gesprochen.“ (Steinbruckner 1968: 306.)

2. Linzer Verkehrssprache

„Träger dieser sprachlichen Schicht sind die Beamten, Ärzte, Kaufleute und kaufmännischen Angestellten.“ (Ebd.: 306.)

3. Gehobene Verkehrssprache oder Umgangssprache

„Sie wird von der gehobenen Beamtenschaft in der Öffentlichkeit, von den Lehrern und dem Klerus gesprochen.“ (Ebd.: 306.)

Diese Einteilung wird nicht nur dadurch in Frage gestellt, daß sich weitere Übergangszonen unterscheiden lassen, sondern vor allem durch die von Steinbruckner selbst zugegebene Tatsache, daß die Sprecher entsprechend der Sprechsituation, dem Partner usw. zwischen den Sprachschichten wechseln.⁵⁹ So muß auch von hier aus der Versuch zurückgewiesen werden, den einzelnen Sprachschichten, der Mundart, den Formen der Umgangssprache und der Hochsprache, bestimmte soziale Schichten als alleinige Sprachträger zuzuordnen.

„Somit kann auch der (klein-)landschaftlichen Umgangssprache nicht eine soziale Gruppe als Hauptträger zugeordnet werden. Es gibt keine Isomorphie zwischen sozialer Schicht und Sprachschicht.“ (Langner 1974: 102.)

Auch zur Abgrenzung von Umgangssprache und Hochsprache wird oft als Kriterium genannt, daß es sich im einen Fall um gesprochene, im anderen um geschriebene Sprache handelt. Für die Umgangssprache gilt nach Brinkmann:

„Weil sie auf den Umgang beschränkt ist, teilt sie alle Merkmale mündlicher Rede.“ (Brinkmann 1955/56: 74.)

„Die Hochsprache dagegen gewinnt durch die Schrift erst die Möglichkeit, sich als Objektivgebilde vom Vollzug ganz zu lösen und sich unabhängig von Raum und Zeit zu verfestigen.“ (Ebd.: 66.)

Mit gewissen Einschränkungen wird diese Bestimmung oft in die Definition von ‚Umgangssprache‘ übernommen. So schreibt z.B. Radtke:

„Wir bezeichnen mit *Umgangssprache* die gesprochene deutsche Sprache eines jeweiligen synchronen Zeitabschnitts (...), die überregional gesprochen und verstanden wird, nicht fachgebunden (Fachsprache) und verhüllend (Sondersprache) ist, aber durchaus landschaftliche Züge (etwa in den Intonationsverhältnissen) aufweisen kann. (Radtke 1973: 170; Sperrung K.N.)

Moser (1962a: 42) hält die Umgangssprache für „weithin identisch mit der gesprochenen Alltagssprache“. Bichel (1973: 179) führt mehrere Ansätze an, in denen er geradezu eine Gleichsetzung des Terminus Umgangssprache mit

⁵⁹ Auf diese „Systemlosigkeit“ beim Gebrauch der Umgangssprache ist auch Veith 1968 eingegangen.

gesprochener Sprache vorliegen sieht. U.a. wird Eggers erwähnt, der den Begriff Umgangssprache folgendermaßen bestimmt:

„Wir fassen also den Begriff ‚Umgangssprache‘ in einem sehr weiten Sinne, indem wir die ‚Hochsprache‘ nur als ihre höchste Schicht ansehen, und *alle gesprochene Rede als umgangssprachlich bezeichnen*. (...) Umgangssprache ist (...) die ganz allgemeine Sprache unseres täglichen Alltags. (...) Sie ist in sich sehr vielfältig geschichtet, nicht nur nach dem sozialen Rang derer, die sie sprechen, sondern sogar bei jedem einzelnen Sprecher (...). Aber so vielfach geschichtet unser Sprechen auch sein mag, solange wir mehr oder minder unbewußt, formlos und sorglos in unseren Alltagstönen ‚daherreden‘, solange bewegen wir alle uns in der Umgangssprache.“ (Eggers 1962: 50; Hervorhebungen K.N.)

Neben dem Hinweis, daß die Umgangssprache gesprochene Sprache ist, wird also auch der situative Aspekt wichtig. Die Umgangssprache erscheint als Sprache des Alltags.

Die Ansicht, daß die Umgangssprache die Sprachform ist, die gewöhnlich im alltäglichen Leben verwendet wird, ist sehr geläufig. Sie findet sich z.B. bei Porzig, der das, was er zunächst Umgangssprache genannt hat, später ausdrücklich als Alltagssprache bezeichnet.⁶⁰ Auch Moser nimmt eine solche enge Verbindung an.

„Die Alltagssprache steht der inneren Form nach, auch wenn sie in Hochlautung verwirklicht wird, der Umgangssprache am nächsten, mit der sie, wo eine solche besteht, meist zusammenfällt.“ (Moser 1960: 222.)

Für die Hochsprache wird demgegenüber angenommen, daß sie besonderen Bereichen, nämlich der Literatur und Wissenschaft, vorbehalten ist. Eine besondere Rolle kommt ihr auch in den Massenmedien zu. Sie dient aber gerade nicht der Kommunikation im Alltag.

Das Kriterium, das sich heute am ehesten bei der Abgrenzung von Hochsprache und Umgangssprache durchgesetzt hat, ist der stilistische Aspekt. Die Hochsprache, unter der lange die Schriftsprache allein verstanden wurde, hat sozusagen als höchste Stilschicht die Norm gesetzt. Was nicht literatur- oder schriftfähig war, wurde dabei als ‚nur umgangssprachlich möglich‘ bezeichnet (vgl. z.B. Klappenbach 1960: 30). Darin kommt eine niedrige Wertschätzung der Umgangssprache zum Ausdruck, die sich tatsächlich keineswegs durchweg auf einer besonders niedrigen stilistischen Ebene bewegt. In der Umgangssprache konzentriert sich der Sprecher aber gewöhnlich nicht auf die Form seiner Äußerung. Sie steht darin der Hochsprache entgegen, in der der Sprecher bewußt sprachlich formt, sein Sprechen kontrolliert. Wenn die Umgangssprache aber als ‚stillos‘ bezeichnet wird, liegt ein Stilbegriff zugrun-

⁶⁰ Vgl. Porzig 1950: 164 und 1971: 219.

de, wie ihn z.B. Spitzer (1961: II, 4) verwendet, für den Stil „Sprache als Kunst verwendet“ bedeutet. Umgangssprache ist damit aber gleichzeitig so etwas wie die davon abweichende „natürliche Sprache“.

Unter den verschiedenen hier kurz angesprochenen Aspekten lassen sich mehrere Lesarten des Begriffs Umgangssprache unterscheiden, die Bichel zusammengefaßt hat. Es handelt sich dabei aber nicht um exakte Definitionen, die miteinander konkurrieren könnten, sondern die verschiedenen Definitionen sind Ausfluß der unterschiedlichen Gewichtung, die man einzelnen Aspekten zuerkennt.

„Umgangssprache 1 – im persönlichen Umgange gebräuchliche Sprache; Umgangssprache 2 – alltägliche Sprache; Umgangssprache 3 – landschaftliche Sprache; Umgangssprache 4 – natürliche Sprache“. (Bichel 1973: 377.)

3.2.3. Hochsprache

Als geographische Varietät der höchsten Stufe bleibt noch die „Hochsprache“, „Standardsprache“ oder „Gemeinsprache“ zu erwähnen, die für das ganze deutsche Sprachgebiet verbindlich ist und damit die größte Verbreitung hat. Hier werden die verschiedenen Begriffe nur genannt und undifferenziert verwendet, was sich angesichts der Gewohnheit der Forschungsliteratur auch durchaus rechtfertigen läßt. Wenn es auf eine sinnvolle Abgrenzung ankommt, könnte man sich z.B. Engel anschließen, der konsequent von „Gemeinsprache“ spricht, sofern er die Varietät mit größter landschaftlicher Verbreitung meint. Solche Versuche haben sich aber bislang nicht durchgesetzt.

Unter geographischem Gesichtspunkt ist zur Gemeinsprache kaum mehr zu sagen, als daß sie landschaftlich geprägter sprachlicher Merkmale fast vollständig entkleidet ist. Die für das Deutsche vorliegenden Untersuchungen konzentrieren sich daher auch weitgehend auf andere Aspekte der Hochsprache.

Um jedoch noch einmal auf die äußere Gestalt der Hochsprache im Verhältnis zu den Formen der Umgangssprache und der Dialekte zurückzukommen, sei zunächst Porzig zitiert, der dazu schreibt:

„Die Sprachform, die sich als Gemeinsprache durchsetzt, ist nicht einfach die zugrunde liegende Mundart in ihrer ursprünglichen Gestalt. (...) Vielmehr streift die Mundart, wenn sie zur Gemeinsprache wird, ihre auffallendsten Sonderheiten in Lautgebung und Wortschatz ab und nimmt dafür allgemein verbreitete Züge aus andern Mundarten auf. Der größere Reichtum und damit die größere Ausdrucksfähigkeit der Gemeinsprache gegenüber den Mundarten beruht zum Teil auf dieser Möglichkeit, jederzeit aus allen Mundarten Sprachgut zu schöpfen.“ (Porzig 1971: 227.)

Diese Kennzeichnung stimmt gut mit der Vorstellung eines Diasystems im Sinne Hegers zusammen: Die Gemeinsprache, die in einem weiteren Gebiet gilt als alle anderen Sprachformen des Sprachgebiets, ist das ‚Diasystem der höchsten Stufe‘, es vereint die unterschiedlichen untergeordneten sprachlichen Varietäten.

Nun ist das Diasystem ein theoretisches Konstrukt, während die Gemeinsprache wie auch die Umgangssprache und die Dialekte reale Größen darstellen. Während man aber u.U. noch behaupten könnte, einen Dialekt wie das Bayerische spreche niemand, sondern er könne immer nur seine jeweilige Ortsmundart realisieren, der Dialekt sei also keine Sprachform mit Norm, sondern ein Konstrukt, kann dies von der Gemeinsprache deswegen nicht behauptet werden, weil sie immer eine – und zwar sogar kodifizierte – Norm hat. Den bayerischen Dialekt wie die deutsche Umgangssprache spricht vielleicht tatsächlich niemand, sie kommen nur in landschaftlichen Varietäten vor, für die überregionale Gemeinsprache gibt es aber eben keine landschaftlichen Varianten mehr. Die Äußerungen der Sprecher sind an der überregional geltenden fixierten Norm orientiert, sie werden entsprechend dieser Norm gebildet. Die Norm ist dabei nicht erst ein nachträglich über den verschiedenen Äußerungen, die entsprechend einer ‚Unternorm‘ gebildet werden, zu rekonstruierendes System.

Daher ist es kaum sinnvoll, von der Gemeinsprache als dem ‚gemeinsamen Nenner‘ der Dialekte zu sprechen. Die Gemeinsprache bzw. die deutsche Standardsprache hat ja nicht gleichmäßig von allen deutschen Dialekten bestimmte Züge aufgenommen. Sie ist nicht den Dialektsprechern unmittelbar verständlich, weil sie gewissermaßen auf den Dialekten aufbaute. Die Hochsprache zeichnet sich nicht durch gegenüber der Umgangssprache zunehmenden Ausgleich von mundartlich besonders abweichenden Formen aus, sie gewinnt ihre Verbindlichkeit nicht dadurch, daß sie struktural übergeordnet ist, sondern die überregionale Gültigkeit erwächst aus ihrer besonderen funktionalen Stellung. Es ist z.B. kaum möglich, die ‚Gemeinsamkeiten‘ des niederdeutschen und des hochdeutschen Lautbestandes zur Grundlage einer Gemeinsprache zu machen. So ist denn auch tatsächlich eine *Varietät* (bzw. *Varietätenmenge*), nämlich die hochdeutsche Lautung, zur Grundlage der Gemeinsprache geworden. Daß die Bemühungen um eine Orthoepie der Gemeinsprache – hier ist besonders auf den Kodifizierungsversuch von Theodor Siebs (1898) hinzuweisen – dann auf der norddeutschen Aussprache aufbauen, ist nicht als eine Art ‚Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit‘ bei der Sprachentwicklung, als ausgewogene Ausgleicherscheinung, aufzufassen, sondern für die Sprachgeschichte eher historischer Zufall. Im 19. Jahrhundert, in dem offenbar erst das Bedürfnis nach einer genormten Aussprache erwuchs, hatte sich in Preußen ein kulturelles und politisches Zentrum entwickelt, während sich im Mittelalter solche Zentren nur in Süddeutschland

fanden. Hinzu kommt, daß für die niederdeutschen Sprecher die Notwendigkeit bestand, nach der bereits verbindlichen Schrift zu sprechen, da die eigene Mundart zu sehr von der Lautung der Gemeinsprache abwich. So konnte sich hier die ‚richtige‘ Aussprache – nach dem Grundsatz „Sprich, wie du schreibst!“ (also auf der Basis der bereits vereinheitlichten Schriftsprache) – durchsetzen.

Die Norm für die Gemeinsprache entspringt also nicht einer Integration der verschiedenen Mundarten, sondern fällt in der Regel mit einer besonders prestigereichen Varietät zusammen, die dann allerdings – beim Prozeß der Entwicklung zu einer echten Standardsprache – Elemente aus verschiedenen Mundarten aufnehmen kann.

Für den Bereich des Deutschen hat es Kontroversen in der Frage gegeben, welche Mundart die Grundlage der neuhochdeutschen Gemeinsprache darstellt.

„Im Verlauf der letzten hundert Jahre hat die Sprachforschung sehr unterschiedliche und sich z.T. widersprechende Entstehungstheorien vorgelegt. Die wichtigsten (in zeitlicher Abfolge und etwas schlagwortartig benannt) sind: Kontinuität der Schriftsprache seit ahd. Zeit (Müllenhoff); die nhd. Schriftsprache vornehmlich als Werk der Humanisten in Prag (Burdach); Grundlegung der nhd. Schriftsprache im ostmitteldeutschen Siedlungsgebiet (Frings).“ (Besch 1973: 429.)

Offenbar ist im Deutschen gar nicht allein eine Basis anzusetzen. Die Tatsache, daß es in Deutschland ein einheitliches und vorherrschendes kulturelles, politisches und wirtschaftliches Zentrum nie gegeben hat, verhinderte, daß eine geographische Varietät die alleinige Grundlage für die Gemeinsprache werden konnte. Im Gegensatz zu anderen Nationen sind daher in die deutsche Gemeinsprache tatsächlich Züge mehrerer Dialekte eingegangen. Diese Tatsache beruht jedoch nicht auf der Tendenz zum ‚Ausgleich verschiedener sprachlicher Varietäten‘, die der Gemeinsprache eigen wäre, sondern ist auf die besonderen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im deutschen Sprachraum zurückzuführen.

Die besonderen sprachlichen Kennzeichen der Gemeinsprache ergeben sich leicht aus der Gegenüberstellung der Merkmale von Umgangssprache und Dialekt. Sie lassen sich kurz zusammenfassen.

1. Die Hochsprache ist nicht die Sprache des alltäglichen persönlichen Umgangs, sondern „Sprache der Öffentlichkeit“.

„Die Hochsprache ist vielmehr die Sprache der Öffentlichkeit, der Predigt, des Vortrags, der Gerichtsverhandlung, des gelehrten Gesprächs, der Dichtung.“ (Trier 1966: 119.)

2. Die Hochsprache ist nicht landschaftlich gebunden. Sie gilt überregional.
3. Die Hochsprache ist in dem Sinne nicht natürliche Sprache, als der Sprecher bei ihrer Benutzung besondere Aufmerksamkeit der sprachlichen Form seiner Äußerung widmet. Dies ist schon dadurch bedingt, daß die Hochsprache häufig geschrieben (oder abgelesen) wird. In ihr formuliert der Sprecher nicht unmittelbar, sondern wählt die Sprachmittel bewußt und sorgfältig aus.
4. Die Hochsprache ist kodifiziert. Dies wird vielfach schon als deutlicher Hinweis auf die Unnatürlichkeit dieser Sprachform angesehen. Die festgeschriebene Norm verhindert einen schnellen Wandel der Sprache und führt gleichzeitig zu einer Auseinanderentwicklung der Formen der gesprochenen Alltagssprache und der übergeordneten Hochsprache.⁶¹

Im Deutschen ist die Spanne zwischen der Umgangssprache, d.h. hier der Sprache des alltäglichen Verkehrs, und der Standard- bzw. Hochsprache allerdings nicht besonders weit.⁶² Zwar ist nur ein relativ kleiner Teil der deutschen Sprecher gewohnt, die Hochsprache aktiv zu verwenden, sie dürfte jedoch von allen Sprechern verstanden werden und genießt bei allen Sprechern ein besonders großes Prestige.

Die deutsche ‚Gemeinsprache‘ oder Hochsprache erfüllt damit eben die Bedingungen, die an früherer Stelle als besondere Kennzeichen einer Standardsprache genannt worden sind.

3.2.4. Zu weiteren diatopischen Varietäten der deutschen Gegenwartssprache

Die Phänomene, die bei einer Untersuchung der diatopischen Varietäten im deutschen Sprachraum in den Blick kommen, gehen über das eigentliche Forschungsgebiet der Dialektologie hinaus. Mit ‚Mundart‘, ‚Umgangssprache‘ und ‚Hochsprache‘ sind zwar die ‚klassischen Varietäten‘ dieser Dimension erfaßt, aber es bleiben gerade die Gegebenheiten unberücksichtigt, die sich aufgrund der neuen sozialen und politischen Entwicklungen im deutschen Sprachraum ergeben haben.

Es wird nicht selten beklagt, daß die sprachgeographischen Untersuchungen, die sich noch immer bevorzugt dem Dialekt, insbesondere der dörflichen Mundart, widmen, an den gegenwärtigen Sprachverhältnissen vorbeigehen. Die Kritik an der herkömmlichen Dialektologie, die in erster Linie ‚reine

⁶¹ Vgl. z.B. schon Schmitt 1931: 444ff.

⁶² Dies gilt zumindest im Vergleich zu den Verhältnissen in anderen Ländern, in denen beide Sprachformen soweit auseinanderklaffen, daß die Beherrschung beider Varietäten einer Art Mehrsprachigkeit gleichkommt. Vgl. Ferguson 1972, der hierfür den Begriff ‚Diglossie‘ geprägt hat.

Mundartgrenzen‘ gesucht und verkartet hat, ist allerdings schon relativ alt. Letzten Endes ist immer wieder – wenn auch zuweilen nur am Rande – auf die besonderen Bedingungen von (partiellen) Dialektmischungen oder auf den wechselseitigen Einfluß von Dialekt, Umgangssprache und Hochsprache und auf die innere Schichtung landschaftlicher Varietäten verwiesen worden.

„Die Volkssprache ist seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts systematisch erforscht worden. Aber der Gegenstand der Mundartforschung war bereits um 1900, von Rückzugslandschaften abgesehen, eine erschütterte Erscheinung (...). Auch im Bereich der Volkssprache hatte die Umwälzung schon begonnen, die Stabilität war im allgemeinen nur noch scheinbar. Die Forschung hat dies zunächst wenig beachtet, da sie meist philologisch und historisch eingestellt war und größtenteils unter dem Eindruck der romantischen Sprachauffassung stand, deren Interesse und Liebe vorwiegend oder ausschließlich dem Alten als dem allein Ehrwürdigen galt; sie betrachtete darum neuere Entwicklungen und Schichtungen als weniger wertvolle oder gar als Verfallserscheinungen und verschloß sich ihnen gegenüber weithin. (...)“
Zwar verlangten schon Ph. Wegener 1880, K. Haag 1901 und P. Lessiak 1907, daß die Sprachverhältnisse in den verschiedenen sozialen Schichten in Stadt und Land berücksichtigt würden, doch hat sich die Forschung im wesentlichen erst nach dem Ersten Weltkrieg langsam diesen Forderungen geöffnet.“ (Moser 1956: 143.)

Die hier referierten Untersuchungen haben sich allerdings nicht allein mit den einzelnen Dialekten und deren sprachlichen Charakteristika beschäftigt, sondern das allgemeine Problem der diatopischen Varietäten unterschiedlicher Stufen und deren Verhältnis zueinander behandelt. Im Mittelpunkt stand also die Frage nach dem Stellenwert und der Bedeutung des Dialekts als einer Varietät neben anderen. Die Frage der Beziehung der verschiedenen Dialekte untereinander rückte dabei in den Hintergrund. Diese Verlagerung der Gesichtspunkte entspricht durchaus den neueren Entwicklungen der Dialektologie. Wie Goossens (1977: 143) in seiner Übersichtsdarstellung schreibt, „kann der dialektale Sprachgebrauch und sein Verhältnis zu anderen Sprechweisen (...) unter zahlreichen sozio- und pragmlinguistischen Fragen berührenden Aspekten areallinguistisch untersucht werden. Das ist eine Aufgabe für die Zukunft.“

Die Notwendigkeit, sich bei der Beschreibung der Sprachverhältnisse im deutschen Raum weniger auf die ‚reine Mundart‘ als einzige oder wesentlichste Sprachform eines bestimmten geographischen Gebiets zu konzentrieren, sondern die Funktion des Dialekts im Gefüge der Varietäten zu bestimmen, ist allgemein erkannt, und es liegen inzwischen verschiedene Studien zum Dialekt unter soziolinguistischen und pragmatischen Gesichtspunkten vor.⁶³ Zunächst

⁶³ Vgl. z.B. Vahle 1978.

Für weitere Literatur zur ‚Sozialdialektologie‘ vgl. Radtke 1976a.

spielten Untersuchungen, die den Dialekt im Zusammenhang mit der Sprachbarrierenproblematik behandeln, eine besondere Rolle.⁶⁴ Gegenwärtig findet auch das Problem der Bewertung von Dialekten Interesse (vgl. z.B. Schmid 1973), das ausgelöst worden ist durch die Arbeiten zur Bedeutung der 'Einstellungen' (attitudes) zu sprachlichen Varietäten bzw. Sprachen.

In diesem Zusammenhang verdient auch der Ansatz von Hammarström (1967) Aufmerksamkeit, der die Bedeutung von traditionellen dialektologischen Untersuchungen, die sich um ein möglichst differenziertes Bild der objektiven Dialektgrenzen bemüht haben, relativiert, indem er darauf hinweist, daß Differenzierungen in der Sprache nur insoweit Beachtung finden können, als sie von den Sprechern bzw. von bestimmten Sprechergruppen wahrgenommen werden und insofern auf ihr Sozialverhalten Einfluß haben können. Dementsprechend definiert Hammarström (1967: 210) auch: „Dialektale Unterschiede einer Sprache sind diejenigen regionalen Unterschiede einer Sprache, die von den Sprechern als solche aufgefaßt werden.“ D.h. Dialektgrenzen ergeben sich nicht aus dem objektiven Verlauf von Isoglossen, sondern sind – per definitionem – subjektive Grenzen, d.h. sie markieren ein Sprach- bzw. Dialektgebiet, wie es von einer bestimmten Sprechergruppe wahrgenommen wird. Wenn sich etwa bayerische Sprecher gegen das ‚Preußisch‘ abgrenzen, das für sie z.B. sowohl das Rheinische wie das Berlinerische umfaßt, zwischen denen sie möglicherweise gar keinen Unterschied erkennen, so wird hier die Verschiedenheit von subjektiven Abgrenzungen gegenüber den objektiven Grenzen deutlich. Sobald man bei sprachgeographischen Untersuchungen die Frage nach der Funktion einer räumlichen Sprachdifferenzierung in den Mittelpunkt stellt, müssen vorrangig diese subjektiven Sprachgrenzen ermittelt und in ihrer sozialen Bedeutung analysiert werden. Bei diesem Problem kann ein herkömmlicher Sprachatlas nicht weiterhelfen. Für einen Norddeutschen, der mit der inneren Gliederung des süddeutschen Sprachraums nicht vertraut ist, können eben die dort auftretenden Unterschiede keine Funktion haben. Sie werden gar nicht wahrgenommen und sind daher – für diesen Sprecher – irrelevant. Neben der Ermittlung der subjektiven Sprach- bzw. Varietätengrenzen stellt sich einem an der Funktion von diatopischen Varietäten interessierten Ansatz die Aufgabe, zu untersuchen, wie die verschiedenen Sprechergemeinschaften die einzelnen Sprechweisen, d.h. die verschiedenen Dialekte oder landschaftlichen Umgangssprachen, beurteilen und wie sie die diatopischen Varietäten überhaupt, also den Dialekt oder die landschaftliche Umgangssprache als *Varietätentyp*, bewerten. Darüberhinaus wäre die Frage zu klären, wann und wozu die verschiedenen Varietäten von den verschiedenen Gruppen gebraucht werden.⁶⁵

⁶⁴ Vgl. z.B. Ammon 1972a; 1972b; 1973a; 1973b; 1978; Hasselberg 1972; 1976; Jäger 1971; Löffler 1972.

⁶⁵ Vgl. auch die in Schönfeld 1976 formulierten Aufgabenstellungen.

Neben einer verstärkten Einbeziehung der landschaftlichen Umgangssprachen in die Sprachgeographie ist dieser auch mit der Untersuchung von Stadtsprachen⁶⁶ ein wichtiges Aufgabenfeld erwachsen.⁶⁷ Die sprachlichen Besonderheiten von Stadtsprachen oder auch Stadtmundarten können einerseits – im Sinne einer sprachgeographisch-dialektologischen Untersuchung – vor dem Hintergrund des Dialektgebiets, in dem der betreffende Ort liegt, oder unter Berücksichtigung der verschiedenen Dialektgemeinschaften, die hier aufeinanderstoßen, beschrieben werden, wobei man z.B. der Frage nachgeht, welchen Einfluß eine Stadtsprache auf das umgebende Land hat und inwieweit sie gegen die dort gebräuchlichen Sprechweisen abzugrenzen ist.⁶⁸ Diese ‚Stadt-Umland-Forschungen‘ haben bei der Untersuchung von Stadtsprachen lange dominiert (vgl. Radtke 1976).

Andererseits versprechen aber auch Analysen von Stadtsprachen im Rahmen einer Stadt-Soziologie, die die Stadt weniger als einen geographischen denn als sozialen Raum bestimmt, interessante Ergebnisse. Daß eine Stadt, die sehr viele Menschen verschiedener sprachlicher Herkunft aufnimmt, dabei zu einem ‚Ausgleichspunkt‘ werden kann, berührt noch nicht unmittelbar die Frage, welche spezifischen Lebensformen und damit verbundene Kommunikations- und Sprechweisen sich in städtischen Zentren ausbilden.⁶⁹ Radtke (1976: 45) erklärt eine ‚funktionsfähige Stadtsprachenforschung‘, die „die eigentlich anstehende Problematik: ‚Mensch und Stadt‘“ als Ausgangspunkt zu wählen hätte, zu einem Desiderat der Forschung. In bisherigen dialektologischen Untersuchungen sei es trotz intensiver Bemühungen um die Stadtsprache noch nicht „zufriedenstellend gelungen, die spezifische soziale Struktur der Stadt, die erhebliche Rückwirkungen auf die Kommunikationsgewohnheiten (soziale Interaktion) der in ihr lebenden und arbeitenden Menschen hat, angemessen zu berücksichtigen.“

In der bisherigen Besprechung der Untersuchungsansätze zur Binnengliederung des deutschen Sprachraums wurde die nationale Differenzierung des Deutschen noch nicht erwähnt.⁷⁰ Die deutsche Sprache ist nicht nur die Sprache der deutschen Nation, sondern hat einen weiteren Geltungsbereich. Während das schweizerische, das österreichische und das ‚deutsche‘ Deutsch

⁶⁶ Vgl. den programmatischen Aufsatz von Wright 1966 sowie z.B. Bach 1969: 105ff.

⁶⁷ Vgl. Radtke 1972, der einen bibliographischen Überblick bietet, ferner Radtke 1976.

⁶⁸ Vgl. z.B. Debus 1962; Steinbrückner 1968.

⁶⁹ Diese Frage behandelt ansatzweise der Aufsatz von Bremer/Gluth/Knoop/Radtke 1976.

⁷⁰ Die außerhalb des deutschen Sprachraums liegenden Sprachinseln, die Sprache der ‚Auslandsdeutschen‘ oder der deutschstämmigen Gruppen in verschiedenen Teilen der Welt wird hier nicht berücksichtigt.

als nationale Varietäten der deutschen Sprache mehr oder weniger anerkannt sind – wenngleich die Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Formen als nicht besonders gravierend gelten –, ist allerdings die Frage, ob und inwieweit bzw. in welchen Bereichen sich das bundesrepublikanische Deutsch vom DDR-Deutsch⁷¹ unterscheidet, noch immer umstritten. Da eine Vielzahl von Arbeiten dieses Problem allein unter politisch-ideologischen Vorzeichen behandelte,⁷² wurde nur ein sehr kleiner Ausschnitt aus der Gesamtmenge der vergleichbaren sprachlichen Erscheinungen, nämlich insbesondere der Wortschatz,⁷³ noch genauer: der politische Wortschatz, untersucht, und das zudem gelegentlich in so vordergründig-polemischer Manier, daß der wissenschaftliche Ertrag von Studien zum sprachlichen Ost-West-Problem oft nur äußerst gering veranschlagt werden kann.⁷⁴

So ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß in dieser Frage sehr kontroverse Stellungnahmen aufeinanderprallen. Während auf der einen Seite eine ‚Sprachspaltung‘ befürchtet wird, die zugleich die politische Teilung Deutschlands besiegeln könne,⁷⁵ wird auf der anderen Seite hervorgehoben, daß eine solche Entwicklung aus der Analyse weniger, eher willkürlich aus dem Bereich der politischen Rede im weitesten Sinne herausgegriffener sprachlicher Einzelercheinungen unmöglich abgelesen werden könne und daß in weniger tendenziösen Untersuchungen überraschend wenig einschneidende Sonderentwicklungen festgestellt worden sind. Folsom/Rencher etwa, die sich um eine Versachlichung und Objektivierung der Diskussion bemühen wollen und Romane aus der DDR und der Bundesrepublik auf bestimmte grammatische Erscheinungen hin verglichen haben, kommen zu folgendem Ergebnis:

„Ermittelt wurde, daß die Satztlängen in den Romanen und Kriminalromanen der Bundesrepublik und der DDR statistisch nicht unterscheidbar sind, daß das Vorkommen des Konjunktivs, des Genitivs und der anderen untersuchten Merkmale ungefähr gleich ist. (...) auf grammatischem Gebiet ist kein Unterschied im Vorkommen der genannten Erscheinungen statistisch feststellbar. (Folsom/Rencher 1977: 54.)

Nun ist bei den von Folsom/Rencher untersuchten Phänomenen eine starke Differenzierung tatsächlich auch kaum zu erwarten; ihr Ergebnis überrascht nur wenig, es kann daraus aber nicht abgeleitet werden, daß tatsächlich keine beträchtlichen Unterschiede zwischen dem Bundesdeutschen und dem DDR-

⁷¹ Vgl. für Literatur zum Thema Hellmann 1976.

⁷² Vgl. Folsom/Rencher 1977: 48; Korlén 1979; Dieckmann 1967.

⁷³ Vgl. z.B. Ihlenburg 1964; Hellmann 1978 sowie die dort verzeichnete Literatur.

⁷⁴ Vgl. für eine Kritik solcher Arbeiten Dieckmann 1967.

⁷⁵ Vgl. in diesem Zusammenhang z.B. einige Beiträge in Handt 1964: Kap. 3; Moser 1962b; Gaudig 1958; Betz 1962; Gernentz 1967; Korlén 1966; vgl. auch Schmidt 1978.

Deutsch vorliegen. So begrüßenswert eine Erweiterung der Untersuchungsbasis und eine Versachlichung der Diskussion ist, so sinnvoll erscheint es bei der Frage nach dem Deutsch in den beiden deutschen Staaten doch, sich auf die Bereiche zu konzentrieren, in denen Unterschiede zu erwarten und zu beobachten sind. Dabei muß es im übrigen nicht allein um Differenzen im lexikalisch-semanticen und grammatischen Bereich gehen, sondern ebenso interessant sind in diesem Zusammenhang etwa die verschiedenen Konzepte und Maßnahmen auf dem Gebiet der Sprachdidaktik, Sprachpolitik und Sprachnormung. Eine gewisse ‚Auseinanderentwicklung‘ dieser beiden nationalen Varietäten des Deutschen läßt sich z.B. sehr wohl daran ablesen, daß keine gemeinsame Normkodifizierung mehr stattfindet, wie es die Existenz eines West- und eines Ost-Dudens dokumentiert.

Eine Differenzierung des BRD-⁷⁶ und DDR-Deutsch, die im allgemeinen bei der Diskussion des sprachlichen Ost-West-Problems kaum in Rechnung gestellt wird, leitet sich etwa auch daraus her, daß die beiden deutschen Staaten jeweils unterschiedliche Dialektgebiete umfassen. Diese Tatsache kann nach Bausinger durchaus Einfluß darauf haben, daß sich in diesen beiden nationalen Varietäten unterschiedliche Normen in der hochsprachlichen Lautung durchsetzen.

Das „gehobene Sächsisch repräsentiert bis zu einem gewissen (wenn der Schein nicht trügt: zunehmenden) Grad innerhalb der DDR die Hochsprache; mindestens stellt es den völlig anerkannten Verkehrston auch bei offiziellen Anlässen dar. Diese Bewertung wird verständlicher, wenn man bedenkt, daß eine eindeutige Mehrheit der DDR-Bürger (über 60%) in Gebieten lebt, die sprachlich zum Umkreis des Sächsischen, etwas genauer: des Saxo-Thüringischen gehören. Dazu kommt, daß der sächsische Anteil an leitenden Funktionsstellen prozentual noch höher liegt.“ (Bausinger 1972: 20.)

Einen anderen Faktor, dem ein gewisser Einfluß auf die Verschiedenartigkeit der Sprachentwicklung in der DDR und der Bundesrepublik zukommt, stellt der jeweilige ausländische Spracheinfluß dar. Die Annahme, daß sich in der BRD hauptsächlich englisch-amerikanischer Spracheinfluß geltend macht, in der DDR dagegen dem Russischen besonderes Gewicht zukommt, kann für einige Bereiche als gesichert gelten. Besondere Aufmerksamkeit hat der englisch-amerikanische Einfluß auf die Sprache in Wirtschaft und Werbung und auf die Zeitungssprache gefunden.⁷⁷ Es zeigt sich allerdings, daß

⁷⁶ Diese Abkürzung verweist im übrigen selbst auf eines der vieldiskutierten Probleme in diesem Bereich, nämlich das ‚offizielle‘ Deutsch der Bundesrepublik und der DDR. Vgl. hierzu Reich 1968. Auch die verschiedenen Bezeichnungen für die DDR sind ausführlich diskutiert worden. Vgl. z.B. Korlén 1979: 79ff.; Schlottke 1970.

⁷⁷ Vgl. z.B. Carstensen 1965; Pfitzner 1978.

hier auch eine Untersuchung des DDR-Deutsch interessante Ergebnisse erbringt.⁷⁸ Englisch-amerikanischer Spracheinfluß ist – zumindest in einigen Bereichen – ebenfalls dort zu verzeichnen. Korlén stellt dazu fest:

„Er (der Einfluß der amerikanischen Sprache, K.N.) ist offensichtlich eine, wenngleich schwächere Triebkraft auch östlich des sogenannten Eisernen Vorhangs. Neuere Untersuchungen bestätigen das zum mindesten für die Umgangssprache, wonach die Teenagersprache frappante Ähnlichkeiten mit der westdeutschen aufweist.“ (Korlén 1979: 75.)

Im ganzen zeigt sich, daß die z.T. so hitzig geführte Diskussion um eine mögliche Sprachspaltung auf einer falschen Fragestellung beruht, insofern hier zwei Varietäten des Deutschen kraß gegenübergestellt und weitere Differenzierungen innerhalb der deutschen Sprache darüber vernachlässigt werden. Auf der Grundlage einer weiter gefaßten Varietätenuntersuchung verliert das Problem um das Ost- und Westdeutsche viel von seiner Brisanz. Das bedeutet nicht, daß man, statt das Trennende herauszustreichen, vielmehr auf die verbindenden Momente in den ‚beiden deutschen Sprachen‘ achten sollte, sondern daß auch das bundesrepublikanische und das DDR-Deutsch nichts anderes darstellen als zwei Varietäten der deutschen Sprache.

Einen besonderen Typ von ‚Varietäten der deutschen Sprache‘, der auf Sprachkontakt bzw. Sprachmischung beruht, scheint das sogenannte ‚Gastarbeiterdeutsch‘, das ‚Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter‘, darzustellen, das inzwischen in verschiedenen Forschungsprojekten eingehender untersucht wird.⁷⁹

Die Mischsprachen sowie ‚abweichendes Sprachverhalten‘, das auf eine unvollkommene Beherrschung der Sprache zurückgeht, werden hier zunächst allerdings nicht zu den Varietäten einer Sprache im engeren Sinne gezählt. Im Gegensatz zu Klein (1974a: 12ff.)⁸⁰ wird der ‚Ablauf des Sprachlernprozesses‘ nicht ‚als ein Durchlaufen einer Serie von Varietäten des Deutschen‘ (Klein 1974a: 13) aufgefaßt, weil diesen Sprachverhaltenstypen in der Regel das Merkmal fehlt, konventionalisiert und sozial normiert zu sein. Die im Gastarbeiterdeutsch auftretenden Abweichungen von der Standardsprache (oder anderen Varietäten des Deutschen) werden gewöhnlich – von Deutschen und Ausländern – als *Fehler*, nicht aber als ‚richtige Realisierung einer besonderen Varietät‘ angesehen.

⁷⁸ Vgl. Kristensson 1965; Pfitzner 1978.

⁷⁹ Vgl. Clyne 1968; Heidelberger Forschungsprojekt ‚Pidgin-Deutsch‘ 1975; 1976; 1977a; 1977b; 1977c; 1978; Keim 1978a; 1978b; Meisel 1977; Becker/Dittmar/Klein 1978; vgl. einige Beiträge in Molony/Zobl/Stölting 1977 und Kühlwein/Radden 1978.

⁸⁰ Vgl. auch den Ansatz des Heidelberger Forschungsprojekts.

Allerdings ist es durchaus möglich – und hier haben die konkreten Analysen des Gastarbeiterdeutsch als einer Varietät des Deutschen einzusetzen –, daß das ‚übliche‘ Sprachverhalten bestimmter Ausländergruppen eine soziale Normierung erfährt und eine Pidgin-Sprache im engeren Sinne entsteht.

Im Zusammenhang mit der Sprache der Gastarbeiter ist aber in jedem Fall auch eine spezifische Varietät des Deutschen, der sogenannte ‚foreigner-talk‘,⁸¹ d.h. die Sprache, die Deutsche gegenüber Ausländern benutzen, zu behandeln. Auch im von Wolfgang Klein geleiteten Heidelberger Forschungsprojekt, in dem man sich augenblicklich am intensivsten mit diesem Problem beschäftigt, werden beide ‚Varietäten‘ unterschieden und folgende Zuordnung vorgenommen:

„Der ‚foreigner-talk‘ läßt sich klar von der Sprache des ausländischen Arbeiters unterscheiden: Im ersten Falle handelt es sich um eine muttersprachliche, im zweiten um eine fremdsprachliche Varietät.“ (Heidelberger Forschungsprojekt ‚Pidgin-Deutsch‘ 1975: 26.)

Der foreigner-talk stellt ebenso wie etwa der ‚baby-talk‘ eigentlich eine situationsspezifische Varietät dar. Deutsche Sprecher benutzen gegenüber bestimmten Gesprächspartnern, nämlich solchen, von denen sie annehmen, daß diese die Sprache nur unvollkommen beherrschen, eine ‚vereinfachte Form des Deutschen‘, um – so scheint es – dem Hörer das Verstehen zu erleichtern. Eine solche Anpassung an die – angenommenen – Fähigkeiten des Hörers, die offenbar die meisten Sprecher intuitiv vornehmen, setzt allerdings einiges Wissen darüber voraus, welche Schwierigkeiten die deutsche Sprache bzw. bestimmte sprachliche Formen Ausländern bereiten bzw. welche ‚Sprache‘ sie demnach leicht(er) verstehen müßten. Einige verbreitete Annahmen über charakteristische Merkmale des Gastarbeiterdeutsch hat Meisel (1977: 192ff.) zusammengestellt.

Diese Hypothesen über das Sprachverhalten von Ausländern beruhen allerdings nicht allein auf einschlägigen wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern sie geben auch die gängigen Annahmen und Vorurteile wieder, die die deutschen Sprecher selbst haben und die vermutlich ihr eigenes Sprachverhalten gegenüber Ausländern wesentlich beeinflussen. Interessant ist dabei nun, daß die Einschätzung des Sprachverhaltens von Gastarbeitern und deren tatsächliches Sprachverhalten z.T. auseinanderklaffen. So konnte z.B. die Meinung, daß Ausländer vorwiegend Infinitive statt finiter Verbformen benutzen,⁸² in einer späteren Untersuchung nicht bestätigt werden.⁸³ Wenn deut-

⁸¹ Vgl. Ferguson 1977a.

⁸² Vgl. z.B. auch Clyne 1968.

⁸³ Vgl. Keim 1978b: 296.

sche Sprecher nun aber ihrerseits – aufgrund einer solchen Annahme – weniger konjugierte Verbformen und damit eine reduzierte Grammatik in der Kommunikation mit Gastarbeitern benutzen, so wird schnell deutlich, daß der foreigner-talk auch seine negativen Seiten hat, insofern er den Ausländern eine korrekte Erlernung der Sprache erschwert, anstatt die Verständigung zu erleichtern. Der ungesteuerte Zweitspracherwerb von Gastarbeitern kann – so ließe sich von hier aus vermuten – nur zu einer unvollkommenen Beherrschung der Fremdsprache führen, ist diese Spracherlernung doch im wesentlichen orientiert an einer einzigen Varietät, eben dem foreigner-talk, der zudem von den Deutschen selbst als sozial⁸⁴ und sprachlich abweichend empfunden wird.

Die soziale Distanz, die sich in den besonderen Kommunikationsformen zwischen Deutschen und Ausländern, d.h. insbesondere den Gastarbeitern,⁸⁵ manifestiert, kann nun im übrigen selbst einen wesentlichen Einfluß darauf haben, daß sich eine neue Varietät des Deutschen ausbildet, nämlich eine besondere Kommunikations- und Sprechweise, die für Gastarbeiter (bestimmter Nationalitäten) untereinander gültig wäre und eine verbindliche soziale Norm für diese Gruppe darstellen könnte.⁸⁶

3.3. Die diastratische Dimension

Der diastratischen Dimension werden hier die für bestimmte soziale Gruppen typischen sprachlichen Varietäten zugerechnet. Hier scheint sich das weiteste Feld der Differenzierung abzuzeichnen.

Die diastratische Dimension spielt – wie schon das vorangehende Kapitel zeigte – nicht nur in die diatopische Ebene hinein, sondern auch die diasituative und die diastratische Dimension greifen ineinander. Wenn es darum geht, festzustellen, wer zu wem spricht, und damit eine soziale Gruppe, deren Mitglieder kommunikativ interagieren, charakterisiert werden soll, wird man nicht auf die Erörterung der Frage verzichten können, worüber und unter welchen Bedingungen, in welcher Situation, diese Kommunikationen typischerweise stattfinden.

⁸⁴ Daß Gastarbeiter z.B. die Höflichkeitsform der Anrede nicht richtig beherrschen, geht natürlich auch darauf zurück, daß sie selbst viel häufiger geduzt werden als erwachsene deutsche Sprecher – und die daraus entstehenden Unsicherheiten im Anredesystem können einen enormen sozialen Prestigeverlust mit sich bringen.

⁸⁵ Eine empirische Untersuchung, die das Sprachverhalten von Deutschen gegenüber Gastarbeitern und anderen Ausländern kontrastiert – und hier könnte es ja durchaus wichtige Unterschiede geben –, ist mir nicht bekannt.

⁸⁶ Diesen Status haben etwa einige Sprachformen ethnischer Minderheiten in den Vereinigten Staaten.

Hier zeigt sich erneut, daß die Trennung der verschiedenen Dimensionen nur heuristischen Wert haben kann und eine reinliche Scheidung verschiedener Dimensionen und sprachlicher Varietäten recht problematisch ist.⁸⁷

3.3.1. Soziolekt

Obwohl in der diastratischen Dimension eine Vielzahl von sprachlichen Varietäten unterschieden werden kann, hat innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschung die in den 60er Jahren entwickelte – mehr oder weniger eng an den Ansatz Bernsteins angelehnte – „Soziolinguistik“ für längere Zeit die Diskussion beherrscht.⁸⁸ Hier schränkte man die Fülle der Aspekte, unter denen soziale und sprachliche Phänomene zueinander in Beziehung zu setzen sind, die Fülle der Fragen, für welche sozialen Gruppen welche Sprachformen in welchen Zusammenhängen typisch sind, weitgehend auf die Frage nach dem „schichtspezifischen“ Sprachgebrauch ein. In diesem Zusammenhang wird „Schicht“ durchaus im engen Sinne verstanden und bezogen auf die Sozialstruktur der gegenwärtigen historischen Situation in westlichen Industrienationen,⁸⁹ wobei man die „Mittelschicht“ der „Unterschicht“ gegenüberstellt und das für diese beiden Gruppen charakteristische Sprachverhalten, die Soziolekte, zu ermitteln sucht.

Die Untersuchung von mittelschichts- und unterschichtsspezifischem Sprachverhalten stieß auch in der BRD auf ein breites Interesse, das primär der bildungspolitischen Situation und den sich daraus ergebenden Problemen entsprang. Sie löste einen ‚Soziolinguistik-Boom‘ aus, der untrennbar mit dem Namen Basil Bernsteins verbunden ist. Auf die Untersuchungen Bernsteins und die im Anschluß daran durchgeführten Nachfolgeuntersuchungen soll hier ebenso wenig ausführlich eingegangen werden wie auf die zugrundeliegenden theoretischen Annahmen. Dies hat mehrere Gründe.

⁸⁷ Kubczak 1979 plädiert dafür, „allein die Spezifizierung nach Schichten (zugehörigkeit) als eine Bezugnahme auf die diastratische Dimension“ (95) zuzulassen, um zu verhindern, daß die diastratische Dimension „eine ‚Allerwelts-Dimension‘“ (95) bleibt. Von dem hier vertretenen Ansatz aus kommt es im Gegensatz dazu darauf an, zunächst möglichst weitgefaßte Dimensionen zu unterscheiden, innerhalb derer sich einzelne Varietäten (wie z.B. der Soziolekt) gegeneinander abgrenzen lassen.

⁸⁸ Auf diesen Ansatz allein wird der Begriff Soziolinguistik auch heute noch gelegentlich bezogen.

⁸⁹ Schon die Berechtigung dieser Verallgemeinerung ist fraglich. Die Theorie der schichtspezifischen ‚Codes‘ entwickelte sich zunächst in England; eine direkte Übertragung auf die Verhältnisse z.B. in der BRD erwies sich zunehmend als problematisch.

-- Die Untersuchungen auf diesem Gebiet sind so zahlreich und auch in sich oft so problematisch, daß eine eingehende Darstellung zu einer unangemessenen Gewichtung im Rahmen dieser Arbeit führen müßte. Schon die Diskussion um die Grundtermini selbst und ihre Problematik⁹⁰ müßte einigen Raum einnehmen. Hinzu kommt, daß die Theorie Bernsteins eine breite Rezeption erfahren hat, ohne hinlänglich ausgearbeitet und abgesichert zu sein. Zu einer endgültigen Fassung seiner Ansichten zur Frage der schichtenspezifischen 'Codes' ist Bernstein nicht gekommen; er sieht seine Aufsätze selbst eher als Dokumente der Entwicklung einer Theorie denn als Theorie selbst an, so daß sich eine Exegese auf der Grundlage seiner Schriften als relativ problematisch erweist.⁹¹

-- Die Mängel und Schwächen der Theorie und der empirischen Untersuchungen sind schon recht früh erkannt worden und verschiedentlich im Rahmen ausführlicher Zusammenfassungen der wichtigsten Untersuchungen dargestellt worden.⁹² Ihnen ist kaum etwas Neues hinzuzufügen.

-- Der Ansatz Bernsteins kann heute weitgehend als überholt angesehen werden. Für die Entwicklung in der BRD läßt sich sagen, daß spätestens 1973 in zusammenfassenden Veröffentlichungen zum Stand der Soziolinguistik eine Abwendung von der Code-Theorie deutlich wird, die sich sowohl in äußerst kritischen Stellungnahmen wie auch besonders in der Hinwendung zu amerikanischen Untersuchungen ausdrückte, die die Defizit-Konzeption durch die Differenz-Version ersetzen.⁹³

⁹⁰ Die Terminologie der Code-Theorie ist sehr irreführend. Sie hat vor allem in populärwissenschaftlichen Darstellungen zu stark simplifizierenden Modellen geführt. Vgl. für eine Kritik z.B. Gipper 1976: 79ff.

⁹¹ Dies gilt umso mehr, als Bernstein sich offenbar falsch interpretiert und rezipiert fühlt und sich von der Defizittheorie und der kompensatorischen Spracherziehung ausdrücklich abgesetzt hat (vgl. Bernstein 1971a, darin besonders die Einleitung.). Es bedürfte einer eigenen Untersuchung festzustellen, ob Bernstein wirklich seine frühere Position widerrufen hat (vgl. Dittmar 1973: 320), oder ob eher die sozialpolitische Situation dazu führte, daß die Code-Theorie und die Forderung nach kompensatorischer Spracherziehung die Diskussion beherrschten und man in Bernstein einen Vertreter fand, der sich leicht zum 'Vater der Defizitkonzeption' erheben ließ, ohne daß man sich die Mühe machte, seine z.T. differenziertere Betrachtungsweise überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

⁹² Vgl. z.B. Niepold 1974; Dittmar 1973; Hager/Haberland/Paris 1973. Zum Problem der 'Sprachbarrieren' und der kompensatorischen Spracherziehung vgl. auch Ermert 1979; Zabel 1979.

⁹³ Die Rezeption der amerikanischen Ansätze in der Bundesrepublik ist besonders durch Dittmar 1973 und den Reader von Klein/Wunderlich 1973 eingeleitet worden.

-- Der wesentlichste Mangel des Bernsteinschen Ansatzes liegt darin, daß er -- zumindest nach dem gegenwärtigen Diskussionsstand -- als 'Defizittheorie' charakterisiert werden muß. Ein solches Konzept kann aber -- gerade im Rahmen der hier zugrundegelegten Annahmen -- nicht aufrechterhalten werden, geht doch diese Arbeit davon aus, daß sich mit der inneren Differenzierung der Sprache ihre Funktionstüchtigkeit innerhalb einer Sprechergemeinschaft erst entfaltet. Bei den folgenden Überlegungen wird es also hauptsächlich darauf ankommen, die Mängel der Defizittheorie aufzuzeigen, die dem hier vertretenen Ansatz grundlegend widerspricht.

Bereits Dittmar kommt in seiner Untersuchung der empirischen Arbeiten zur Defizithypothese zu folgendem -- für den Bernsteinschen Ansatz einigermaßen vernichtenden -- Ergebnis:

„Erstens konnte keine Untersuchung stichhaltig nachweisen, daß Unterschichtkinder ein intellektuelles oder sprachliches Defizit aufweisen. (...)
Zweitens ist die Hypothese von der Genese des schichtenspezifischen Sprachverhaltens (Mutter-Kind-Hypothese) unzureichend. (...)
Drittens konnte für die meisten Untersuchungen der Defizit-Hypothese ein normatives Wissenschaftsverständnis nachgewiesen werden, das sich an Werten der Mittelschicht orientiert. Der Mittelschicht-Bias zeigt, daß Unterschiede nicht funktional, sondern nach vorgefaßten Wertungen analysiert werden. (...)
Viertens bleiben implizite Grundannahmen der Defizit-Hypothese unausgewiesen. (...)
Fünftens bleibt bei allen Untersuchungen der zentrale Gesichtspunkt des sozialen Handelns ausgeklammert.“ (Dittmar 1973: 96.)

Bei der Behandlung des Bernsteinschen Ansatzes können wir uns also auf einige wenige Aspekte beschränken und uns vornehmlich der Frage zuwenden, welche Ergebnisse die Untersuchungen für das Problem der sozialen Differenzierung der Sprache tatsächlich erbracht haben.

Der Hinweis auf die bloße Tatsache, daß es schichtspezifische Unterschiede im Sprachverhalten gibt, kann nicht als Verdienst der Bernstein-Schule angesehen werden. Die Annahme, daß die einzelnen Stände, Klassen, Schichten usw. über besondere Sprachformen verfügen⁹⁴ bzw. eine je spezifische Auswahl aus den vorhandenen Sprachmitteln treffen, hat vielmehr als Grundeinsicht von Überlegungen, die in irgendeinem Sinne die innere Differenzierung der Sprache überhaupt im Blick hatten, zu gelten.

Schon in Adelungs „Lehrgebäude“ (1782: I, 85ff.) ist z.B. davon die Rede, daß es für die einzelnen Stände typische Sprechweisen gibt. Dabei wird ganz unbefangen eine besondere Wertschätzung der Sprache der 'höheren Stände' zum Ausdruck gebracht, die im übrigen auch noch spätere Überlegungen zum schichtenspezifischen Sprachgebrauch prägt.

⁹⁴ Vgl. z.B. Weisgerber 1931: 604.

Der Bernstein-Schule kann nun wohl das Verdienst zugerechnet werden, das – mehr oder weniger bewußte – Faktum schichtspezifischen Sprachgebrauchs deutlich in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gerückt und daraus bildungspolitische Konsequenzen gezogen zu haben. Dies ist allerdings eigentlich auch weniger der Theorie selbst anzurechnen als der bildungspolitischen Situation, in der sie entstand. Das keineswegs neue Phänomen der sozialen Ungleichheit, die sich u.a. in unterschiedlichen Sprechweisen ausdrückt und durch diese mit hervorgerufen wird, wurde zum Ärgernis. Es erwies sich als wesentlicher Faktor der Benachteiligung der unteren Schichten im Bildungsgang. Da Bernstein nachgewiesen hatte, daß das schichtspezifische Sprachverhalten unabhängig von der nicht-verbalen Intelligenz ist, ergab sich klar die Forderung, über eine Veränderung des Sprachverhaltens (kompensatorische Erziehung) zu einer optimalen Mobilisierung der Bildungsreserven zu kommen, die allein der „deutschen Bildungskatastrophe“ (vgl. Picht 1964) abhelfen könnte. Der Plan, die Bildungsreserven auszuschöpfen, entsprang einestails der Überzeugung, daß nur so die BRD ein leistungs- und konkurrenzfähiger Industriestaat werden bzw. bleiben könne; er verband sich aber gleichzeitig mit emanzipatorisch-demokratischen Forderungen, die die Verwirklichung der Chancengleichheit durchsetzen wollten. Daß die kompensatorische Spracherziehung auf diese beiden unterschiedlichen Quellen zurückgeht, deren Interessen einander diametral entgegengesetzt sein können, macht sie zu einem politisch so brisanten Thema und erklärt zugleich die ambivalente Haltung, die gegenüber dieser Sprachförderung vielfach eingenommen wurde.

Aufgrund dieser Ausgangslage ist es auch erklärlich, daß die großangelegten Untersuchungen zum schichtspezifischen Sprachgebrauch fast ausschließlich den Aspekt der Sprachsozialisatiön in den Blick nahmen. Während zunächst vorwiegend Kinder im Schulalter untersucht wurden – die Arbeit in Schulklassen bot auch organisatorisch günstige Bedingungen und erleichterte die Erhebung von vergleichbaren Daten –, schien es später unerlässlich, auch das Sprachverhalten jüngerer Kinder zu beobachten und für diese im Rahmen der Vorschulerziehung Förderungsprogramme zu entwickeln. Das Sprachverhalten Erwachsener blieb dagegen weitgehend unberücksichtigt.⁹⁵

Mit der Beschränkung auf Untersuchungen des schichtspezifischen Sprachverhaltens, das Kinder in der schulischen Umgebung zeigen, war die Entwicklung des Ansatzes zur Defizittheorie aber vorprogrammiert. Die Schule muß

⁹⁵ Eine Langzeitstudie, die unter der Leitung Bernsteins am Londoner Institute of Education durchgeführt wurde, bezieht zwar auch das Sprachverhalten der Mütter in die Untersuchung mit ein. Vgl. Niepold 1974: 44ff. Das schränkt die eben vorgebrachte These jedoch nur unwesentlich ein.

als eine Institution angesehen werden, die an den Normen und Werten der Mittelschicht orientiert ist. Der Zugang zu den weiterführenden Schulen, in denen diese Tendenz immer deutlicher wird, wird durch Selektion in der Grundschule beschränkt, so daß sich auch dort nur die Mittelschichtsnorm durchsetzen kann. Das gilt selbstredend auch für das Sprachverhalten. Sofern sich zwischen der Sprache der Mittelschichtkinder und der Unterschichtkinder also überhaupt ein Unterschied ausmachen läßt, muß sich dieser zuungunsten der letzteren auswirken. Die Kennzeichnung des unterschichtstypischen Sprachverhaltens als ‚defizitär‘ entspringt einer Bewertung, die die Mittelschichtsnorm als Bezugsgröße wählt.⁹⁶ Es wurde daher Bernstein und seinen Anhängern oft der Vorwurf gemacht, daß die Charakterisierung der Sprechweisen der Schichten als (minderwertiger) restringierter und als (höherwertiger) elaborierter Code nur auf der Borniertheit des Beobachters beruht, der sich von der eigenen Norm (des Mittelschichtsverhaltens) nicht lösen kann.

Bernstein hat „von seiner sozialen Position her die Bewertungskriterien genommen und diese positionsbedingten Bewertungskriterien schließlich in die Bezeichnungen elaborated und restricted code einfließen lassen. Eine Sprachform als elaborated und eine andere als restricted zu bezeichnen und die elaborated Sprachform als leistungsfähiger zu beurteilen, widerspiegelt m.E. unreflektiert eine middle-class-Position.“ (Barth 1971: 15.)

Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß es für praktische Erziehungsprobleme, von denen Bernstein seinen Ausgang nahm, kaum eine Alternative gibt. *Innerhalb* des gegebenen Schulsystems ist eine Verbesserung der Chancen der Unterschicht nur über ihre Anpassung an das Verhalten der Mittelschicht zu erreichen (vgl. Bernstein 1972: 148). Fraglich ist dabei nur, wie vorsichtig und differenziert diese Anpassung erfolgen kann und soll. Die radikale Abwendung von der herrschenden Norm dagegen, die im ‚restricted code‘ und nur in diesem ihren eigenen Wert sieht bzw. schafft, kann nur zu einer Gegenkultur, kaum zu einer Koexistenz oder gar Chancengleichheit der Schichten führen (vgl. auch Antos 1975).

In der Bernstein-Schule wurde aus dem Sprachverhalten der Kinder auf das der Eltern einfach zurückgeschlossen. Obwohl Bernstein versucht hat, die ‚Codes‘ der Schichten aus den Bedingungen der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Familien zu erklären, ist das Sprachverhalten der Erwachsenen nicht systematisch untersucht worden.

Es gibt allerdings eine schon relativ alte und immer wieder zitierte Untersuchung, die das Sprachverhalten Erwachsener unterschiedlicher Sozialschichten behandelt. Schatzman/Strauss legten 1955 einen Bericht über Interviews vor, die sie mit Angehörigen verschiedener Sozialschichten führten und die

⁹⁶ Zur wissenschaftlichen Bewertung des Soziolekts vgl. Vahle 1978: 10f.

Geschehnisse bei einem Wirbelsturm, der in der Stadt der Befragten gewütet hatte, zum Thema hatten. Es stellte sich dabei heraus, daß es charakteristische Unterschiede in den Kommunikationsweisen (modes of communication) der Unter- und der Mittelschicht gibt. Die Befragten der Unterschicht erzählten fast ausschließlich aus der eigenen Anschauung und der eigenen Perspektive. Ihr Bericht wies wenig Organisation auf. Die Unterschicht-Sprecher waren offenbar auch nicht in der Lage, sich die Notwendigkeit zu verdeutlichen, zwischen den eigenen Vorstellungen und Kenntnissen und denen des Hörers sprachlich zu vermitteln. Für den Hörer, dem vieles, was der Erzähler voraussetzte, nicht bekannt war, ergaben sich daher oft unklare Berichte. Demgegenüber versetzten sich die Sprecher der Mittelschicht viel mehr in die Situation des Interviewers, der das Geschehen nicht miterlebt hatte. Sie sahen die gesamte Erzählung mit einem organisierenden Rahmen, erzählten nicht nur das, was sie unmittelbar selbst erlebt hatten, sondern berichteten über die allgemeine Situation in der Stadt.

Die von Schatzman/Strauss festgestellten Merkmale treffen sich weithin mit denen, die später Bernstein als charakteristische Kennzeichen des 'restricted code' ermittelt hat. Schatzman/Strauss kommen im übrigen auch zu dem Ergebnis, daß das Denken der Mittelschicht-Sprecher weniger konkret und partikularistisch ist als das der Unterschicht-Sprecher.

Im Gegensatz zu vielen Arbeiten aus der Bernstein-Schule wurden bei dieser Untersuchung nicht formale Kriterien (wie Satzlänge, Anzahl bestimmter Pronomina usw.) zur Unterscheidung der Sprechweisen herangezogen, sondern vielmehr Merkmale untersucht, deren Bedeutung für die Struktur der Kommunikation unmittelbar einsichtig ist. Diese Merkmale sind zwar viel schlechter operationalisierbar, sie zeigen aber die eigentlich relevanten Unterschiede im Sprach- bzw. Kommunikationsverhalten von Mittel- und Unterschicht.

Auch in der Untersuchung von Schatzman/Strauss stellt aber die dort gewählte Befragungssituation einen Faktor dar, der wesentlichen Einfluß auf das Kommunikationsverhalten der beiden Schichten hat, so daß die dort gewonnenen Ergebnisse nur einen begrenzten Aussagewert haben. Die Autoren weisen selbst darauf hin, daß der unterschiedliche Grad von Vertrautheit, den Unter- und Mittelschichtsprecher mit der Situation des Interviews, in der sie einem Fremden gegenüberstehen, haben, und die unterschiedliche Stellung zum Interviewer, der für die Unterschichtsprecher eine sozial höher stehende Person darstellt, durch die sie möglicherweise verunsichert werden, für die Unterschiede im Kommunikationsverhalten bedeutsam sind.

Die Untersuchung von Schatzman/Strauss hat generell ergeben, daß die Sprache der Unterschicht in typischen Mittelschichtsituationen (Interview mit Fremden) 'defizitär' ist. Tatsächlich kann sich aber der 'restringierte Code'

immer nur als dysfunktional erweisen, wenn nur seine Leistungsfähigkeit in Situationen, in denen der 'elaborierte Code' gültig ist, überprüft wird.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, bei Untersuchungen zum schichtspezifischen Sprachgebrauch die Situation als Variable systematisch mit-einzubeziehen.⁹⁷

Jede soziale Gruppe hat ja einen bestimmten Lebensstil und besondere Umgangsformen; die Angehörigen einer solchen Gruppe sind jeweils mit für sie typischen Interaktionssituationen vertraut, während sie in anderen eine gewisse Unsicherheit zeigen. Wenn jede Gruppe eine für ihre Kommunikationsbedürfnisse vollkommen adäquate 'Sprache' gebraucht, so heißt das zugleich, daß diese 'Sprache' nur als 'defizitär' bezeichnet werden kann, wenn sie an den Normen einer anderen Gruppe gemessen wird.

Daß jede soziale Gruppe stets „über ein für ihre Belange völlig ausreichendes Sprachsystem mit geltender Norm und geltendem Sprachgebrauch“ (Gipper 1976: 81f.) verfügt, kann aber nur nachgewiesen werden, wenn die „Belange“, d.h. bestimmte Sprechsituationen, bestimmte Kommunikationserfordernisse usw., auch in die Untersuchung einbezogen werden.⁹⁸ Das ist in den hier behandelten Arbeiten zum schichtspezifischen Sprachgebrauch in der Regel nicht geschehen.

Dies hängt zum großen Teil sicher mit der Schwierigkeit der Untersuchung von Subkulturen zusammen, denen der Beobachter selbst nicht zugehört und zu denen er kaum Zugang hat. Das Wissen um die Normen der Interaktion innerhalb der Unterschicht gewinnt der Linguist, der in der Regel der Mittelschicht angehört, oft nur durch äußerst oberflächliche Beobachtungen. Hier kommt das „Beobachterparadox“ (Labov 1971b: 171) zum Tragen: Den Gegenstand der Analyse soll das natürliche (Sprach)verhalten verschiedener Schichten oder Gruppen bilden. Ihr natürliches Sprachverhalten zeigen die Sprecher aber nur, wenn sie nicht beobachtet werden. Zureichendes Material über die Formen des (Sprach)verhaltens kann jedoch nur auf dem Wege systematischer Beobachtung gewonnen werden. So stehen einer sinnvollen Gegenüberstellung schichtspezifischer Sprachformen größere Schwierigkeiten entgegen, als der 'objektive' Vergleich sprachlicher Äußerungen, die unter 'denselben Bedingungen' hervorgebracht werden, vermuten läßt.

In den meisten Untersuchungen mit Kindern hat man sich nicht nur nicht darum bemüht, das Sprachverhalten in 'vertrauten Situationen' zu überprüfen, sondern Testsituationen herbeigeführt, deren Einfluß auf den Sprachgebrauch der Kinder überhaupt und deren unterschiedlicher Einfluß auf die verschie-

⁹⁷ Vgl. Goffman 1964; Cazden 1970.

⁹⁸ Vgl. auch Vahle 1978: 17f.

denen Schichten nicht berücksichtigt wurde. Dabei gerät die Tatsache aus dem Blick, daß das (Sprach)verhalten in ‚Laborsituationen‘ nur wenig Aufschluß darüber zu geben vermag, wie die Angehörigen bestimmter Schichten untereinander kommunizieren und welcher Sprachformen sie sich dabei typischerweise bedienen.

Besonders schwer wiegt auch, daß viele Merkmale, die zur Charakterisierung der ‚Codes‘ herangezogen wurden, sich selbst als situationsspezifische Merkmale erweisen. Für ein Gegensatzpaar, das Bernstein verwendet hat, ist dies ganz offensichtlich: Es ist der Gegensatz von kontextgebundenem Sprechen mit partikularen Bedeutungen (restringierter Code) und kontextungebundenem Sprechen mit universalen Bedeutungen (elaborierter Code). Daß sich hier in der Gegensatz von gesprochener und geschriebener Sprache spiegelt, liegt nahe. Ebenso evident ist aber, daß Unterschichtkinder viel weniger mit der Lese- und Schreibkultur vertraut sind als Mittelschichtkinder. Eine Wertung dieser beiden Sprechweisen kann aber nur in bezug auf eine konkrete Situation erfolgen. Ein kontextgebundenes Sprechen kann sich dabei sehr wohl als mangelhaft erweisen, wenn dem Hörer der situative Kontext nicht zugänglich ist. Ebenso läuft aber das kontextungebundene Sprechen ins Leere, wenn die Kommunikation in einen situativen Kontext eingebunden ist. Der Bezug auf die außersprachliche Situation, die den Gebrauch expliziter Sprachmittel übrig, erweist sich dann als durchaus adäquat und ökonomisch.

Ein Gegenargument gegen die These, daß der schichtspezifische Sprachgebrauch den jeweiligen Bedürfnissen der Sprecher voll angemessen ist und die Besonderheit und Angemessenheit des ‚restringierten Codes‘ nur bei der Untersuchung der natürlichen schichtenspezifischen Kommunikationssituationen aufgewiesen werden kann, besteht in der Annahme, daß der ‚elaborierte Code‘ den restringierten impliziere, daß die Mittelschichtsprecher also über zwei Sprachformen verfügen, die Unterschichtsprecher aber auf den Gebrauch eines ‚Codes‘ beschränkt sind.

“An elaborated code is part of the life chance of members of the middle class; a middle-class individual has access to the two codes, a lower working-class individual access to one.” (Bernstein 1971e: 109.)

Die entgegengesetzte Ansicht, daß nämlich der scheinbar defizitäre ‚Code‘ eine besondere Form des Sprachverhaltens der Unterschicht ist, zu der weder der normale Mittelschichtsprecher noch der Linguist leicht Zugang finden, vertritt z.B. Labov (1972a), der die Sprache jugendlicher Negergruppen (Non-standard-Negro-English, NNE), untersucht hat. Die Sprecher des Standard-englisch (SE), z.B. die Lehrer der Kinder, beherrschen das System des NNE eben nicht und sehen es deswegen nur als fehlerhafte Form des SE an. In den Untersuchungen Labovs stellte sich heraus, daß die in der Schule erfolg-

reichen Kinder, die das Standardenglisch gebrauchen, nicht gleichzeitig das NNE beherrschen und daß sie in die subkulturellen Gruppen, in denen das NNE gültig ist, nicht integriert sind. Die Gruppenstrukturen, Normen und Wertsysteme sind – so zeigen die Untersuchungen Labovs – in den verschiedenen Schichten ganz unterschiedlich, das NNE kann aber nicht als defizitär bezeichnet werden. Es stellt eine *andere*, linguistisch aber gleichwertige Form des sprachlichen Verhaltens dar.

“All linguists who work with BEV (Black English vernacular, K.N.) recognize that it is a separate system, closely related to standard English but set apart from the surrounding white dialects by a number of persistent and systematic differences.” (Labov 1972d: 237.)

Die Frage, ob die Mittelschicht der Unterschicht sprachlich darin überlegen ist, daß sie beide Sprachsysteme beherrscht, läßt sich nun etwas differenzierter beantworten.

1. Erfolgt die Beschreibung der schichtspezifischen Sprachformen auf der Grundlage der Analyse der typischen Interaktionsformen der verschiedenen Schichten, dann ist damit zu rechnen, daß keine Schicht gleichzeitig über die Sprachform der anderen Schicht verfügt. Nur die Integration in eine soziale Gruppe ermöglicht es, deren besondere Kommunikations- und Sprachformen zu erwerben. Betrachtet man also eine bestimmte Sprechweise als Ausdruck und Element einer spezifischen Lebensform, dann liegt es eher nahe, anzunehmen, daß eine Sprechweise eine andere nur insoweit implizieren kann, als sie die Lebensform selbst impliziert. Wenn es relativ scharf gegeneinander abgegrenzte Subkulturen in einer Gesellschaft gibt (wie dies z.B. für die schwarze und weiße Bevölkerung in den USA der Fall sein dürfte), wird man damit rechnen müssen, daß sich Lebens- und Sprechweisen beider Gruppen ausschließen und daß nicht eine die andere implizieren kann. Die Diskrepanz zwischen den schichtspezifischen Sprachformen wird daher umso größer sein, je geschlossener die verschiedenen Subkulturen einander gegenüberstehen. So scharfe Gegensätze gibt es zwischen der Mittel- und der Unterschicht in der BRD im Augenblick allerdings kaum.

2. Die Reduktion der ‚Codes‘ auf eine Anzahl bestimmter struktureller Merkmale, die in den Untersuchungen zum schichtspezifischen Sprachgebrauch meist vorgenommen wird, ist nicht zulässig. Gerade sie macht eine Einbettung in die Analyse der Sprechsituationen unmöglich. Überprüft man solche Gegenüberstellungen typischer Merkmale, so zeigt sich zudem, daß die Merkmale relativ ungenau festgelegt sind und daß ihre Aussagekraft für sprachliche Fähigkeiten sehr fraglich ist. Besonders wichtig ist aber, daß die festgestellten Unterschiede meist quantitativer Natur sind. Die Sprecher der Mittelschicht gebrauchen nach Bernstein mehr Subordinationen, mehr ungewöhnliche Adjektive, häufiger das Personalpronomen der ersten Person im Singular, sie ma-

chen längere Pausen usw. Wie bei der Charakterisierung der 'Codes' durch diese Merkmale behauptet werden kann, daß der ,elaborierte Code' den ,restringierten' einschließt, ist nicht recht einsichtig. Bernstein hat die Ansicht, der Unterschicht sei der Zugang zum elaborierten Code verschlossen, selbst relativiert. Er läßt die These, nur die Mittelschicht verfüge über beide Sprachformen, nahezu fallen.

"Because a code is restricted it does not mean that a speaker will not in *some* contexts, and under *specific* conditions, not use a range of modifiers or subordinations etc., but it does mean that where such choices are made they will be *highly context specific*. Because a code is elaborated it does not mean that in some contexts, under specific conditions, a speaker will not use a limited range of modifiers, subordinations etc., but it does mean that such choices will be *highly context specific*." (Bernstein 1971b: 197f.)

"Because the code is restricted it does not mean that the users do not realize, at any time, elaborated speech variants, *only that such variants will be used infrequently in the process of the socialization of the child in his family.*" (Ebd.: 198.)

Auch Bernstein kommt demnach zu dem Ergebnis, daß die ,schichtspezifischen Codes' sich als auch situationspezifische Varietäten erweisen.

3. Damit wird es aber zugleich wieder leichter verständlich, wieso man annehmen kann, die Sprecher der Mittelschicht verfügten über beide 'Codes'. Wenn es sich tatsächlich nicht um originär soziale, sondern um situationelle Varietäten handelt, so ergibt sich als eine mögliche Erklärung für das ,Defizit' der Unterschichtssprecher, daß diese eben in bestimmten Situationen nicht handelnd tätig sind. Bestimmte Kommunikationsbereiche scheinen der Mittelschicht vorbehalten oder zumindest sind doch die Unterschichtssprecher nicht gewöhnt, in solchen Situationen zu agieren. Daß die These, die Mittelschicht sei der Unterschicht sprachlich überlegen, nicht einfach von der Hand zu weisen ist, erklärt sich gerade daraus, daß der Erfahrungs- und Handlungsbereich der Unterschicht traditionell stärker eingeschränkt ist. Kommunikation findet bzw. fand statt in Alltagssituationen, im privaten Bereich und in der Arbeitswelt. Verschlossen blieb dieser Schicht der Bereich des öffentlichen Lebens, Politik, Verwaltung, Kunst, Wissenschaft usw. (also der Bereich der „Hochsprache“). In dem Maße, in dem sich die Unterschicht auch für diese Bereiche Mitspracherecht erkämpft und gleichzeitig in weiterführende Schulen, höhere berufliche Positionen usw. drängt, erweist sich ihre Sprache zunächst als ,unangemessen'. Sie scheint noch nicht angepaßt an diese Bereiche, in denen traditionell nur die Mittelschicht und ihre Sprache herrschte. Insofern müssen die Angehörigen der unteren Schichten tatsächlich bestimmte sprachliche Mittel, die in den neuen Situationen üblich sind, *dazu erwerben*.⁹⁹

⁹⁹ Wenn die Anpassung der Unterschicht an die Mittelschicht in diesem Sinn erfolgt, ist damit zugleich das Ende *dieser* Form gesellschaftlicher Schichtung erreicht. Von einem Prozeß in dieser Richtung geht übrigens auch Bernstein aus. Vgl. dazu Hager/Haberland/Paris 1973: 73.

Die Mittelschicht braucht dies nicht, da sie selbstverständlich für die Alltagskommunikation auch eine Varietät besitzt.¹⁰⁰ Dies gilt allerdings auch nicht unbeschränkt, sondern betrifft zunächst nur die Kommunikation der Mittelschichtssprecher untereinander. Tatsächlich erscheint die Sprechweise der Mittelschicht ebenso als ,defizitär' oder unangemessen, wenn sie in Situationen eingesetzt wird, in denen die ,Norm der Unterschicht' herrscht. Die den Intellektuellen gelegentlich bescheinigte Unfähigkeit, bestimmte Alltagssituationen zu meistern und sich hier auch sprachlich den herrschenden Gepflogenheiten anzupassen, ist nur ein Beispiel für das mögliche ,Defizit' von Mittelschichtssprechern. Die schichtspezifischen 'Codes', die Soziolekte, erweisen sich so in bestimmter Hinsicht als situationspezifische Varietäten. Eine soziale Differenzierung ergibt sich erst sekundär, nämlich daraus, daß nur bestimmte Schichten Sprache in bestimmten Situationen und zu bestimmten Zwecken verwenden. Alle Sprecher sind aber durchaus fähig, andere Sprachformen zu erlernen: die kompensatorische Erziehung funktioniert ja (was angesichts der mangelnden pragmatischen Fundierung vieler Förderungsprogramme einigermaßen erstaunlich ist).

Die Ansicht, daß die soziale Differenzierung Ergebnis einer primär funktionalen Differenzierung ist, findet sich auch bei Barth, der mit seinen Überlegungen an die Theorie der Funktionalstile anknüpft:

„Das vielfältige, differenzierte, stark von ökonomischen Gesichtspunkten bestimmte Ausbildungssystem, wozu auch schließlich die Ausbildung im Arbeitsprozeß gehört, (. . .) ist jedoch nicht sozial neutral, sondern stark schichtengebunden. (. . .) Das stark schichtengebundene Ausbildungssystem, durch das die Vermittlung der funktionalen Stile erfolgt, bewirkt, daß die funktionale Differenzierung auch zu einer sozialen Differenzierung der Sprache wird. Die funktionale Differenzierung der Sprache ist nicht direkt sozial determiniert.“ (Barth 1971: 20.)

An diese These läßt sich die grundsätzliche Frage anschließen, in welcher Beziehung die schichtspezifischen Sprachformen zu den außersprachlichen Faktoren, den Kommunikationsbedingungen, stehen.

1. Barth nimmt eine sachlich-funktionale Beziehung an. Die für bestimmte Kommunikationsbereiche (und damit sekundär: für Schichten) typischen Sprachformen erwachsen aus der optimalen Anpassung des Sprachgebrauchs an die kommunikativen Erfordernisse. So mag z.B. der Gebrauch eines differenzierten Konjunktionssystems, das zur Kennzeichnung logischer Rela-

¹⁰⁰ Natürlich ist es nicht unabänderlich, daß die Mittelschichtsnorm im öffentlichen Bereich herrscht. Eine Umstrukturierung der Werte ist hier ebenso wie in allen anderen Bereichen grundsätzlich möglich und bahnt sich z.B. auch an. Was hier als ,notwendig für die Unterschicht' bezeichnet wurde, gilt ausschließlich für eine Veränderung im Rahmen der bestehenden Verhältnisse.

tionen dient, für wissenschaftliche Abhandlungen notwendig und angemessen sein. Der häufige Gebrauch des Pronomens *wir* dagegen ist kennzeichnend für die das ‚Wir-Gefühl‘ der Gruppe stärkenden Privat-Gespräche. Für solche Varietäten, deren sprachliche Merkmale funktional mit außersprachlichen Merkmalen verbunden sind, wird – besonders in der britischen Forschung – der Begriff „Register“ benutzt.¹⁰¹ Anders als Barth grenzt man diesen Varietätentyp streng von den schichtenspezifischen Sprechweisen ab.

2. Nach Halliday, Hasan u.a. gibt es auch beim ‚Code‘ eine kausale Beziehung zwischen sprachlichen Merkmalen und außersprachlichen Faktoren. Diese Beziehung ist aber grundlegender. In ihr spiegelt sich die gesamte Lebensform einer Sozialschicht (und nicht nur einige typische Interaktionssituationen) wider. Für den Code ist der Schlüsselbegriff der des zugrundeliegenden „Rollensystems“ der Gesellschaft (vgl. Hasan 1975: 223). Die Beschreibung dieses Rollensystems setzt eine kohärente Theorie der Sozialstruktur voraus, die für die Charakterisierung des Registers nicht erforderlich ist.

Mit dieser Bestimmung wird man dem Ansatz Bernsteins selbst wohl eher gerecht als mit einer Uminterpretation des ‚Codes‘ als rein situationsspezifischer Varietät. Bernstein setzt ja an fundamentalen Beziehungen zwischen Sprache und Sozialstruktur an und geht weiter davon aus, daß sich in den unterschiedlichen ‚Codes‘ verschiedene kognitive Muster finden lassen. Diese Überlegungen Bernsteins stellen einen komplementären Ansatz zur Theorie der sprachlichen Relativität bei Whorf dar, der nach den typischen Differenzen zwischen verschiedenen Kulturen suchte. Bernstein dagegen, der sich teilweise an Whorf anlehnt,¹⁰² untersucht unterschiedliche Sprachformen innerhalb einer Kultur.

„The view to be taken here is different (von dem Whorfs, K.N.) in that it will be argued that a number of fashions of speaking, frames of consistency, are possible in any given language and that these fashions of speaking, linguistic forms, or codes, are themselves a function of the form social relations take. According to this view, the form of the social relation or, more generally, the social structure generates distinct linguistic forms or codes and these codes essentially transmit the culture and so constrain behaviour.“ (Bernstein 1971d: 122.)

Bernstein nimmt dabei einen weniger sprachdeterministischen Standpunkt ein als Whorf; dennoch hat sich die Überprüfung seiner Thesen als nicht weniger problematisch erwiesen als dessen Annahmen. Letztendlich scheint es Bernstein in erster Linie um den Aufweis der besonderen Lebens- und Umgangsformen in subkulturellen Milieus und deren Einflüsse auf besondere

¹⁰¹ Vgl. z.B. Halliday 1978a: 183–186; 1978b; Hasan 1975. Vgl. aber den Gebrauch des Begriffs in der „Register-Konzeption“ (s.u. Kap. 4.2, S. 200f.).

¹⁰² Vgl. z.B. Bernstein 1971c: 164; 1971d: 122.

Sprechweisen und kognitive Strukturen zu gehen. Für den Bereich der Schichten im engen Sinn, d.h. der Mittel- und Unterschicht, ist der Nachweis einer solchen Beziehung kaum gelungen. Der Schichtbegriff, den Bernstein anlegte, war zu ungenau und äußerlich, als daß mit ihm ein subkulturelles Milieu getroffen werden konnte. Zudem verhinderte die Konzentration auf die Sprachform der Schüler eine eingehende Analyse schichtspezifischer Interaktion. Die von Bernstein z.T. ad hoc gewählten sprachlichen Merkmale der ‚Codes‘ sind außerdem kaum günstig gewählt, um die – in erster Linie inhaltlichen¹⁰³ – Unterschiede im Kommunikationsverhalten der Schichten deutlich werden zu lassen.

3. Ganz im Gegensatz zu der Annahme, daß sich in den Soziolekten auch schichtspezifische Denkformen nachweisen lassen, und auch im Gegensatz zu der These von der funktionalen Verbindung zwischen sprachlichen Merkmalen und außersprachlichen Faktoren steht ein Ansatz, dem die soziolektales Merkmale weitgehend als arbiträr gelten. Auch für eine solche Varietät, deren sprachliche Besonderheiten nicht ‚logisch‘ mit außersprachlichen Gegebenheiten verbunden sind, hat sich ein eigener Begriff eingebürgert, nämlich der des ‚social dialect‘. Hasan grenzt den ‚Code‘ folgendermaßen vom ‚social dialect‘ ab:

„Während die außersprachlichen Faktoren, die mit dem sozialen Dialekt korrelieren, zufällig sind, sind die, die mit dem Code korrelieren, kausal; wenn die Beziehung zwischen den beiden im ersten Fall eine des gemeinsamen Vorkommens ist, so ist sie im zweiten Fall eine der logischen Abhängigkeit, die das gemeinsame Vorkommen zur Voraussetzung hat.“ (Hasan 1975: 197.)

Die Trennung von Register, Code und sozialem Dialekt scheint zunächst sinnvoll; es ist nur abzusehen, daß eine genaue Abgrenzung letzten Endes nicht möglich ist. Die typische Beschränkung auf eine bestimmte Auswahl von Registern z.B. konstituiert als Sprechweise bestimmter Schichten den ‚Code‘ zumindest mit. Auch wenn man beim ‚Code‘ von einer ‚kausalen‘ Beziehung zwischen außersprachlichen Faktoren und sprachlichen Merkmalen ausgehen kann, ist er doch außerdem zugleich *signifikant* für eine bestimmte Schicht, d.h. er erfüllt auch die Funktion des ‚social dialect‘, der als Symptom für die Zugehörigkeit eines Sprechers zu einer sozialen Gruppe auftritt.

In anderen Ansätzen wird die symptomatische Funktion überhaupt als Hauptmerkmal des Soziolekts angesehen.¹⁰⁴ Der Soziolekt gilt dabei nicht als die einem bestimmten Ausdrucks- oder Kommunikationsinteresse optimal an-

¹⁰³ Vgl. hierzu Hasan 1975.

¹⁰⁴ Gegen eine Charakterisierung des Soziolekts auf der Grundlage von Bewertungen wendet sich ausdrücklich Kubczak 1979.

gepaßte Varietät. Die besonderen Merkmale eines Soziolekts sollen nicht auf bestimmte außersprachliche Gegebenheiten schließen lassen, sondern sind als 'Signale' für das Sprechen einer bestimmten sozialen Gruppe anzusehen. In diese Richtung gehen die Überlegungen Hammarströms, der die Merkmale des Soziolekts nicht durch eine eingehende linguistische Untersuchung zu erforschen sucht, in der Vorkommen und Frequenz bestimmter sprachlicher Züge wichtig werden, sondern der auf die Einschätzung einer Äußerung durch die Hörer zurückgeht.

„Gemäß der Definition, die ich vorschlage, sind soziolektale Unterschiede einer Sprache solche, die von den Sprechern als mit sozialen Gruppierungen zusammenhängend aufgefaßt werden.“ (Hammarström 1967: 205.)

Auch der Soziolekt kann also wie der Dialekt für die Sprachgemeinschaft nur wirksam werden, wenn diese die Besonderheit einer Sprachform wahrnimmt und eine Zuordnung vornehmen kann. Darin sieht Hammarström denn auch konsequenterweise die wichtigste Funktion von soziolektalen Merkmalen.

„Die Hauptfunktion der soziolektalen Merkmale ist, dazu beizutragen, die betreffenden Gruppen von Menschen gegeneinander abzugrenzen und zugleich die Mitglieder jeder einzelnen Gruppe fester zusammenzuknüpfen.“ (Ebd.: 205.)

Diese Charakterisierung bringt den Soziolekt in die Nähe von Gruppensprachen.

Auch Labov vertritt die Ansicht, daß die gleichförmige Einschätzung und Bewertung von sprachlichen Varietäten überaus wichtig für den Zusammenhalt einer Sprechergruppe ist. Er erwägt sogar, ob möglicherweise

„speech communities may be defined more precisely by agreement in subjective judgments rather than by agreement in speech behavior.“ (Labov 1971c: 209.)

Eine Untersuchung, die die Bewertung eines Soziolekts durch die Hörer in den Mittelpunkt stellt, hat Steinig (1976, 1977, 1980) vorgelegt.

Für die Bewertung einer sprachlichen Varietät als Soziolekt bestimmter 'Rangstufe' sind nach Steinig aber nicht die von Bernstein und anderen untersuchten sprachlichen Merkmale maßgebend, sondern einige wenige stigmatisierte Elemente, die nur schwer zu isolieren sind.

„Der Unterschied zwischen der Prestige-Varietät 'Standardsprache' und mehr oder weniger stark stigmatisierten Soziolekten des Ruhrgebiets ist offenbar sehr gering.“ (Steinig 1976: 73.)

„Dennoch sind die soziolektalen Signale, so unscheinbar sie oft auch scheinen mögen, die Ursache für extreme soziale Einstufungen und Bewertungen.“ (Ebd.: 73.)

Zu einem analogen Ergebnis ist auch Shuy gekommen. Die Unterschiede zwischen den soziolektalen Varietäten werden als relativ gering angesehen, die sozialen Konsequenzen, die solche marginalen Abweichungen nach sich ziehen, sind dagegen äußerst gewichtig.

„The major differences between standard and nonstandard urban English are, in a number, very few (when seen in relationship to the many points of similarity) and the speakers of nonstandard who are of school age or older have the ability to produce standard forms in some style or in some degree of frequency. One may wonder, then, why all the fuss? Even though nonstandard urban English seems to be not greatly separated from standard, the fact remains that these apparently slight differences carry tremendous social weight.“ (Shuy 1970: 342.)

Schließlich führen auch die Untersuchungen Labovs (1966) zu diesem Ergebnis. Das gilt besonders für die Beobachtungen, die sich auf phonetische Varianten beziehen, denen wohl kaum ein spezifischer funktionaler oder kognitiver Wert zugesprochen werden kann. Auch Labov hebt die Bedeutung der sozialen Bewertung bestimmter sprachlicher Merkmale hervor, die ihrer „objektiven“ Verteilung und Bedeutung eigentlich widerspricht. Die von Labov untersuchten Variablen sind z.B. die Aussprache von /th/ oder /r/ in New York.

„In our study of unconscious subjective reactions to markers such as (r), we find the most extraordinary unanimity in speakers' reactions. There is a general axiom of sociolinguistic structure which can be stated as: *the correlate of regular stratification of a sociolinguistic variable in behavior is uniform agreement in subjective reactions towards that variable.*“ Labov 1971b: 202.)

Interessant ist, daß die soziale Einschätzung des Sprechers, die sich z.B. auf die berufliche Position, die er bekleidet, bezieht, oft schon nach einem einzigen Satz von den Hörern vorgenommen werden kann. Damit ist ausgeschlossen, daß diese ähnlich wie die Versuchsleiter in Bernsteinschen Untersuchungen (nur im Gegensatz zu diesen: intuitiv) eine statistische Auswertung der Sprechweise nach Merkmalen wie Satzlänge usw. vornehmen. Weiter ist wichtig, daß die Bewertungen bei den verschiedenen Hörern äußerst einheitlich sind.

Wenn man davon ausgehen kann, daß die stigmatisierte Variante nicht leichter zu realisieren ist als die hoch-bewertete Variante -- und das ist für weite Bereiche, z.B. für bestimmte phonetische Realisierungsmuster, eindeutig der Fall --, fragt sich natürlich, warum die sozial niedrig eingestuften Sprecher diese Varietäten überhaupt beibehalten, die sie doch selbst als 'minderwertig' einschätzen. Bei einer Interpretation, die die Soziolekte als funktionale oder sozialstrukturbedingte Varietäten auffaßt, stellt sich dieses Problem nicht. Wohl aber bei einer Interpretation, nach der die spezifischen sprachlichen Merkmale, d.h. die stigmatisierten Einheiten, in keinem sachlichen Ab-

hängigkeitsverhältnis vom Kommunikationsinteresse bzw. von den Bedingungen der Kommunikation stehen. Es lassen sich für die Beibehaltung von stigmatisierten sprachlichen Merkmalen bei den Sprechern mindestens zwei Gründe anführen.

1. Die Sprecher sind sehr häufig nicht in der Lage, ihr eigenes Sprachverhalten adäquat zu beurteilen. Sie nehmen in der Regel an, daß sie selbst die sozial hoch bewertete Form gebrauchen.

"When asked which of several forms are characteristic of their own speech, their answers reflect which form they believe has prestige or is 'correct', rather than the form they actually use." (Labov 1971b: 175.)

2. Es gibt verschiedene Wertsysteme, nach denen Sprecher eingestuft werden können. D.h. der Soziolekt, der kennzeichnend für die höchste Berufsgruppe ist, kann gleichzeitig z.B. als affektiert gelten. Mit dem Soziolekt, der den Sprecher auf der sozialen Stufenleiter niedrig einordnet, können also zugleich positive Wertungen hinsichtlich der Sympathie, die man den Sprechern entgegenbringt, verbunden sein. Solche gegensätzlichen Normen haben z.B. Labov und seine Mitarbeiter aufgedeckt.¹⁰⁵ Die Existenz solch unterschiedlicher Wertsysteme geht auch aus der Untersuchung Steinigs hervor:

Eine der Befragten (GWP (D)), die Frau eines Stahlgießers, die die Erzählungen zweier Kinder (das erste ist ein Arbeiterkind, das zweite kommt aus einer Mittelschichtfamilie) beurteilen soll, erklärt,

„daß ihr die Äußerungen des ersten Kindes besser gefallen haben. Dennoch weiß sie, daß dieses Kind auf einem Gymnasium nicht so gut zurechtkommen wird, wie das zweite Kind. Die Erzählung des ersten Kindes wird von GWP (D) im Gegensatz zu den drei übrigen Gewährspersonen als angenehm empfunden. Das Sprachverhalten des ersten Kindes ist ihr sympathischer, da es ihrem eigenen Sprachverhalten näher kommt als das Sprachverhalten des zweiten Kindes. Sie stuft dieses, von ihrer Varietät abweichende Sprachverhalten ‚persönlich‘ negativ ein, weiß aber, daß dieses Sprachverhalten in der bürgerlichen Öffentlichkeit als angemessen und richtig gilt und positiv sanktioniert wird. Auch wenn ihr die sprachliche Performanz der Mittelschicht weniger sympathisch ist als das Sprachverhalten in der Arbeiterschicht, so akzeptiert sie dennoch die sprachlichen Wertvorstellungen der bürgerlichen Öffentlichkeit und fügt sich dem umfassenden Geltungsanspruch der privilegierten Standardnorm.“ (Steinig 1976: 51f.)

Trotz der großen Bedeutung, die der Untersuchung von Soziolekten beigemessen wird, liegen über die konkreten Besonderheiten, die die verschiedenen Sozialschichten in ihrem Sprachverhalten zeigen, nur wenige gesicherte Er-

¹⁰⁵ Vgl. Labov 1971b: 203, wo Labov auf die Untersuchung von Labov/Cohen/Robins/Lewis 1968 hinweist.

gebnisse vor. Das Fehlen von systematischen Analysen des natürlichen Sprachverhaltens verschiedener sozialer Gruppen in unterschiedlichen Situationen erweist sich als ein besonderer Mangel. Hinzu kommt, daß die Sprache der Erwachsenen überhaupt in verhältnismäßig wenigen Arbeiten eingehend untersucht worden ist. Der Hinweis darauf, daß die besonderen Kommunikationsstrukturen, die durch die soziale und die berufliche Position entwickelt worden sind, sich in der Kommunikationsstruktur der Familie niederschlagen und so das sprachliche Verhalten der Kinder beeinflussen, kann zwar in dieser Allgemeinheit nicht zurückgewiesen werden. Er reicht jedoch nicht hin, um die Besonderheit schichtspezifischer Sprachformen zu erklären. Zudem sind die Kriterien, die innerhalb der Sprachbarrierendiskussion benutzt wurden, um die Sprecher bestimmten Schichten zuzuweisen, nämlich in der Regel das Einkommen und Ausbildungsniveau, äußerst grob. Sie haben höchstens mittelbaren Einfluß auf das sprachliche Verhalten.¹⁰⁶ Wenn es auch unbestreitbar eine statistisch signifikante Korrelation sprachlicher Variablen mit der Zugehörigkeit des Sprechers zur Mittel- bzw. Unterschicht gibt, so reichen diese empirischen Fakten zu einer fundierten Erklärung doch nicht aus. Die einfache Korrelation sprachlicher und sozialer Merkmale, die nicht in ein stringentes Hypothesensystem, das die Erklärung möglicher Zusammenhänge zum Ziel hat, eingebettet ist, läßt den Untersuchenden noch völlig im unklaren darüber, welchen Sinn eine solche Relationierung haben kann. Bernsteins Ansatz liegt zwar ein Hypothesensystem zugrunde, er löst jedoch die eigene Forderung, die Berufs- und Lebensverhältnisse der jeweiligen Gruppen zu untersuchen, nicht ein. Bei den von ihm und seinen Nachfolgern vorgenommenen Untersuchungen ist es eher wahrscheinlich, daß die nie kontrollierte Variable Schulsituation, wegen derer ohnehin nur ein begrenzter Ausschnitt des Sprachverhaltens erfaßt werden konnte, den wesentlichsten Faktor für die ermittelten Ergebnisse darstellt.

Da die Bedeutung der Situation, die man sich z.T. schon in sehr frühen Untersuchungen bewußt machte, später immer deutlicher erkannt wurde und man außerdem auch immer mehr Gewicht auf eine differenziertere Beschreibung der sozialen Position des Sprechers legte und sich nicht mehr mit der groben Schichteinteilung zufrieden gab, verloren die Untersuchungsansätze, die – im Anschluß an Bernstein – einige Jahre lang die soziolinguistische Diskussion beherrschten, an Einfluß. Die Fragestellung verschob sich. Heute richtet man sein Interesse z.B. eher auf die Untersuchung von Kommu-

¹⁰⁶ Eine genauere Analyse mit Hilfe einer differenzierteren Auswahl von Sozialdaten hat Haeblerlin 1974 zur Untersuchung von sozialbedingten Unterschieden im Wortschatz vorgenommen. Es hat sich dabei ergeben, daß der Umfang des Wortschatzes in unterschiedlichen semantischen Bereichen von unterschiedlichen Sozialfaktoren abhängt. Vgl. auch Haeblerlin 1971.

nikationsstrukturen in Kleingruppen. Dabei wird weniger die Schichtzugehörigkeit und die soziale Position des Sprechers als Untersuchungsvariable eingesetzt als vielmehr seine *soziale Rolle*. In diesem Rahmen bemühen sich andere Ansätze heute besonders um die Analyse von *Sprechsituationen*, den mit ihnen verbundenen sozialen Rollen, den Gesprächsthemen usw. und den daraus sich ergebenden spezifischen Sprachformen.

3.3.2. Traditionelle Untersuchungen zur sozialen Differenzierung der Sprache

Die intensive und systematische Untersuchung von Soziolekten (im Sinne von sozialschichtspezifischen 'Codes') ist ebenso wie der Begriff Soziolekt selbst relativ neu und sie gehört nicht zum 'traditionellen' Kernbereich der Beschreibung sprachlicher Varietäten bestimmter sozialer Gruppen. Für die meisten dieser neueren Untersuchungen ist geradezu eine strikte Abwendung von herkömmlichen Forschungen feststellbar. Sie scheinen, wie Schlieben-Lange (1973: 54) es ausdrückt, unter dem „geradezu traumatischen Zwang zum Vaternord zu stehen.“ Dabei konnte doch eingangs schon festgestellt werden, daß die Untersuchung von Sondersprachen und die ansatzweise Berücksichtigung der besonderen Sprachen von Klassen und Ständen, die die soziale Gliederung der Sprachgemeinschaft widerspiegeln, eine lange Tradition hat. So intensiv, wie es neueren Überlegungen wünschenswert erscheint, hat sich allerdings die deutsche Sprachwissenschaft, die lange in einem normativen Ansatz, dem es um die Pflege der höchsten Formen der Sprache ging, befangen blieb, um die soziale Differenzierung der Sprache nicht gekümmert. Noch Anfang dieses Jahrhunderts meint Kluge die Untersuchung bestimmter Sonderformen rechtfertigen zu müssen. Er versucht, ausführlich zu begründen

„warum die heutige Sprachforschung unseren Geheimsprachen eingehende Beachtung widmet. In der Tat muß es die letzte Aufgabe der Sprachwissenschaft sein, klarzustellen, was die Sprache in den klassischen Schöpfungen der bedeutendsten Schriftsteller als Ausdrucksmittel von Ideen und von Idealen zu leisten vermag. (...) Aber es geht auf dem Boden der deutschen Sprachwissenschaft wie auf anderen Wissensgebieten: (...) Wie der Naturforscher, dessen eigentliche Aufgabe das Leben der höchstentwickelten Geschöpfe sein sollte, zunächst an den niedrigsten Wesen organisches Leben untersucht, so muß auch der Sprachforscher zunächst das Leben der Sprache in den weniger entwickelten Erscheinungsformen, unter einfacheren Bedingungen erkennen und behandeln lernen.“ (Kluge 1968b: 83.)

Es bedarf kaum des ausdrücklichen Hinweises, daß wir diese Einschätzung heute nicht mehr teilen.

Die eine Quelle der älteren Forschung, aus der Einsichten in die Besonderheit der Sprachvarietäten sozialer Gruppen gewonnen wurden, ist oben schon ge-

nannt worden. Es handelt sich um die Untersuchungsrichtung, die sich primär der geographischen Verteilung sprachlicher Varietäten widmet, die aber gleichzeitig Evidenzen über die sozialen Implikationen der so beschriebenen Verhältnisse zutage fördert. Hier ist an den Versuch zu erinnern, den einzelnen diatopischen Varietäten verschiedener Rangstufe bestimmte soziale Gruppen als Träger zuzuordnen. Bei der Frage, welche Sprechweisen für bestimmte Schichten charakteristisch sind, kann man nun also zunächst einmal zurückschließen und die Frage stellen, ob es eine Korrelation zwischen der Schichtzugehörigkeit eines Sprechers und seinem passiven oder aktiven Verfügen über bestimmte diatopische Varietäten gibt. Im Anschluß an die bereits im vorigen Kapitel erwähnten Zusammenhänge läßt sich hierzu folgendes sagen: Zunächst gilt die Beherrschung der Hochsprache oder der Schriftsprache in unserem Sprachbereich als wesentliches Kriterium für hohes Sozialprestige. Die Frage, ob ein Sprecher auch Fremdsprachen – und wenn, wieviele und welche – beherrscht, kann darüber hinaus noch als bedeutsam für seine soziale Einstufung angesehen werden. Die Kenntnis von Fremdsprachen bedeutete schon immer einen wesentlichen Prestigewert. Für den deutschen Bereich ist es zunächst vornehmlich das Lateinische, dann das Französische, das wiederum durch das Englische abgelöst wurde, gewesen, dessen Gebrauch den Sprecher als sozial hochrangig kennzeichnete.

Je stärker sein Sprachgebrauch dagegen auf die Varietäten des Deutschen beschränkt ist und je mehr seine Sprechweise zudem noch landschaftlich geprägt ist, umso niedriger wird der Sprecher sozial eingestuft. Da der Gebrauch des Dialekts innerhalb eines hochentwickelten Industriestaates mehr und mehr zurückgeht, wird oft eine leicht veränderte Einteilung vorgenommen, die unteren Sozialschichten, wie der industriellen Arbeiterschaft, die „untere Umgangssprache“ zuweist, während die „höhere Umgangssprache“ als typische Sprechweise der Mittelschicht angesehen wird. Die These von der sozialen Verteilung des Dialekts und der Gemeinsprache und ihrer Zwischenstufen, die in dialektologischen Untersuchungen überaus gängig ist, wurde von Ammon (1973a, b) durch eine eingehende Untersuchung abgesichert. Er hat dabei auch eine differenziertere Einteilung auf der sozialen Ebene vorgenommen und versucht, verschiedene Dialekt-niveaus eindeutig zu unterscheiden. Als Ergebnis hält Ammon für die schichtspezifische Verteilung der Varietäten fest:

„Nach ihrem Gebrauch von Dialekt und Einheitssprache lassen sich die verglichenen Berufe in folgende Formel fassen: landwirtschaftliche Berufe < ungelernete Arbeiter < gelernte Arbeiter und selbständige Handwerker < sozioökonomisch niedrige nicht-manuelle Berufe < sozioökonomisch hohe nicht-manuelle Berufe. Gemäß der Bedeutung des Pfeilzeichens in der Mengenlehre weist das geschlossene Pfeilende jeweils auf die Gruppierung, die den regional kleinräumigeren Kode, die unteren Stufen dialektaler Stufenleitern, den ausgeprägteren Dialekt gebraucht.

Damit ist aber auch zugleich die Generalhypothese (1) bestätigt, nach der erwartet wurde, daß sozioökonomisch hoch Plazierte eher die Einheitssprache sprechen als sozioökonomisch niedrig Plazierte.“ (Ammon 1973b: 202.)

Da die Sprecher heute in der Regel nicht mehr nur über eine Varietät verfügen, sondern zwischen verschiedenen Sprachformen wechseln, bleiben diese Zuordnungen allerdings unbefriedigend.

Als weiteres wichtiges Kriterium für die sprachliche Kompetenz und das soziale Prestige ist daher die Frage heranzuziehen, über wieviele Varietäten ein Sprecher verfügt, die er (adäquat!) einsetzen kann. Die These, die sich bezüglich dieser Frage durch die Literatur zieht, lautet, daß die Mittelschicht, von der man generell eine größere soziale Flexibilität erwartet, die die Möglichkeit zur Übernahme vielfältiger Rollen beinhaltet, sich auch durch eine hohe sprachliche Flexibilität auszeichnet. Die Mittelschichtsprecher verfügen demnach über eine größere Anzahl von Varietäten.

Während man generell davon ausgeht, daß der Gebrauch des relativ niedrig bewerteten Dialekts für Mittelschichtsprecher eher untypisch ist, wird diesen dennoch die Fähigkeit zuerkannt, sich für bestimmte Bereiche auch diese Varietät anzueignen und sich dem Sprachgebrauch einer bestimmten Zielgruppe anzupassen, d.h. auch diatopische Varietäten 'niedrigen Rangs' angemessen einzusetzen. So schreibt Moser z.B.:

„man denke etwa an Geschäftsinhaber, Vertreter oder Versicherungsangestellte, die sich bemühen, in der Sprache einer Landschaft zu sprechen, um leichteren Zugang zu ihrem Publikum zu gewinnen, oder an einen Bundesdeutschen, der in der Schweiz aus geschäftlichen Gründen eine Variante des Schweizerdeutschen erlernt“. (Moser 1960: 216)¹⁰⁷

Daraus sollte natürlich nicht geschlossen werden, daß die Beherrschung eines, möglicherweise auch noch fremden, Dialekts typisch für das Sprachverhalten der Mittelschicht sei. Dies stellt vielmehr eine Ausnahme dar und mag lediglich als ein Beleg für die soziale und sprachliche Flexibilität be-

¹⁰⁷ Es ist gelegentlich behauptet worden, den Dialekt könne man nicht lernen (vgl. Brinkmann 1955/56: 65; Lipps 1958: 81). Er sei einem sozusagen in die Wiege gelegt und der Versuch eines Sprechers, den nicht-heimischen Dialekt zu sprechen, wirke peinlich. Daß aber der Dialekt gewöhnlich nicht als eine Zweitsprache gelernt wird (und daher als nicht lernbar erscheint) wie eine Fremdsprache, liegt hauptsächlich daran, daß er weder kodifiziert noch normiert ist und zudem als Sprachlehrgegenstand meist überhaupt nicht in Betracht kommt. Der Dialekt stellt eben heute nicht mehr ein bedeutsames Kommunikationsmittel dar; ihn als sekundäre Sprache zu erlernen, hat daher in der Regel etwas Künstliches und Überflüssiges an sich. Es ist jedoch nicht, wie Lipps meint, etwas für den Dialekt Charakteristisches, daß er durch Gewöhnung erlernt wird. Jede Primärsprache und auch viele Zweitsprachen werden durch Gewöhnung erworben. Es ist nicht peinlicher, den Dialekt zu sprechen, den man nicht recht beherrscht, um sich bei den Einheimischen anzubiedern, als zu versuchen, die Hochsprache, an deren aktiven Gebrauch man nicht gewöhnt ist, zu sprechen oder eine Fremdsprache zu benutzen, um sich als besonders gebildet hervorzutun, ohne daß man sie völlig beherrscht.

stimmter Sprechergruppen dienen. Bezeichnenderweise verweist Moser auf eine ganz bestimmte Berufsgruppe, nämlich Geschäftsleute und Handeltreibende, für die der Gebrauch fremder diatopischer Varietäten nicht untypisch sei, was daran erinnert, daß Handelsbeziehungen schon immer eine besondere Bedeutung für bestimmte sprachliche Entwicklungen, wie etwa auch die Entstehung neuer Varietäten, hatten und daß das Beherrschen unterschiedlicher Varietäten und Sprachen als unabdingbare Voraussetzung für überregionalen Geschäftsverkehr zu gelten hat.

Viel stärker sozial stigmatisiert als der Gebrauch einer bestimmten diatopischen Varietät in einer Situation, in der alternativ Dialekt und Gemeinsprache verwendet werden können, ist der inadäquate Gebrauch einer sprachlichen Varietät, d.h. der Einsatz eines bestimmten Sprachverwendungstyps 'in der falschen Situation'. Solches Verhalten, das auf eine weitgehend fehlende Sozialkompetenz schließen läßt oder eine Fehleinschätzung gesellschaftlicher Konventionen offenbart, kommt in extremer Form beim Gebrauch der Muttersprache vielleicht nur selten vor.¹⁰⁸

Was jedoch heute nicht selten beobachtet werden kann, ist, daß der Sprecher einzelne sprachliche Elemente inadäquat einsetzt, was aus einer Art sprachlicher und sozialer Verunsicherung herrührt. Die Konfrontation mit einer Situation, der man sprachlich (noch) nicht gewachsen ist, von der man jedoch weiß, daß die eigene gewöhnliche Ausdrucksweise in ihr nicht 'angebracht' ist, führt nicht selten dazu, daß die Sprecher einzelne Elemente benutzen, von denen sie annehmen, daß sie der fraglichen -- situationsadäquaten -- Varietät entsprechen, die jedoch -- eingestreut in eine andere Varietät -- befremdlich und zuweilen lächerlich wirken. Dazu gehört z.B. bevorzugt der Gebrauch von Fremdwörtern, deren Aussprache oder genaue Bedeutung nicht bekannt ist, oder die Verwendung 'gewählter' Ausdrücke, die aus dem stilistischen Rahmen der Gesamtrede fallen. Meistens bemüht sich der Sprecher, eine 'höhere Varietät' zu benutzen. Von deren Norm aus gesehen, an der er sich unwillkürlich ausrichtet, erscheint die Abweichung dann aber schlicht als fehlerhafter Gebrauch.¹⁰⁹

¹⁰⁸ Es tritt jedoch relativ häufig beim Gebrauch einer Fremdsprache auf, die nicht im Land selbst, sondern in der Schule erlernt worden ist. Dort kann eben die Sozialkompetenz nicht hinreichend mitvermittelt werden. Vgl. auch Kapitel 4.2. dieser Arbeit.

¹⁰⁹ Beispiele für solches sprachliche Verhalten sind besonders in Situationen zu finden, in denen Sprecher, die ungeübt sind, vor größerem Publikum zu sprechen, zu solchem Verhalten aufgefordert werden, wie etwa in Interviews in 'bürgerlichen' Radiosendungen o.ä.

Es handelt sich bei den fraglichen Sprechern in erster Linie um Angehörige der Unterschicht, die oft allenfalls passiv Zugang zu den Formen der öffentlichen Kommunikation haben. Sekundär wird darum auch die fehlerhafte Realisierung einer bestimmten sprachlichen Varietät oder einzelner sprachlicher Formen zum Merkmal der Sprache der Unterschicht, eher vielleicht noch zum Merkmal sozialer Aufsteiger.

In der Tatsache, daß die einzelnen sozialen Gruppen unterschiedlichen Gebrauch von diatopischen Varietäten machen und sich vornehmlich durch die unterschiedliche Beherrschung der Prestige-Varietät auszeichnen, liegt eine Form diastratischer Variation. Daneben hat man jedoch auch immer schon spezifische Sprechweisen unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in der Sondersprachforschung untersucht.

3.3.3. Sondersprachen

Der Begriff „Sondersprache“ wird nicht einheitlich verwendet, bezeichnet aber oft jede Form einer von der Gemeinsprache abweichenden Varietät; die räumlichen Varietäten, die Dialekte usw., werden allerdings in der Regel ausgeschlossen, sie zählen gewöhnlich nicht zu den Sondersprachen. Die Sondersprachen umfassen demnach Standes-, Berufs-, Fach- und Gruppensprachen¹¹⁰ sowie besondere Sprachformen, die bestimmten Kommunikationsbereichen zugeordnet werden: Dichtersprache, Werbesprache, Zeitungssprache, Sportsprache, Militärsprache usw. Letzten Endes erweist sich, daß alle diese Varietäten kaum deutlich voneinander zu trennen sind, so daß eine Festlegung des Begriffs „Sondersprache“ ohnehin nur Näherungswert haben kann. In unserem Zusammenhang interessieren zunächst die Standes- bzw. Berufs- und die Gruppensprache. Die Fachsprachen, die mitunter aus der Gruppe der Sondersprachen ausgegliedert werden, da bei ihnen der zu erfassende Objektbereich im Vordergrund steht und weniger die soziale Gruppe, die diese Sprache gebraucht, oder da sie keine ‚verhüllende Funktion‘ haben, die verschiedentlich als wesentliches Merkmal der Sondersprache angesehen wird, werden auch hier als situationelle Varietäten behandelt.¹¹¹

¹¹⁰ Vgl. z.B. Hirt 1968: 285ff.; Schirmer 1913; Stroh 1952: 334f. Andere Bestimmungen nimmt Flemming 1974/75: 132f. vor, die insbesondere die osteuropäische Fachliteratur zitiert.

¹¹¹ Hierin liegt eine gewisse Willkür. Fachsprachen sind ebenso typisch für die sie tragenden sozialen Gruppen und damit diastratische Varietäten wie für die Bereiche und Situationen, in denen sie gebraucht werden, die sie als diasituative Varietäten erscheinen lassen. Da sich immer mehr ergibt, daß eine strenge Abgrenzung der Dimensionen ohnehin undurchführbar ist und daß die Varietäten zugleich innerhalb verschiedener Dimensionen beschreibbar sind, dürfte aber diese willkürliche Zuordnung keine wesentlichen Nachteile mit sich bringen.

Eine Übersicht über verschiedene Sondersprachen findet sich bei Stroh (1952: 382–399), der u.a. Bemerkungen zur Sportsprache, Imkersprache, Winzersprache, Bergmannssprache, Seemannssprache, Kaufmannssprache, Druckersprache und zu einer ganzen Anzahl von Fachsprachen macht.

An Standessprachen sind besonders intensiv untersucht worden die Schüler- und Studentensprache, die Soldatensprache und die Gaunersprache, das Rotwelsch. Über diese Sondersprachen, besonders das Rotwelsch, liegen zwar schon früh, z.T. seit dem 16. Jahrhundert, Wortsammlungen vor. Eine eingehende Untersuchung hat nach Schirmer jedoch erst um die Wende zum 20. Jahrhundert eingesetzt. Über die Aspekte, die schon Schirmer in seiner zusammenfassenden Darstellung heraushebt, sind wir – von Untersuchungen zu Einzelphänomenen abgesehen – bis heute nicht weit hinausgekommen.

Die Untersuchung von Sondersprachen hat sich immer weitgehend auf den lexikalischen Bereich beschränkt, wobei besonderer Wert auf die Frage gelegt wurde, in welcher Weise bestimmte ursprünglich sondersprachliche Wörter in die Gemeinsprache übernommen worden sind. Diese Konzentration auf den Sonderwortschatz hat zu der Annahme geführt, daß tatsächlich nur ein unterschiedliches Inventar¹¹² von Wörtern kennzeichnend für Sonderformen der Sprache ist, während in Syntax, Morphologie oder gar Phonologie/Phonetik durchaus keine Differenzen vorliegen.¹¹³

Die Annahme, daß Sondersprachen sich nur durch ein besonderes lexikalisches Inventar auszeichnen, die der unmittelbaren Anschauung überaus plausibel sein mag, ist eine Hypothese, die bislang nur unzureichend belegt worden ist, da man in der Regel allein den sondersprachlichen Wortschatz untersuchte. Allerdings ist man gelegentlich auch innerhalb der Sondersprachforschung auf andere sprachliche Besonderheiten gestoßen. So stellte man die Bevorzugung bestimmter Wortbildungsmuster fest.¹¹⁴ Bestimmte Muster wurden zunächst überhaupt nur in einer Sondersprache benutzt, wie z.B. die griechischen Endungen in den Ausdrücken der älteren Studentensprache. Auch auf die Möglichkeit, daß Sondersprachen besondere stilistische Eigenarten aufweisen (worumter besondere syntaktische und satzübergreifende Charakteristika im Textaufbau verstanden werden müssen), ist hingewiesen worden.¹¹⁵ Uneingeschränkt kann die These, daß Sondersprache gleich Sonderwortschatz ist, also kaum gelten. Daß man Unterschiede in anderen Bereichen aber, wenn man überhaupt auf sie aufmerksam wurde, für eher nebensächlich hielt, ist kaum

¹¹² Zur Abgrenzung von „Subsystem“ und „Inventar“ vgl. Kubczak 1979: bes. 74f.

¹¹³ Vgl. auch Flemming 1974/75: 172.

¹¹⁴ Vgl. z.B. Hirt 1968: 293f.; Schirmer 1913: 4f.

¹¹⁵ Z.B. bei Schirmer 1913: 2.

zu bezweifeln. Diese Einschätzung beruht nicht ganz unwesentlich darauf, daß mögliche andere Variablen eben kaum untersucht wurden. Man fragte selten danach, welche Satztypen oder auch welche Satz- und Textlängen besonders charakteristisch für einen bestimmten Kommunikationsbereich seien. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß eine systematische Untersuchung der Sondersprachen, die sich auf alle sprachlichen Ebenen bezöge, nicht vorgenommen wurde. Auffallend war den Beobachtern das besondere lexikalische Material, auf das man daher allein sein Interesse konzentrierte.

Wenn es aber mit Hilfe systematischer Untersuchungen auch nicht stichhaltig nachgewiesen wurde, daß außer lexikalischen Besonderheiten keine spezifischen sprachlichen Merkmale in den sogenannten Sondersprachen zu unterscheiden sind, kann diese These doch nicht gänzlich zurückgewiesen werden. Darauf, daß sich die innersprachliche Differenzierung vornehmlich auf die offenen Strukturen der Sprache bezieht, wurde eingangs schon hingewiesen. Das Lexikon einer gegebenen Sprache (oder einer „Sondersprache“) besteht zu einem gegebenen Zeitpunkt aus einer endlichen Menge von sprachlichen Einheiten. Die Tatsache, daß in dieses System stets neue Einheiten aufgenommen werden können, macht das Lexikon zu einem prinzipiell offenen System.¹¹⁶ Nun gibt es zwar auch eine endliche Menge von syntaktischen, morphologischen usw. Regeln, aber keine endliche Menge von mit Hilfe dieser Regeln zu erzeugenden sprachlichen Einheiten, z.B. Sätzen oder Satzstrukturen. Mit Hilfe der Regeln ist es vielmehr möglich, unbegrenzt viele verschiedene Strukturen zu erzeugen. Z.B. ist eine Grenze für die Einbettung von Nebensätzen oder für die adjektivische Erweiterung eines Nominalkomplexes theoretisch (!) nicht zu ziehen. Daraus folgt, daß innerhalb des flexiblen syntaktischen Systems bestimmte Ausdrucksbedürfnisse immer mit Hilfe der bereits bestehenden Regeln erfüllt werden können. Eine Differenzierung der Ausdrucksmöglichkeiten ist daher im Rahmen der vorgegebenen Regeln möglich. Unterschiedliche syntaktische Muster können ja verschieden oft ausgenutzt und verschieden aufgefüllt werden. Angesichts der Flexibilität des syntaktischen Systems, das dem Sprecher nicht vorgefertigte (Satz-)Muster zur Verfügung stellt, sondern erst die Erzeugung von Satzmustern ermöglicht, ist es unnötig, neue syntaktische Regeln einzuführen.

Ähnliches gilt natürlich auch im Bereich des Wortschatzes: bestimmte semantische Bereiche oder einzelne Wörter können verschieden häufig benutzt werden. Bestimmte Sondersprachen werden gewisse inhaltliche Bereiche gar nicht erfassen, andere dagegen überaus genau strukturieren. Außerdem ist durch das Mittel der Wortbildung den Sprechern weithin die Möglichkeit ge-

¹¹⁶ Es gibt auch innerhalb des Wortschatzes einen geschlossenen Bereich: die Funktionswörter. Diese werden in den Sondersprachen bezeichnenderweise auch selten angestastet.

geben, das lexikalische Material zu erweitern, ohne doch eigentlich die Grenzen des ursprünglichen Wortschatzes zu überschreiten. Dennoch kommt man beim Reden über neue Dinge oder bei der Konzentration auf einen bestimmten inhaltlichen Bereich bald an die Grenzen des gemeinsprachlichen Lexikons. Neue Wortbildungen und Wörter werden erforderlich, um genau zu erfassen, worüber die Partner sprechen. Damit werden besondere Wörter und Wortbildungen zum hervorstechenden Kennzeichen von Sondersprachen. D.h. im Bereich des Wortschatzes sind die Differenzen zwischen den Varietäten der Sprache (auch) qualitativer Art: es werden *a n d e r e* Wörter benutzt als z.B. die in der Gemeinsprache üblichen. Für alle anderen sprachlichen Ebenen werden dagegen eher quantitative Differenzen auftreten, die für die Verständigung weniger bedeutsam sind und dem Hörer auch viel weniger auffallen. Zusammenfassend heißt das: Das Charakteristische einer Sondersprache im Sinne einer qualitativen Besonderheit liegt tatsächlich im Wortschatz, das schließt aber – vorwiegend quantitative – Besonderheiten in anderen Bereichen keineswegs aus.

Für die hier zu behandelnden Sondersprachen sind also als sprachliche Besonderheiten vornehmlich eine Reihe von Sonderwörtern bekannt. Ein wesentliches Ziel der Sondersprachforschung bestand in dem Versuch, die Herkunft einzelner Wörter zu ermitteln. Die Standessprachen, bei denen sich die Erforschung des Sonderwortschatzes als ergiebig erwies, entstanden – wie leicht einsichtig ist – in einigermaßen geschlossenen Subkulturen.

Erstaunlich ist, daß für den Klerus, insbesondere für die in Klöstern eng zusammenlebenden Mönche, eine Sondersprache nicht festgestellt wurde oder keine große Beachtung fand.¹¹⁷ Eggers (1963: 237) geht davon aus, daß es eine „mönchische Umgangssprache“ als „Gruppensprache“ sicher gegeben hat, Zeugnisse sind aber kaum überliefert.

3.3.4. Geschlechtsspezifische Varietäten

Ausführliche Untersuchungen zu den Unterschieden im Sprachverhalten von Männern und Frauen in unserem Kulturkreis gibt es in der älteren Sondersprachforschung nicht. Hier wird zwar die Existenz von Männer- und Frauensprachen als möglich oder gar wahrscheinlich angesehen,¹¹⁸ es fehlen aber in der Regel „handgreifliche Nachrichten“ (Hirt 1968: 228) selbst über die Besonderheiten im Wortschatz.

¹¹⁷ Ich sehe hier von Kuriosa wie der Geheimsprache der Heiligen Hildegard ab. (Vgl. Kluge 1958b: 87f.)

¹¹⁸ Vgl. z.B. Hirt 1968: 287ff.; Schirmer 1913: 4.

In der älteren Sondersprachforschung ging man davon aus, daß Unterschiede in der Sprechweise von Männern und Frauen zwar nachgewiesen werden können, daß diese aber doch viel weniger ausgeprägt sind als in anderen Völkern. Die im folgenden wiedergegebene Einschätzung von Weisgerber, wonach man ausgesprochene Männer- bzw. Frauensprachen nur bei den Naturvölkern findet, kann als durchaus typisch für die früheren Anschauungen gelten.

„Man hat früh geachtet auf die Unterschiede zwischen der Sprache der Männer und der Frauen. Während hier unter unseren Kulturverhältnissen mehr Einzelheiten in Betracht kommen (Vorliebe für oder Abneigung gegen einzelne Wörter, ein gewisser konservativer Zug der Frauensprache usw.), kann man unter primitiveren Verhältnissen geradezu verschiedene Dialekte (kaum verschiedene Sprachen) im Munde der Männer und der Frauen antreffen.“ (Weisgerber 1931: 595.)

Eines der immer wieder genannten Merkmale der Sprache der Frauen, die ‚konservative Tendenz‘, wurde schon in Jespersens (1925: 225f.) vielzitierten Bemerkungen zur ‚Weibersprache‘ eingeschränkt, und es hat sich inzwischen erwiesen, daß die Annahme, Frauen seien in ihrer Sprechweise konservativer als Männer, zumindest für die heutigen Verhältnisse als unzutreffend zurückgewiesen werden muß.¹¹⁹ Neben der Konservatismusthese wurden – für ‚nicht-exotische Sprachen‘ – nur wenige konkrete Merkmale diskutiert, die als typisch für das Sprachverhalten von Frauen bzw. Männern gelten können.

Die frühen Untersuchungen zu geschlechtsspezifischen Varietäten konzentrierten sich in der Tat zunächst ganz auf die Sprache von Naturvölkern, wo die Unterschiede zwischen der Sprache der Frauen und der der Männer sich mitunter als äußerst gravierend darzustellen schienen.¹²⁰ Auch innerhalb der Dialektologie schenkte man allerdings den geschlechtsspezifischen Unterschieden im Sprachverhalten einiges Interesse, stieß man doch hier aus leicht erklärlichen Gründen ganz von selbst darauf, daß etwa bestimmte lexikalische Bereiche nur von den Frauen bzw. nur von Männern differenziert erfaßt werden. In diesen Zusammenhang gehören im übrigen auch die Untersuchungen zu Tabuwörtern.¹²¹

Einen enormen Aufschwung hat die Untersuchung geschlechtsspezifischer Varietäten jedoch im letzten Jahrzehnt erlebt, in dem man – im Rahmen der Emanzipationsbewegung – die Frauensprache als ein ganz neues Thema der

¹¹⁹ S.o. S. 63ff. Vgl. auch Ryen 1978: 64ff. und Trudgill 1972, der weitere Literaturhinweise gibt.

¹²⁰ Vgl. auch den vielzitierten Aufsatz von Haas 1964. Diese traditionelle Ansicht wird heute vielfach als Fehl- oder Überinterpretation gewertet. Vgl. z.B. Glück 1979; Bodine 1975: 148.

¹²¹ Vgl. z.B. Jespersen 1925: 222ff.; Nirvi 1952.

Sprachsoziologie entdeckte.¹²² Die sozialpolitische Diskussion um die ‚Frauenfrage‘ und der aufkommende Feminismus trugen nicht nur ganz allgemein zu einer Intensivierung von Untersuchungen in diesem Bereich bei, sondern prägten auch die Art der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dieser Frage und beschränkten die Diskussion zunächst auf einige ausgewählte Problembereiche und provokante Thesen, wobei die ‚Sexlekte‘¹²³ zu einem überaus brisanten und hitzig bis erbittert verhandelten Thema wurden.¹²⁴

Bezeichnend ist schon, daß die Frage nach geschlechtsspezifischen Varietäten auf die Untersuchung der ‚Frauensprache‘ eingeeengt wurde, die man von der Forschung für ähnlich vernachlässigt hielt wie einige Zeit vorher die Soziolekte, d.h. im besonderen die Sprache der Unterschicht. Allerdings knüpft sich an die These von diesem Versäumnis der Forschung schon die erste Kontroverse. Während man gemeinhin geneigt ist, sich der Annahme anzuschließen, daß die Frauensprache vor der Emanzipationsbewegung kein Thema der Sprachwissenschaft darstellte,¹²⁵ zeigte die Arbeit an einer Spezialbibliographie, daß mehr Untersuchungen aus früheren Jahren zusammengestellt werden konnten, als man anfangs vermutet hatte (vgl. Henley/Thorne 1975: 207).

Interessanter ist freilich die noch immer kontrovers diskutierte Frage, ob es Frauensprachen überhaupt gibt,¹²⁶ die sich allerdings bei näherer Betrachtung als Scheinproblem entpuppt. Die Rede von der Frauen ‚sprache‘ erweckt zwar den Eindruck, als rechnete man mit relativ scharf gegeneinander abgegrenzten geschlechtsspezifischen ‚sprachlichen Systemen‘,¹²⁷ doch wird die Existenz solcher besonderer ‚Sprachen‘ im allgemeinen nicht nur für unseren Kulturkreis geleugnet, sondern zunehmend auch für die ‚exotischen Sprachen‘ in Frage gestellt. Die These der älteren Sprachwissenschaft, die in gewissem Sinne schon geschlechtsspezifische Sprechweisen als Varietäten im hier ver-

¹²² Vgl. Dubois/Crouch 1978; Eakins/Eakins 1978; Key 1975; Lakoff 1973; Nilsen/Bosmajian/Gershuny/Stanley 1977; Sprache und Geschlecht I; II; III; Thorne/Henley 1975a.

¹²³ Diesen Begriff benutzt z.B. Glück 1979. Vgl. auch das englische „genderlect“.

¹²⁴ Vgl. etwa die Editorials zu den Heften „Sprache und Geschlecht“ in den Osnabrücker Beiträgen zur Sprachtheorie.

¹²⁵ Vgl. etwa Maier 1979; Kramer 1975: 43; Kramer 1977: 151. Die Bände 8 und 9 der Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie sind deutlich geprägt von dem Bemühen, die Frauensprache erst einmal zu einem ernsthaft behandelten Thema der Linguistik werden zu lassen.

¹²⁶ Vgl. Andresen/Glück 1978: 1; Glück 1979.

¹²⁷ Der sprachtheoretische Status der geschlechtsspezifischen Sprechweisen wird ausdrücklich in Glück 1979 behandelt.

standenen Sinne ansah, wird damit bestätigt. Die Annahme aber, daß sich bedeutendere Unterschiede im Sprachverhalten der Geschlechter gar nicht nachweisen lassen und es also weder Frauensprachen noch geschlechtsspezifische sprachliche Varietäten gibt, kann aufgrund der Ergebnisse der neueren empirischen Untersuchungen inzwischen wohl zurückgewiesen werden.

So konzentriert sich die Diskussion gegenwärtig darauf, ob die Geschlechter nur bestimmte Sprachformen jeweils bevorzugen, oder ob es auch Formen gibt, die ausschließlich von Frauen bzw. Männern benutzt werden. Bodine grenzt diese beiden unterschiedlichen Differenzierungsformen voneinander ab und versucht zugleich, eine Erklärung dafür zu geben, warum im europäischen Bereich die geschlechtsspezifischen Varietäten so wenig Beachtung gefunden haben.

"A possible explanation is that the forms which were described under the rubric 'men's and women's languages (or speech)' were generally exclusively used by either one sex or the other. This type of differentiation, which may be called *sex-exclusive differentiation*, appears to be relatively uncommon in European languages. Differences in frequency of occurrence of any form between the speech of women and men, which may be called *sex-preferential differentiation*, are less accessible to conscious awareness and, since they require assessment of relative probability of occurrence, are more difficult to describe accurately. Some of those who discussed female-male speech differences among exotic peoples undoubtedly saw no connection with anything occurring in their own society." (Bodine 1975: 131. Vgl. auch Kramer 1975: 44.)

Obwohl es demnach recht genauer Beobachtungen bedarf, um signifikante Unterschiede im Sprachverhalten der Männer und Frauen zu ermitteln, und eine genaue Charakterisierung geschlechtsspezifischer Varietäten sich als relativ schwierig erweist, scheint es doch eine Reihe gängiger Urteile und Vorurteile¹²⁸ über Differenzen im Sprachgebrauch der Geschlechter und speziell einige vorwissenschaftliche¹²⁹ und wissenschaftliche Annahmen über die Sprache der Frauen zu geben. Spender schreibt:

"One of the first things to emerge in research on sex differences in talk is that everybody is firmly convinced that such differences exist. There is, however, one slight problem. Although it is not difficult to find out what people believe to be the differences in male and female talk, it has been very difficult to find some of these difficulties (sic!) in the real talk of males and females." (Spender 1979: 40.)

Kramer kommt nach einigen einschlägigen Untersuchungen zu folgendem Ergebnis:

¹²⁸ Vgl. z.B. Klann 1978: 11ff.

¹²⁹ Vgl. z.B. Steiner 1978: 319ff.

"Certainly, women have been advised for several centuries that they do or should talk differently than men talk. Certainly, the folk beliefs about differences are widespread and consistent. (For example, one study found that students in several United States high schools agree on 35 differences in the way women and men talk.)" (Kramer 1978: 93.)

Im einzelnen wurden von den Befragten folgende Merkmale als eher typisch für die Sprechweise der Männer genannt:

"demanding voice, deep voice, boastful, use swear words, dominating speech, loud speech, show anger rather than concealing it, straight to the point, militant speech, use slang, authoritarian speech, forceful speech, lounge and lean back while talking, aggressive speech, blunt speech, sense of humour in speech." (Kramer 1977: 158.)

Als typische Merkmale des Kommunikations- und Sprachverhaltens der Frauen wurde demgegenüber folgendes genannt:

"enunciate clearly, high pitch, use hands and face to express ideas, gossip, concern for listener, gentle speech, fast speech, talk about trivial topics, wide range in rate and pitch, friendly speech, talk a lot, emotional speech, use many details, smooth speech, open and self-revealing speech, enthusiastic speech, smile a lot when talking, good grammar, polite speech, gibberish." (Ebd.: 158f.)

Die so ermittelten Annahmen über Unterschiede im Sprachverhalten von Frauen und Männern korrespondieren allerdings nicht in jedem Fall mit tatsächlich vorliegenden Differenzen. Sie offenbaren eher typische Züge der sozialen Einschätzung der Geschlechter und verweisen auf geschlechtsspezifische Typen des Rollenverhaltens. In der Untersuchung von Robin Lakoff, die die weiteren Arbeiten zu geschlechtsspezifischen Varietäten maßgeblich beeinflusst hat,¹³⁰ werden gängige Vorurteile gegenüber Frauen in kritischer Absicht mit typischen Zügen des Sprachverhaltens in Zusammenhang gesetzt:

"'Woman's language' has as foundation the attitude that women are marginal to the serious concerns of life, which are pre-empted by men. The marginality and powerlessness of women is reflected in both the ways women are expected to speak, and the ways in which women are spoken of. In appropriate women's speech, strong expression of feeling is avoided, expression of uncertainty is favored, and means of expression in regard to subject-matter deemed 'trivial' to the 'real' world are elaborated. Speech about women implies an object, whose sexual nature requires euphemism, and whose social roles are derivative and dependent in relation to men. The personal identity of women thus is linguistically submerged; the language works against treatment of women, as serious persons with individual views." (Lakoff 1973: 45.)

¹³⁰ Vgl. auch Crosby/Nyquist 1977.

Unter dem Begriff ‚Frauensprache‘ sind neben der Frage nach dem geschlechtsspezifischen Sprachverhalten, d.h. etwa der Frage nach typischen Zügen der Sprache der Frauen, auch andere Probleme behandelt worden, und es lassen sich unterschiedliche Themenbereiche unterscheiden.

Wenn das Geschlecht des Sprechers als Variable innerhalb linguistischer Untersuchungen erscheint, wird heute in der Regel die Geschlechtszugehörigkeit als eine *soziale* Größe behandelt (vgl. Thorne/Henley 1975b: 10); insofern widmen sich Arbeiten zum Sprachverhalten der Frauen dem Sprachgebrauch einer bestimmten sozialen Gruppe, das Ziel besteht in der Regel nicht darin, Besonderheiten im Sprachgebrauch von Frauen bzw. Männern aus biologisch-anatomischen Determinanten herzuleiten, obwohl sich selbstverständlich auch von hier aus deutliche Unterschiede nachweisen lassen. So wird jeder Hörer die Frage, ob eine Frau oder ein Mann spricht, zunächst (sofern der Sprecher außer Sichtweite ist) anhand von Merkmalen der – wenigstens z.T. anatomisch bedingten – Stimmqualität entscheiden wollen und kaum auf andere typisch ‚weibliche‘ oder ‚männliche Sprachformen‘ achten.

Daß die Geschlechtszugehörigkeit nicht an sich schon das Sprachverhalten in bestimmter Weise festlegt, zeigt sich daran, daß Untersuchungen, in denen allein das Geschlecht als Variable eingesetzt wurde, nur zu ungenügenden oder gar falschen Schlußfolgerungen führten. Das Geschlecht des Sprechers im Sinne einer sozialen Kategorie kann angemessen nur im Zusammenhang mit anderen Faktoren der sozialen Situation auf seine Bedeutung für die jeweiligen Besonderheiten des Sprachverhaltens hin untersucht werden.

“correlating speech only with the sex variable and isolating it from its social context was found to lead to wrong conclusions (. . .) Researchers (. . .) found that factors such as social setting, social class, geographic locale, age, etc. had to be taken into account as well. Rather than asking ‘who talks what?’, this research suggested examining ‘who is talking to whom, when, where, and why.’ This approach implied a shift in perspective from correlational sociolinguistics to a multidisciplinary endeavour taking into consideration also the pragmatic aspect of speech, that is to say, its context. This research proved that while sex differences might reflect societal divisions more or less closely, they are not perfectly correlated with sex. One notes that the assumption underlying this model is that variables such as sex, age, social class, ethnic origin, etc. of the speaker and the listener, when put into context, determine the outcome: the dependent variable of speech.” (Aebischer 1979: 97.)

Zu einer differenzierteren Analyse gehört demnach auch der systematische Vergleich der Sprechweisen von Frauen untereinander bzw. gegenüber Männern und der Unterschied im Sprachverhalten von Männern zu Männern oder zu Frauen, wobei zudem die Verschiedenheit der Interaktionssituationen berücksichtigt werden muß.

Neben den Fragen, wie Frauen sprechen und wie zu Frauen gesprochen wird, hat auch das Problem, wie man/Mann *über* Frauen spricht, Interesse gefunden (vgl. Lakoff 1973).

Hier werden nun nicht allein Typen des Sprachverhaltens oder des Sprachgebrauchs untersucht, die normalerweise den Gegenstand sprach-soziologischer Überlegungen bilden, sondern es geht im wesentlichen um die Sprache (das sprachliche System) selbst, die als ‚sexistisch‘ charakterisiert wird, weil sie den Sprechern bereits in den konventionalisierten sprachlichen Formen eingefahrene Denk- und Sprachmuster vorgebe, in denen die Vorrangstellung und Superiorität des Mannes zum Ausdruck komme. Neben lexikologischen¹³¹ und lexikographischen¹³² Phänomenen ist eines der in diesem Zusammenhang viel diskutierten Themen das Verhältnis des natürlichen und des grammatischen Geschlechts, wobei besonders auf die Tatsache hingewiesen wird, daß die maskulinen Bildungen zugleich als generische oder neutrale Formen fungieren. Auch innerhalb der Wortbildung ist eine Prädomination des Maskulinen zu erkennen, insofern in der Regel feminine Formen von maskulinen abgeleitet werden und nicht umgekehrt. Ob man aus solchen grammatischen Phänomenen auf eine ideologische, d.h. hier: sexistische, Tendenz in der Sprache schließen kann, gehört zu den heftigst diskutierten Problemen der Frauensprach-Debatte.¹³³

Um zu der Frage zurückzukehren, welche geschlechtsspezifischen Charakteristika im Sprachverhalten angenommen werden bzw. nachzuweisen sind, so kann man auf eine ganze Anzahl von Einzeluntersuchungen zurückgreifen, die die unterschiedlichen Ebenen der Sprache betreffen.

Die Annahme, daß die Untersuchungen zu phonetischen Differenzen innerhalb der gegenwärtigen Diskussion nur wenig Interesse verdienen, da solche ‚objektiven‘ Merkmale von keinerlei sozialen Bedeutung sind, kann aufgrund der in diesem Bereich durchgeführten Analysen zurückgewiesen werden. Arbeiten auf diesem Gebiet sind schon früh – z.B. für das Französische von Georges Straka (1952) – durchgeführt worden, auf dessen Ergebnisse Müller verweist:

„Zur Phonetik haben von Georges Straka geleitete Untersuchungen in Straßburg erbracht, daß weibliche Sprecher nicht nur schneller artikulieren als männliche, für den gleichen Satz also kürzere Zeit brauchen, sondern auch innerhalb des Redekontinuums weniger rhythmische Gruppen bilden.“ (Müller 1975: 140. Zur Intonation vgl. auch Brend 1975.)

¹³¹ Vgl. z.B. Schulz 1975.

¹³² Vgl. Kröttsch-Viannay 1979.

¹³³ Vgl. z.B. die Auseinandersetzung zwischen Trömel-Plötz 1978; Kalverkämper 1979a; Pusch 1979; Kalverkämper 1979b; vgl. auch Saporta 1979.

Solche Ergebnisse erscheinen Andresen/Glück/Wigger allerdings an sich noch wenig aufschlußreich:

„Unmittelbar physisch bedingte Unterschiede, d.h. im wesentlichen Fragen der Stimmfarbe, sind für die Problemstellung von geringem Interesse, soweit sie überwiegend mit Mitteln der Phonetik angegangen werden. Andererseits unterliegen diese Merkmale gesellschaftlicher Bewertung und Normierung, so daß sie in gewissem Umfang auch als Resultate einer Anpassung an Normen erklärbar sein könnten.“ (Andresen/Glück/Wigger 1979: 19.)

Die im letzten Satz von Andresen/Glück/Wigger eher vermutungsweise angesprochenen Zusammenhänge, sind im übrigen tatsächlich nachweisbar. Die sich aus den verschiedenen anatomischen Voraussetzungen männlicher und weiblicher Sprecher ergebenden Unterschiede der stimmlichen Qualität von Äußerungen werden durch soziale und kulturelle Normen überlagert.

“There are (...) some rather puzzling aspects to the actual acoustic disparities that exist between adult male and female speakers. Mattingly (1966) in a reanalysis of the Peterson and Barney data, showed that the acoustic differences are greater than one would expect if the sole determining factor were simply the average anatomical difference that exists between adult men and women. It is possible that adult men and women modify their articulation of the same phonetic elements to produce acoustic signals that correspond to the male-female archetypes. In other words, men tend to talk as though they were bigger, and women as though they were smaller, than they actually may be.” (Sachs/Lieberman/Erickson 1973: 75.)

Sachs (1975) und Sachs/Lieberman/Erickson (1973) haben den frühen Erwerb solcher geschlechtsspezifischer Sprechnormen in Untersuchungen mit Kindern, bei denen aufgrund der physischen Voraussetzungen keine stimmlichen Differenzen auftreten dürften, nachgewiesen.

Auf geschlechtsspezifische Unterschiede im Wortschatz und in der Wortwahl ist schon in frühen Untersuchungen immer hingewiesen worden. Neben der Aufnahme von einigen schon dort geläufigen eher intuitiven Annahmen – Frauen sollen häufiger stark emotional gefärbte, relativ inhaltslose Adjektive und Adverbien, überhaupt mehr Füllwörter,¹³⁴ gebrauchen, die Verwendung ‚derber‘, ‚schmutziger‘ Wörter (insbesondere aus dem Sexualbereich) dagegen vermeiden usw. – hat man versucht, für einige Bereiche aufgrund systematischer Untersuchungen auch zu besser fundierten Thesen zu gelangen.¹³⁵ So ist z.B. die von Lakoff geäußerte Annahme, daß Frauen über einen differenzierteren Farbwortschatz verfügten, von Rich (1977) überprüft und bestätigt worden. In schwedischen Untersuchungen wurde – was gängige Auffassungen bestätigt – festgestellt,

¹³⁴ Vgl. auch Ryen 1978: 74f.; Oliver/Rubin 1975; Bailey/Timm 1976.

¹³⁵ Zu Unterschieden im Gebrauch von Anredeformen vgl. Kramer 1975a.

„daß die Mädchen über einen weit reicheren Wortvorrat zur Bezeichnung von Gefühlen verfügten als Jungen. Die Wortwahl der Jungen war unpersönlicher und mehr nach außen orientiert, die der Mädchen persönlicher und gefühlbetont.“ (Ryen 1978: 69.)

Auch der häufige Gebrauch von modifizierenden und abschwächenden Beiwörtern sowie insbesondere die Verwendung von sogenannten „tag-questions“ (angehängte Fragen wie „isn't it?“) werden als typische Kennzeichen weiblicher Sprache genannt (vgl. Lakoff 1973). Hierin äußere sich die Tendenz der Frauen zum Ausdruck von Unsicherheit und ihr Bedürfnis nach Bestätigung durch die (männlichen) Gesprächspartner.¹³⁶

Eine große Anzahl von Untersuchungen ist auch allgemeineren Zügen des Kommunikationsverhaltens von Frauen und Männern gewidmet,¹³⁷ die sich zum großen Teil mit der – offenbar interkulturell verbreiteten – These von der ‚weiblichen Geschwätzigkeit‘ auseinandersetzen.

“There seems to be a natural tendency in women to volubility. They talk much and say nothing. Two women talking together naturally gossip and chit-chat. Empty talk is what characterizes their conversation. Such arguments are accepted in daily life by men as well as by women. Indeed, chit-chat constitutes a sexual trait that is imputed to women in the same way as a racial trait.” (Aebischer 1979: 96.)¹³⁸

Während verschiedene Untersuchungen¹³⁹ ergeben haben, daß Mädchen bei der Aufgabe, bestimmte Sachverhalte darzustellen, mehr Wörter gebrauchen und längere und detailliertere Beschreibungen abgeben als Jungen, die eher knapp und auch präziser formulierten, wurde auf der anderen Seite auch festgestellt, daß in gemischten Gesprächsgruppen Männer eindeutig dominieren.

“When males and females talk together it is the males who do the talking and the females who do the listening. Males interrupt females, and females don't object. In their study of mixed sex talk, Don Zimmermann (sic!) and Candace West (1975) found that 98% of the interruptions were performed by males and that 100% of the overlaps (commencing talking before the speaker has finished) were also performed by males. The females were silent (some would say 'silenced') more often and for longer periods than the males.” (Spender 1979: 45; vgl. Zimmermann/West 1975.)

Spender stellt diese Ergebnisse der gängigen Annahme entgegen, Frauen seien besonders redselig und geschwätzig, die sie auf diese Weise als unbegrün-

¹³⁶ Vgl. auch Dubois/Crouch 1975, die Lakoffs Annahme nicht bestätigen konnten.

¹³⁷ Zu nonverbalen Verhaltensweisen vgl. etwa Henley 1975; Eakins/Eakins 1978: Kap. 6; Henley/Thorne 1975: Abschnitt IX.

¹³⁸ Vgl. auch Steiner 1978: 321ff. (mit z.T. eigenartig anmutenden ‚Erklärungen‘).

¹³⁹ Vgl. Ryen 1978: 67f.

Vgl. aber Swacker 1975, die zu entgegengesetzten Ergebnissen gekommen ist.

detes Vorurteil zu entlarven sucht. Allerdings scheint hier Unvergleichbares gegenübergestellt. Die Rede vom ‚Weibertratsch‘ bezieht sich in erster Linie auf eine (angeblich) typische Gesprächsform von Frauen untereinander. Dem wären zunächst bestimmte Unterhaltungen von Männern untereinander (z.B. Kneipengespräche) gegenüberzustellen, um die Frage zu klären, ob der ‚Schwatz‘ eine typisch weibliche Interaktionsform darstellt.¹⁴⁰ Daß man im übrigen auch hier weiter differenzieren muß, zeigt etwa die Untersuchung von Aebischer (1979), in der innerhalb einer Gruppe von 60 Frauen vier verschiedene Typen von Einstellungen zu geschlechtstypischen Verhaltensformen, wie z.B. auch dem „chit-chat“, gegeneinander abgegrenzt werden konnten.

Die Frage, wie Frauen und Männer miteinander kommunizieren, stellt gegenüber derjenigen, wie Männer und Frauen sich jeweils untereinander verhalten,¹⁴¹ ein ganz anderes Problem dar, und es braucht nicht besonders zu verwundern, daß ganz unterschiedliche Ergebnisse bezüglich der jeweiligen Redeanteile von Frauen erzielt wurden bzw. angenommen werden.

Eine differenziertere Betrachtung kann hier wie bei anderen Themen der Frauensprach-Debatte Untersuchungen und Thesen korrigieren, deren ideologische Tendenz – sie sei feministisch oder antifeministisch – zu voreiligen und einseitigen Interpretationen und Schlußfolgerungen geführt hat.

3.3.5. Altersspezifische Varietäten

Ebenso wie die Schichtzugehörigkeit eines Sprechers wird sein Alter in vielen sprachsoziologischen Untersuchungen als Variable kontrolliert. Dabei kann es zunächst darum gehen, zu klären, ob bestimmte Merkmale im Sprachverhalten (sei es der Gebrauch bestimmter Wörter oder die Bevorzugung bestimmter morphologischer oder syntaktischer Muster oder der Gebrauch einer bestimmten Varietät, wie z.B. des Dialekts) für bestimmte Altersgruppen typisch sind. D.H. als Ausgangspunkt der Analyse wird der Gebrauch bestimmter sprachlicher Formen oder Varietäten gewählt. Labov (1975) z.B. überprüfte, welche phonetischen Realisierungsmuster (unterschiedliche Zentralisierungsgrade) des Phonems /aw/ bei den verschiedenen Altersgruppen in Martha's Vineyard zu beobachten sind. In der bereits zitierten Allensbacher Umfrage wurde u.a. untersucht, wie sich der Dialektgebrauch auf die einzelnen Altersgruppen verteilt. Auch in der älteren Dialektologie wurde, wie sich bereits zeigte, das Alter der Sprecher als eine Variable in die Untersuchungen einbezogen.

¹⁴⁰ Zur Gruppenkommunikation vgl. Baird 1976.

¹⁴¹ Vgl. auch die Untersuchung von Klann 1978.

In solchen Ansätzen, in denen also überprüft wird, welchen Gebrauch Altersgruppen von bestimmten sprachlichen Formen oder Varietäten machen, geht es allerdings nicht im eigentlichen Sinne um altersspezifische Varietäten. Diese können vielmehr nur in den Blick kommen, wenn eine Altersgruppe selbst zum Ausgangspunkt der Untersuchung genommen wird und man die Frage stellt, welche Typen der Sprachverwendung für eine solche Gruppe verbindlich sind. Diese Typen der Sprachverwendung, d.h. sprachliche Varietäten, müssen dann auf den verschiedenen linguistischen Ebenen charakterisiert werden und hinsichtlich der Frage untersucht werden, welche besonderen Aussprachenormen, welche syntaktischen Muster, welche Sprechhandlungen und Interaktionsnormen usw. als typische Kennzeichen einer solchen Varietät gelten können.

Ebensowenig wie allerdings bei den geschlechtsspezifischen Varietäten auf allen diesen Ebenen durchgängig mit qualitativen oder auch nur quantitativen Besonderheiten gerechnet werden muß, können innerhalb unserer Gesellschaft klar abgegrenzte altersspezifische Varietäten unterschieden werden, so daß etwa Schirmers (1913: 4) Rede von der „Kinder-, Jugend- und Alterssprache“ insofern etwas fehlleiten könnte, als sie an ausgeprägte ‚Sondersprachen‘ denken läßt, die so weder beschrieben noch überhaupt nachgewiesen worden sind.

Auch die altersspezifischen Varietäten gehören zu den Phänomenen, die zu wenig ausgeprägt sind, um unmittelbar ins Auge zu fallen und die daher bislang nur wenig Interesse auf sich gezogen haben.¹⁴² Genauer gesagt, beschränken sich die bislang vorliegenden Arbeiten auf diesem Gebiet auf einige ausgewählte Bereiche, in denen auffällige Besonderheiten zu verzeichnen sind.

Ein Beispiel, das zeigt, wie sich auch das Sprachverhalten *gegenüber* bestimmten Altersgruppen differenziert, ist das der Anredeformen, denen generell eine besondere Bedeutung für die soziale Beziehung von Gesprächspartnern zukommt. Kinder und Jugendliche werden bis zu einem bestimmten (welchem?) Alter geduzt,¹⁴³ und hierin dokumentiert sich eine asymmetrische Beziehung. In bestimmten Alltagssituationen werden aber auch ältere Leute als *nicht mehr* gleichberechtigte Partner behandelt und etwa mit einem vertraulichen bis degradierenden Oma/Opa angeredet.

¹⁴² Anders als bei den Soziolekten oder den Sexlekten haben wissenschaftsexterne Faktoren bisher nicht zu einer Intensivierung der Untersuchungen zu altersspezifischen Varietäten geführt.

¹⁴³ Für den aktiven Sprachgebrauch ist darauf hinzuweisen, daß Kinder zunächst alle Gesprächspartner duzen dürfen, ohne soziale Normen zu brechen. Sie haben jedoch früher zu lernen, gegenüber älteren (und höhergestellten) Gesprächspartnern das höflich-distanzierte „Sie“ zu gebrauchen, als sie selbst gesiezt werden.

Da die Kindersprache zu einem der vielbearbeiteten Themen der Linguistik gehört, mag der Hinweis, altersspezifische Varietäten seien bislang nur wenig untersucht, zunächst befremden. In Arbeiten zur Kindersprache wird jedoch in der Regel das Gewicht auf den Spracherwerb gelegt, d.h. es geht nicht um die Charakterisierung einer bestimmten sozial verbindlichen Varietät, sondern um die Erlernung einer Sprache (und ihrer verschiedenen Varietäten).

Eine in diesem Zusammenhang allerdings zu berücksichtigende Varietät ist der sogenannte 'baby talk', das, was früher auch unter dem Begriff 'Ammensprache' behandelt wurde. Der baby talk ist eine Varietät, die nicht von, sondern gegenüber Kindern gebraucht wird, bei der allerdings bestimmte Merkmale zu finden sind, die auch in der Sprache der Kinder selbst vorkommen, da die Erwachsenen sich hier dem Sprachvermögen des Kindes in gewisser Weise anpassen, um ihm das Verständnis zu erleichtern.¹⁴⁴ Auch Oksaar weist darauf hin, man dürfe diese Varietät nicht

„wie es häufig geschieht, mit dem Subkode des Kleinkindes gleichsetzen, obwohl hier ein wechselseitiger Einfluß durch verschiedene Arten von Interferenzen festzustellen ist. Frequente Kindersprachenmuster wie die Übergeneralisierung der schwachen Verbformen, Typus: *singte* und *gesingt*, kommen in diesem Register nicht vor, man trifft auch nicht Verletzungen der linguistischen und der semantischen Kongruenz an.“ (Oksaar 1977a: 127.)¹⁴⁵

Neben den bekannten 'kindertümlichen Wörtern', die für den baby talk charakteristisch sind, gibt es hier auch

„typische intonationale und andere parasprachliche Muster. Es wird langsamer gesprochen, die Artikulation ist deutlicher als in der Sprache mit Erwachsenen, Intonationskonturen und Tonhöhe werden übertrieben, es wird in einer höheren Stimmlage gesprochen. Ferner nehmen die Sprecher – Erwachsene und ältere Kinder – in ihrer Rede mit kleinen Kindern phonologische und grammatischen Modifikationen vor. Sie vermeiden schwierige Konsonantenverbindungen, verwenden überwiegend zweisilbige Wörter und einfache syntaktische Konstruktionen: *hier Buch!* Es fällt die Reduplikation nicht nur von Silben auf, Typus *wauwau*, sondern auch von Wörtern.“ (Oksaar 1977a: 124.)

Da der Sprachgebrauch der Erwachsenen jeweils der Sprachentwicklung und dem Alter des Kindes angepaßt wird, ist der baby talk in sich noch weiter differenziert und stellt keine geschlossene Varietät dar.

In den letzten Jahren sind auch verschiedene Untersuchungen zu den Varietäten in der Kindersprache durchgeführt worden.¹⁴⁶ Dabei geht es einerseits

¹⁴⁴ An Untersuchungen zum baby talk vgl. z.B. Ferguson 1964; 1977b; Sylvester-Bradley/Trevarthen 1978; Wills 1977; Oksaar 1977a: 124ff.

¹⁴⁵ Interessant ist ein Vergleich mit dem foreigner talk, bei dem Verletzungen sprachlicher und sozialer Regeln eben sehr wohl zu beobachten sind.

¹⁴⁶ Vgl. z.B. Berko Gleason 1973; Chromec 1974; Dore 1978; Edelsky 1977; Ervin-Tripp 1972a; Philips 1972; Sachs/Devin 1976; Shatz/Gelman 1973; Weeks 1971.

darum, den Erwerb sprachlicher Varietäten beim Aufbau der sprachlichen und kommunikativen Kompetenz deutlich zu machen, andererseits geben diese Studien auch Aufschluß über die typischen Formen der kindlichen Sprachverwendung in verschiedenen Situationszusammenhängen und leisten damit einen Beitrag zur Erforschung einer bestimmten altersspezifischen Varietät bzw. Varietätenmenge.

In der älteren Forschung hat die Sprache der Studenten besondere Beachtung gefunden,¹⁴⁷ von der die „Pennälersprache“ als eine „Projektion“ galt.¹⁴⁸

Beide Formen sind in der Regel unter den sogenannten Standessprachen behandelt worden.¹⁴⁹ Es ist jedoch klar, daß diese Sprachformen gleichzeitig für eine bestimmte Altersschicht typisch sind, ja nur von dieser überhaupt gebraucht werden.

Bei der Studentensprache wird besonders deutlich, was für alle Standessprachen zu konstatieren ist: die Sondersprachen sind – mehr noch als die Gemeinsprache – an die besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse gebunden, in denen sie entstanden sind bzw. gebraucht werden. Am Begriff „Standessprache“ selbst wird schon die historische Gebundenheit solcher Varietäten deutlich. Was an Besonderheiten für die Studentensprache gefunden wurde – bis hin zu einer Menge von Einzelwörtern – ist für die Beschreibung der gegenwärtigen Sprache der Studenten kaum noch tauglich. Hier hat ein radikaler Bruch stattgefunden. Die vor dem zweiten Weltkrieg erschienene Literatur zur Sprache der Studenten, auf die auch heute noch immer verwiesen wird, gibt daher nur noch Aufschluß über ein vergangenes Stück Sozial-, Kultur- und Sprachgeschichte.

Ältere Darstellungen konnten eine Gleichsetzung der Studentensprache mit der Sprache der Burschenschaftler vornehmen. In den Sammlungen zum Wortschatz der Studenten spiegeln sich denn auch weniger das universitäre Leben als die Freizeitaktivitäten der Burschenschaftler wider, die noch dadurch gekennzeichnet sind, daß die Studentenschaft ehemals eine reine ‚Männergesellschaft‘ gewesen ist. Eine Reihe von Wörtern gruppiert sich um das Zechwesen (z.B. *Kater*, *Kneipen*, *Knickebein*);¹⁵⁰ einen wesentlichen Teil machen die Bezeichnungen für die in der Burschenschaft organisierten und die nicht-organisierten Studenten, für die verschiedenen Ränge innerhalb der Verbindung

¹⁴⁷ Vgl. Kluge 1897.

¹⁴⁸ Vgl. Eilenberger 1910: 38.

¹⁴⁹ Anders bei Hirt 1968: 291f., der die Sprache der Schüler und Studenten als Alterssprache einordnet.

¹⁵⁰ Vgl. Kluge 1958c: 104.

und Bezeichnungen für Nicht-Studenten aus (*Bruder Studio, Musensohn, Fuchs, Philister*¹⁵¹). Weiter hat man die Gruppe der Tiernamen hervorgehoben,¹⁵² die „burschikose Zoologie“ (*Fuchs, Frosch, Fink, Mulus*), die für die Studentensprache besonders auszeichnend sei. Derartige Bezeichnungen finden sich jedoch nicht nur ebenso in der Schülersprache, sondern in nahezu allen Sondersprachen. Tierbezeichnungen für Menschen oder auch für Gegenstände (vgl. z.B. die Handwerkersprachen) gehören zu den üblichsten „uneigentlichen“ Ausdrücken überhaupt und können daher kaum als spezifisches Merkmal der Studentensprache angesehen werden.

Was grammatische Fragen betrifft, so hat man besonders auf die verschiedenen fremdsprachigen Einflüsse hingewiesen. Zunächst ist das Latein vorherrschend, was das Alter dieser Sondersprache, die sich im 16. Jahrhundert bereits deutlich abzeichnet, belegt. Hervorstechend sind besonders die lateinischen Endungen, die zu „makkaronischen Bildungen“¹⁵³ führen (*Schwulibus, Grobität, Knüllität*).¹⁵⁴ Auch eine griechische Endung wurde in verschiedenen Bildungen verwendet: *-ikōs*, die heute noch in *burschikos* überliefert ist. Im 18. Jahrhundert finden französische Wörter und Formen Eingang in die deutsche Studentensprache (*Kneipier, philiströs, skandalös*).¹⁵⁵

Auch aus dem Rotwelschen wurden Elemente in die Studentensprache übernommen,¹⁵⁶ ein Tatbestand, der nach Schirmer

„seine Erklärung in dem oft zweifelhaften Umgange der fahrenden Schüler der Reformationszeit, in neuerer Zeit auch in Beziehungen des Studenten zu geldleihenden Juden findet.“ (Schirmer 1913: 5.)

Im Gegensatz zu dieser Studentensprache, die an allen deutschen Hochschulen einen ziemlich einheitlichen Charakter hatte, ist die Sprache der Schüler relativ stark landschaftlich gebunden gewesen (vgl. Schirmer 1913: 6). Neben einigen allgemein üblichen Ausdrücken, die auch heute noch verwendet werden (*Penne, Direx, büffeln*), wurden in den Untersuchungen besonders Scherz- und Spottnamen, die durchaus als Gelegenheitsbildungen anzusehen sind, berücksichtigt (*blecherne Heiland* für Religionslehrer, *Kummeraktie, Witz-*

¹⁵¹ Vgl. ebd.: 103.

¹⁵² Vgl. ebd.: 104; Hirt 1968: 295; Schirmer 1913: 5.

¹⁵³ Schirmer 1913: 4; Hirt 1968: 294.

¹⁵⁴ Kluge, 1958c: 107.

¹⁵⁵ Schirmer 1913: 5.

¹⁵⁶ Darauf geht z.B. Meier 1894: 5ff. ein.

blatt, Wurstpapier u.ä. für Zeugnis usw.) (vgl. ebd.: 6). Diese relativ leicht durchschaubaren Bildungen dienen m.E. weniger geheimsprachlichen Zwecken,¹⁵⁷ zu denen der Schüler gegenüber dem Lehrer gezwungen wäre,¹⁵⁸ sondern sie übernehmen die eigentliche Funktion gruppensprachlicher Ausdrücke, die in der „plakativen Ausgrenzung“ aus der Gemeinsprache (Bausinger 1971: 53) besteht. Dieser Zug der Schüler- und Jugendsprache hat sich denn auch durchgängig erhalten und zeigt sich auch in neueren Wortsammlungen.¹⁵⁹ Bei der Schülersprache kommt es eben weniger – wie die mehr oder weniger Vollständigkeit anstrebenden Wörterbücher zur Schüler- und Jugendsprache nahelegen – auf bestimmte einzelne Ausdrücke an, als darauf, daß die benutzten Ausdrücke neu und anders sind als die gewöhnlichen Bezeichnungen. Die Vielfalt der Ausdrücke, die in verschiedenen Sammlungen verzeichnet sind, rührt in erster Linie aus der Tatsache her, daß die überaus ungewöhnlichen Bildungen, die immer wieder von neuem das Mißfallen an den ausdruckslosen Alltagswörtern bekunden sollen, sich sehr schnell überleben. Daß die Ausdrücke neu sind, ist viel wichtiger als irgendwelche speziellen Bezeichnungscharakteristika, weshalb sich eine Sammlung von Ausdrücken der Schülersprache als einigermaßen fruchtlos erweist. Diese wird, indem sie die unterschiedlichsten Wörter wahllos nebeneinanderstellt, im übrigen auch der eigentlichen Funktionsweise der Gruppensprache von Schülern nicht gerecht.¹⁶⁰

Während in diesen Untersuchungen zur Schülersprache, die eigentlich nur den Wortschatz betreffen, allein das nicht unterrichtsbezogene Sprachverhalten angesprochen worden ist, sind von pädagogischer Seite aus Analysen unter ganz anderen Aspekten durchgeführt worden. Hier interessiert man sich für die Unterrichtssprache, die ‚Lehr- und Lernsprache‘ und untersucht das Kommunikationsverhalten von Schülern und Lehrern in der Unterrichtssituation.¹⁶¹ Dabei ging es zunächst um eine Optimierung des Unterrichts und die Frage, welche Wirkungen unterschiedliche Interaktionsformen und Sprachverhaltensweisen des Lehrers auf die Schüler haben und wie die Beteiligung, das Interesse und Engagement der Schüler an ihrem sprachlichen Verhalten und den Reaktionen im Unterricht abzulesen sind. Solche interaktionsanalytischen Studien sollten den Unterrichtsstil des Lehrers und dessen Wirkungen

¹⁵⁷ So die Erklärung Schirmers 1913: 6.

¹⁵⁸ Auch Schuhmacher 1973 hebt besonders auf den geheimsprachlichen Zug der Jugendsprache ab.

¹⁵⁹ Vgl. z.B. Küpper/Küpper 1972; Küpper 1972; 1977; Welter 1968.

¹⁶⁰ Vgl. gegen solche Untersuchungen auch Pape 1970.

¹⁶¹ Vgl. Priesemann 1971; Spanhel 1971; 1973; Goeppert 1977.

auf das Schülerverhalten und den Lernerfolg differenziert beschreiben und zugleich Mittel an die Hand geben, zu einer Verbesserung des Unterrichts zu gelangen.

Durch eine strenge Ausrichtung an unterrichtsmethodischen und -technischen Fragen wird aber die Untersuchung wiederum stark beschränkt, nämlich auf den offiziellen Unterrichtsdiskurs,¹⁶² wobei die nichtoffiziellen Schüleraktivitäten und -äußerungen innerhalb und außerhalb des Unterrichts vernachlässigt werden. Henne/Rehbock plädieren demgegenüber für einen Standpunkt, von dem aus auch die ‚Nebenaktivitäten‘ der Schüler einbezogen werden. Sie halten es nicht für sinnvoll,

„sich auf den ‚offiziellen‘, zu optimierenden Unterrichtsdiskurs zu beschränken und alles, was sonst noch in der Klasse geschieht, als lästige Nebenerscheinung abzutun. Man wählt vielmehr einen Meta-Standpunkt, von dem aus das gesamte interaktionale Geschehen im Klassenraum als Unterrichtsgespräch erscheint, innerhalb dessen der unterrichtsthematische Hauptdiskurs lediglich einen – wenn auch zentralen – Teil ausmacht. Wichtig ist also innerhalb eines solchen Ansatzes die Analyse der nichtoffiziellen Schüleraktivitäten und -äußerungen (in ihrem Bezug zum Hauptdiskurs), die in ihrer Vielfalt allererst zu entdecken sind.“ (Henne/Rehbock 1979: 245f.)

Wenn darüberhinaus auch systematisch das Kommunikations- und Sprachverhalten von Schülern außerhalb des Unterrichts und außerhalb der Schule untersucht wird, könnte man zu Recht von einer umfassenden Beschreibung der Schülersprache sprechen.

Die Sprache der heutigen Studenten scheint noch weniger mit der in früheren Untersuchungen behandelten Studentensprache gemeinsam zu haben als die Sprache der Schüler. Den gegenwärtigen Charakteristika der Studentensprache ist allerdings noch keine eingehende Abhandlung gewidmet, es fehlen hier sogar die sonst so beliebten Wortsammlungen. Vereinzelt wurden lediglich bestimmte neu auftretende Ausdrücke kommentiert.¹⁶³

Das Kommunikations- und Sprachverhalten der Studenten ist aber durch grundlegende soziale, organisatorische und politische Umstrukturierungen im universitären Bereich geprägt und es sind hier gerade nicht nur bestimmte neue Wörter entstanden.

So kommen die Organe und Arbeitsweisen der studentischen Selbstverwaltung und neue Formen des Seminarbetriebs als Quelle der typischen studentischen Sprache zum Tragen. Durch den Versuch, zu einer kooperativen Arbeitsweise zu gelangen, entstehen auch ganz neue Kommunikationsformen

¹⁶² Für eine Analyse des Gruppenunterrichts, in der die Kommunikation zwischen Schülern untersucht wird, vgl. Diegritz/Rosenbusch 1977.

¹⁶³ Vgl. z.B. Heydel 1973; Schilling 1972; Tschirch 1970. Korrekturzusatz: Vgl. jetzt aber Heinz Werner, Studentensprache, Weinheim: Beltz 1980.

bzw. sie überwiegen heute an der Universität (Diskussion, Gruppengespräch, gemeinsame Formulierungsarbeit u.a.), die für die Besonderheit des Sprachverhaltens von entscheidendem Belang sind. Zusammen damit sind natürlich auch eine Reihe von Wörtern entstanden: *Thesepapier, Asta, Fachschaft, Seminarrat, Info, Paper, VV (Gruppen-)Schein, Gruppensitzung, Wandzeitung* u.ä.

Die besondere Bevorzugung bestimmter Textsorten (Thesepapier, Resolution, Flugblatt, Wandzeitung, Diskussion) könnte sich u.a. auf den syntaktischen Aspekt der studentischen Sprache prägend auswirken.

Von entscheidender Bedeutung ist auch die Politisierung der Studenten.¹⁶⁴ In die Sprache der Studentenschaft sind nicht allein die Begriffsbildungen von Politologie und Soziologie und die zugehörigen Termini und Sprachformen eingegangen, sondern es hat sich auch die Veränderung innerhalb des Wissenschaftsbetriebs (Vermassung der Hochschule, Demokratisierungsversuche an der Universität) ausgewirkt. Als Beispiel sei auch hier nur auf die Veränderung im Anredesystem innerhalb der Universität verwiesen.

Ein Teil dieser Entwicklung ist auch in die Schule eingedrungen und hat zu neuen Umgangs- und Sprachformen geführt. Für diesen Bereich, allgemein für die Jugendsprache, sind aber gegenwärtig auch andere Tendenzen wichtig. Die verschiedenen aufeinanderfolgenden oder gleichzeitig nebeneinander bestehenden jugendlichen Subkulturen (Beatfans, Hippies, Drogenkultur, neue Religiosität, neue Linke usw.), denen Schüler und Studenten angehören, prägen Lebensform und Ausdrucksweise ebenfalls entscheidend mit. Zu außergewöhnlichen (und stark von den anderen Varietäten der deutschen Sprache abweichenden) Formen führt im übrigen die Tatsache, daß sich verschiedene dieser Subkulturen eng an amerikanische Vorbilder anlehnen. Dabei kommt es geradezu zu einer deutsch-englisch-amerikanischen Mischsprache.¹⁶⁵

Die Erforschung dieser Sprache der Jugend, der Schüler und Studenten (die Sprache der nicht mehr in schulischer oder universitärer Ausbildung stehenden Jugend ist noch ungleich mehr vernachlässigt), steht noch in den Anfängen. Da es sich als notwendig erweist, zu ihrer Analyse Eingang in die z.T. sehr exklusiven Subkulturen zu finden, sind solche Untersuchungen auch nicht einfach.

Die Sprache von Subkulturen kann angemessen ja nur beschrieben werden, wenn der Beobachter selbst in die Gruppe integriert ist.

¹⁶⁴ Vgl. auch Jäger 1970.

¹⁶⁵ Vgl. Hess-Lüttich 1976.

„Subkulturen fordern und fördern relative Einheitlichkeit der Erfahrung unter ihren Angehörigen; sie schaffen einen emotiven Zusammenhang, der zwar durch eine bestimmte Sachorientierung mitbedingt ist, sie aber transzendiert. Über die sprachliche Seite dieses Sachverhalts können nur hypothetische Äußerungen gemacht werden; subkulturelle Sprachuntersuchungen, die neben dem lexikalischen Bestand auch spezifische syntaktische Konsequenzen und quasi-stilistische Normierungen einbezogen, gibt es so gut wie gar nicht.“ (Bausinger 1971: 54f.)

Selbst das Bewußtsein, daß es sich hier um ein interessantes, aber schwieriges Untersuchungsfeld handelt, ist weithin noch nicht einmal gegeben. Allgemein dürfte Deutschers Feststellung Berechtigung haben, der behauptet:

„Die große Bedeutung der Sprache in der interkulturellen Forschung wird von Soziologen ohne weiteres anerkannt, aber für innergesellschaftliche Untersuchungen wird unser Gespür für diese Dimension durch die irrige Annahme gemindert, jeder spreche die gleiche Sprache.“ (Deutscher 1971: 96.)

3.3.6. Berufssprachen

Die Berufssprachen stehen auf der Grenze der soziolektalen und fachsprachlichen Differenzierung. Ein spezielles Vokabular bildet sich in so gut wie allen Berufssparten aus, so daß man von einer Imker-, Winzer- und Gärtnersprache, von der Sprache des Elektrikers, des Bergmanns, des Bauarbeiters, von der Sprache des Kaufmanns, des Versicherungsangestellten und Beamten, von der Sprache der Journalisten, Politiker und Ärzte usw. usw. sprechen kann. Über den Spezialwortschatz hinaus können aber auch andere typische Merkmale des Sprachgebrauchs für solche Berufsgruppen charakteristisch sein, woran besonders die zuletzt genannten Beispiele denken lassen.

In der älteren Sondersprachforschung ist nun besonders die Sprache solcher Berufsgruppen untersucht worden, die über einen äußeren Zusammenhalt im Arbeitsprozeß hinaus in einer engeren sozialen Beziehung zueinander stehen und die in gewissem Sinne eine subkulturelle Vereinigung darstellen. Dies galt in besonderem Maße für das Berufsgaunertum und die Soldaten.

Die Gaunersprache, das Rotwelsch, ist eine schon besonders früh erforschte Sonder- bzw. Geheimsprache. Auch für sie gilt, daß die Sprachwissenschaft bis heute noch eher an den mehr oder weniger alt-überlieferten Quellen arbeitet, als daß sie sich der aktuellen Form der Sprache der Unterwelt eingehend angenommen hätte. Ein Urteil darüber, wie entscheidend die Veränderungen sind, die in diesem Bereich stattgefunden haben, kann hier nicht abgegeben werden. Immerhin ist naheliegend, daß, da sich eine Menge neuer Formen von Kriminalität entwickelt hat, die auch die äußere und innere Organisation von kriminellen Gruppen betrifft, sich auch deren Sprache wesent-

lich verändert hat. Auch die einschneidenden Veränderungen im Strafvollzug werden sich vermutlich in verschiedener Hinsicht auf die ‚Sprache der Unterwelt‘ ausgewirkt haben.¹⁶⁶ Es ist anzunehmen, daß sich – wie dies auch früher schon der Fall war – für die einzelnen ‚Dezernate‘ (Schmuggler, Rauschgifthändler, Prostitution usw.) besondere Sprechweisen entwickelt haben. Wolf nimmt an, daß eine ‚Tradition‘ im Rotwelschen vorliegt, er weist aber auch auf die Veränderungen in diesem Bereich hin:

„Die dritte und jüngste Schicht, der auch das lebende Rotwelsch angehört, baut vielfach noch auf dem Wortbestand der zweiten auf (Ende des 30jährigen Krieges bis zum Ausgang des Napoleonischen Zeitalters, K.N.), zeigt aber Ansätze zu Abgrenzung und Eigenentwicklung von Gauner-, Kunden-, Dirnen- und Händlersprache. Das ist eine Folge der im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts einsetzenden Änderung der äußeren Lebensform des Berufsgaunertums, dessen kennzeichnendes Merkmal bis dahin der bandenmäßige Zusammenschluß gewesen war. Eine verschärfte Überwachung der Landbezirke und die wachsende Anziehungskraft der Städte ließen den Großteil der Gauner von den Landstraßen verschwinden. Sie stellten sich auf die mit Scheinarbeit verknüpfte Ansässigkeit und auf verbrecherische Einzel- und Gelegenheitstaten um. Ihren inneren Zusammenhang hielten allerdings das berufliche Gemeinschaftsgefühl und der Strafvollzug aufrecht.“

Das Rotwelsch hatte jedoch mit dem Fortfall der sprachlich ausgleichenden Wirkung der Landstraße das Merkmal einer allen unbürgerlichen und unseßhaften Schichten gemeinsamen und einheitlichen Geheimsprache verloren.“ (Wolf 1956: 13.)

Das alte Rotwelsch, das am besten wohl als die gemeinsame Sprache der gesellschaftlichen Outsider bezeichnet werden kann (Bettler, Totengräber, Dirnen, Hausierer, Schinder, Zigeuner, Juden usw.),¹⁶⁷ ist schon früh behandelt und aufgezeichnet worden. Der Grund hierfür liegt in einem unmittelbaren praktischen Bedürfnis der etablierten Gruppen, für die es darauf ankommt, die Effektivität und Wirksamkeit der kriminellen Geheimsprache zu zerstören. Dieses ‚praktische Interesse‘ spricht z.B. deutlich aus der Vorrede Luthers zu seiner 1528 erschienenen Ausgabe des „Liber Vagatorum“. Darin tritt er für eine geordnete Versorgung der Bettler ein, um sich vor der „Büberei der falschen Bettler“ schützen zu können.

¹⁶⁶ Vgl. zum Thema auch DePlaen 1979. – Einen in diesem Zusammenhang ebenfalls interessanten Bereich, der allerdings traditionell nicht im Rahmen der Untersuchungen zur ‚Gaunersprache‘ behandelt wurde, stellt die Sprache bei Gericht, speziell das Sprachverhalten der Angeklagten vor Gericht dar. Vgl. z.B. Leodolter 1973; 1975; 1976; Hoffmann-Riem et al. 1978.

¹⁶⁷ Das Wort Rotwelsch bedeutet ja auch nicht ursprünglich ‚Verbrechersprache‘, sondern ‚Sprache der Bettler‘ von *Rot* – ‚Berufsbettler‘. Vgl. Wolf 1956: 9.

„Denn es geschicht allzu grosse buberey dar unter, wie dis büchlin meldet. Und wo ein igliche stad yhrer armen also warnehme, were solcher buberey balde gesteuert und gewehret. Ich bin selbs diese iar her also beschissen und versucht von solchen landstreichern und zungendresschern, mehr denn ich bekennen wil. Darumb sey gewarnet, wer gewarnet sein wil.“ (Luther 1909: 639.)

Die Sammlungen für einzelne landschaftliche Formen oder Sparten des Rotwelschen sind daher bis ins 20. Jahrhundert sehr zahlreich.¹⁶⁸

Die Eigentümlichkeiten dieser Geheimsprache treffen sich mit denen anderer.¹⁶⁹ Sie benutzt umschreibende oder bildliche Ausdrücke und Zusammensetzungen, die auf deutschem Wortmaterial aufbauen (*Trittlinge* – Schuhe; *Schreiling* – kleines Kind; *Ober-Mann* – Hut; *Brot-Lade* – Mund usw.), wobei die Bevorzugung bestimmter Wortbildungsmittel zu beobachten ist (z.B. die Endung *-ling*). Außerdem werden (bzw. wurden) aus verschiedenen Sprachen (besonders dem Jiddischen und der Sprache der Zigeuner) Elemente direkt übernommen oder an das Deutsche angeglichen (*acheln* – essen; *bal-dowern*: Jidd. *baal* – Mann u. *dowor* – Sache, Wort).¹⁷⁰ Vielen dieser Bildungen ist ihre ursprünglich rotwelsche Herkunft heute, nachdem sie auch in der Gemeinsprache geläufig sind, nicht mehr anzusehen. Die Anleihen bei der Zigeunersprache oder dem Jiddischen sind selbstverständlich in der gegenwärtigen Sprache der Unterwelt stark zurückgegangen. Die Bedingungen, die einst der Aufnahme solcher Elemente günstig waren, sind heute nicht mehr gegeben.

Für die Sprache der Soldaten kann Ähnliches gesagt werden, was für die anderen Standessprachen gilt. Auch in ihr spiegelt sich die Entwicklung der gesellschaftlichen Struktur, in der sie entstanden ist und gebraucht wird, unmittelbar wider. Die frühen Wortsammlungen,¹⁷¹ die auch bei der Erforschung dieser Sondersprache im Vordergrund stehen, beziehen sich auf die Sprache der Söldner und Landsknechte, die in vielen Bereichen mit der Sprache in der heutigen hochtechnisierten Armee kaum noch etwas gemeinsam hat.

Wichtig sind die besonderen Voraussetzungen, unter denen die Soldaten stehen und miteinander umgehen müssen. Die Kasernierung schließt sie einerseits notwendig eng zusammen, die Unfreiwilligkeit, mit der man zum Solda-

¹⁶⁸ Vgl. die Bibliographie bei Wolf 1956: 15–26. Wolf gibt in seinem Wörterbuch eine umfangreiche Zusammenstellung der bis dahin gebuchten Belege. Quellen sind bei Kluge 1901 zusammengestellt. Vgl. auch Avé-Lallement 1858–1862.

¹⁶⁹ Vgl. für eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse der älteren Rotwelschforschung Günther 1919.

¹⁷⁰ Vgl. Wolf 1956: 41.

¹⁷¹ Vgl. u.a. Bergmann 1916. Zum Bundeswehrsoldatendeutsch vgl. Küpper 1978.

ten wird, bringt aber einen typischen Zug der Abschätzigkeit in die Wörter, mit denen Vorgesetzte, der Dienst, die Geräte usw. bezeichnet werden. Die Besonderheit der Soldatensprache scheint nicht ganz unwesentlich darauf zu beruhen, daß sie die Sprache einer ‚Gruppe wider Willen‘ ist. Loose nimmt an,

„dass es keine gesellschaftliche Gruppe gibt, in der mehr ‚gemeckert‘, kritisiert, gespottet, geflucht und verwünscht wird als die Soldaten. Und wenn sie es unternehmen, mit dem Unangenehmen und Gefährlichen fertig zu werden, so verkleinern, ‚verharmlosen‘, bagatellisieren sie oder versuchen es mit Schnoddrigkeit und Kaltschnäuzigkeit.“ (Loose 1947: 41.)

Hier hat also der vielbeschworene soldatische Humor seine Wurzel.

Auch für die Soldatensprache ist hervorzuheben, daß es nicht allein darauf ankommen kann, die ‚Sprache in der Armee‘ zu untersuchen, sondern daß der Bezug auf Klein-Gruppen innerhalb der Großorganisation entscheidend ist.

„Schließlich zeigte sich, daß selbst in der Armee sich informelle Gruppen finden. (. . .) Selbstverständlich soll in keiner Weise gesagt werden, daß die Armee nur ein großes Kombinat von Primärgruppen darstellt; alles ist hier vielmehr auf eine effiziente Organisation, absolute Kommandogewalt und entsprechende Sanktionsandrohung ausgerichtet. Aber es zeigt sich andererseits, daß in der Grenzsituation des aktuellen Kampfes, wo das Unerwartete alle Planung überspielt, die formale Ordnung sich ändern muß. So spielen hier auch die aus informellen Gruppen entspringenden Motive eine wesentliche Rolle für das tatsächliche Verhalten, und zwar bedeutend mehr als etwa Haß gegen den Feind oder allgemeine Loyalitätsgefühle zum eigenen Land.“ (König 1967: 116.)

Überhaupt muß man davon ausgehen, daß gerade in einer streng gegliederten hierarchischen Institution wie der Armee für die verschiedenen Gruppen innerhalb dieser Großorganisation ganz unterschiedliche Verhaltensweisen und Normen gelten und daß sie sich auch in ihrem sprachlichen Verhalten voneinander unterscheiden. So müssen wir für die verschiedenen Gruppen innerhalb der Bundeswehr (Berufssoldaten, Zeitsoldaten, Wehrdienstleistende, Dienstgrade), die eine unterschiedliche Stellung innerhalb der Organisation und vermutlich eine unterschiedliche Einstellung zu ihr haben, wiederum unterschiedliche Sprechweisen erwarten. Die ‚allgemeine Soldatensprache‘, von der in herkömmlichen Abhandlungen meist allein die Rede ist, kann wenigstens heutzutage nicht mehr als aufschlußreich für die Sprache in einer modernen Armee gelten.

Für die gegenwärtigen Verhältnisse stellen sich nun einige besondere Fragen. Wichtig ist natürlich, daß die Sprache der Bundeswehrsoldaten gegenwärtig nicht geprägt sein kann durch jene ‚Grenzsituation des aktuellen Kampfes‘. Die Aktivitäten einer Armee im Frieden, Ausbildung und Übung, prägen vielmehr auch die Kommunikation innerhalb der Bundeswehr.

Unter den gegebenen Bedingungen in der Bundeswehr wäre es auch interessant zu untersuchen, ob und wie sich das Prinzip der ‚Inneren Führung‘ auf

die Umgangsformen innerhalb der Bundeswehr und auf die damit einhergehende Veränderung der sprachlichen Formen ausgewirkt hat.

Für die gegenwärtigen Verhältnisse ist außerdem auch die Eingliederung der Bundeswehr in die Nato unter sprachlichem Aspekt wichtig. Hier entstehen neue sprachliche Probleme durch die Notwendigkeit der internationalen Verständigung. Für die verschiedenen hierarchischen Stufen innerhalb der Armee spielt dieser Aspekt eine unterschiedliche Rolle, wie sich die hierarchische Struktur überhaupt als das wohl wichtigste Moment für die Kommunikationsstrukturen in der Bundeswehr erweist.

Unterschieden von der Sprache der Soldaten wird meist die Militärsprache, in der Exaktheit nicht nur der Bezeichnungen selbst, sondern auch exakte und gleichförmige Ausdrucksweise in bestimmten Situationen (Meldung, Befehl, Lagebeschreibung usw.) eine Rolle spielt. Faßt man die Soldatensprache als eine Berufssprache auf, sind gerade diese Formen der Militärsprache zu beachten.

Für all diese Aspekte, die hier nur kurz angerissen wurden, liegen keine ausführlichen Untersuchungen vor. Die Konzentration auf die Frage der Differenzierung innerhalb des Wortschatzes beherrscht meist die Untersuchungen und verstellt den Blick auf eine mögliche Analyse der – besonders für die gegenwärtige Soldatensprache charakteristischen – Kommunikations- und Sprachstrukturen.

3.3.7. Gruppensprachen

Die Gruppe, die innerhalb der soziologischen Theoriebildung mittlerweile einen dominanten Platz eingenommen hat, muß als ein Faktor, der zur Konstitution diastratischer Varietäten führt, im Rahmen dieser Überlegungen besonders berücksichtigt werden. Es gibt ja auch längst den Begriff Gruppensprache, der allerdings nicht so gängig ist wie z.B. Sondersprache. Schon diese terminologische Lage gibt einen deutlichen Aufschluß über die Einschätzung der diastratischen Varietäten. Die in den vorigen Abschnitten behandelten Varietäten sind in der Regel als Sondersprachen aufgefaßt worden, es ist aber unmittelbar deutlich, daß es sich hier um die Sprachen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen handelt, aus denen sich die Sprachgemeinschaft zusammensetzt: 1908 warnte A. van Gennep eindringlich davor, die "langues spéciales" als "phénomène anormale", als Randprobleme, aufzufassen und wies darauf hin, daß die Existenz von besonderen sprachlichen Varietäten für eine in sich strukturierte Gesellschaft eine absolut gewöhnliche und notwendige Erscheinung ist.

"Il existe donc à l'intérieur de chaque langue commune autant de langues spéciales qu'il y a de métiers, de professions, de classes, bref de sociétés restreintes à l'intérieur de la société générale. La situation linguistique de chaque langue dépendra de la situation sociale du groupement qui la parle." (v. Gennep 1908: 328.)

Der Begriff Sondersprache verdeckt auch heute noch immer die Tatsache, daß die verschiedenen Gruppen innerhalb der Gesellschaft – und soziales Handeln findet immer in einer gesellschaftlichen Gruppe statt – je unterschiedliche Umgangsformen und Sprechweisen benutzen. Dies hat dazu geführt, daß der Terminus Gruppensprache, der den der Sondersprache nicht ersetzt hat (obwohl dies nahegelegen hätte), für ein besonderes Phänomen vorbehalten wurde, nämlich für die Sprache von Kleingruppen.

Worauf kann der Begriff Gruppensprache aber überhaupt abzielen? Eine Bestimmung kann unter linguistischem oder soziologischem Gesichtspunkt vorgenommen werden. Es gibt im Rahmen der linguistischen Analyse durchaus Ansätze, die bei der Untersuchung von Gruppensprachen ihren Ausgang von den sprachlichen Formen nehmen. Nach der Isolierung bestimmter sprachlicher Varietäten oder einzelner variabler Merkmale wird die 'zugehörige Gruppe' bestimmt. D.h. eine Gruppe, die innerhalb linguistischer Untersuchungen von Bedeutung ist, ist nur durch den gemeinsamen Gebrauch sprachlicher Varietäten bestimmt.

Einen anderen Ausgangspunkt wählt die soziologisch orientierte Richtung, die annimmt, daß eine Gruppe *z u n ä c h s t* durch gemeinsame soziale Merkmale bestimmt ist.¹⁷² Dabei lassen sich wiederum zwei Ansätze unterscheiden. Man kann einerseits bestimmte soziale Merkmale herausgreifen (Alter, Schicht, Geschlecht, Bildung, Wohnortgröße usw.) und nach für diese 'Gruppe' von Sprechern signifikanten Merkmalen des Sprachverhaltens Ausschau halten. Ein zweiter Ansatz geht von aktuellen Gruppen (Primärgruppen) aus, in denen tatsächlich Kommunikation stattfindet, die meist durch "face-to-face-interaction" gekennzeichnet sind.¹⁷³

Die erste (linguistische) Bestimmung¹⁷⁴ macht den Begriff Gruppensprache in sich tautologisch. Jede Sprache bzw. jede sprachliche Varietät ist innerhalb einer bestimmten Gruppe verbindlich. Die Zuordnung von einzelnen sprachlichen Variablen zu den sie benutzenden Sprechern führt aber nicht zu sozialen Gruppen¹⁷⁵ und einem von diesen benutzten funktionalen System. Sie

¹⁷² Vgl. Gumperz 1966.

¹⁷³ Hannerz stellt diese beiden Ansätze unter den Begriffen "survey research" und "contextual analysis" gegenüber. Vgl. Hannerz 1970: 130f. Verschiedene Typen von Gruppen werden bei Arndt 1978: 304f. gegenübergestellt.

¹⁷⁴ So gehen z.B. DeCamp, Bailey und Bickerton vor; vgl. auch Kapitel 4.4.

¹⁷⁵ Vgl. zu diesem Problem auch Sankoff/Laberge 1978a.

kann daher nur zu einer wohl exakten formalen Verteilungstabelle kommen, aber keinerlei Erklärungswert beanspruchen. Da eine sprachsoziologische Untersuchung prinzipiell eine Erklärung der Beziehungen zwischen Sprachsystem und sozialem System anstrebt (oder doch anstreben sollte), haben Ansätze, die die Sprachgemeinschaft in Gruppen zerfallen lassen, die sich nur dadurch auszeichnen, daß sie über dieselbe ‚Grammatik‘ verfügen, eine höchst eingeschränkte Reichweite. Ein solcher Begriff von ‚Gruppe‘ hat keine soziologische (und damit auch keine soziolinguistische) Relevanz.

Die erste Richtung innerhalb des soziologisch orientierten Ansatzes ist die innerhalb der Soziolinguistik Bernsteinscher Prägung vorherrschende gewesen. Sie drückt sich aber auch in Begriffen wie Standessprache, Berufssprache usw. aus. Gesellschaftliche Gruppen werden durch gemeinsame soziale Merkmale bestimmt. Diese sozialen Merkmale korrelieren in bestimmtem Ausmaß mit sprachlichen Varietäten. Innerhalb dieser Großgruppen, denen man am ehesten Soziolekte zuordnet, finden sich aber in jedem Fall kleinere Untergruppen, die entweder durch zusätzliche Merkmale bestimmt sind oder aber in unmittelbarem sprachlichen Kontakt miteinander stehen. Der Begriff Gruppensprache ist in der Regel für die Sprache der kleineren Untergruppen benutzt worden, d.h. für die Sprache aktueller Gruppen.

Der unmittelbare sprachliche Verkehr prägt das Sprachverhalten eben am entschiedensten, so daß die größte Homogenität einer sprachlichen Varietät für solche ‚Kleingruppensprachen‘ zu verzeichnen ist. Gruppensprachen dieser Art sind innerhalb einer Familie,¹⁷⁶ eines Freundeskreises, einer Arbeitsgruppe, eines Vereins usw. zu finden. Solche Kleingruppensprachen sind selten beschrieben und untersucht worden,¹⁷⁷ da dazu in der Regel nur ein Gruppenmitglied selbst und nicht ein außenstehender Beobachter in der Lage ist. Es ist aber auf einige allgemeine Charakteristika immer wieder hingewiesen worden. Das eigentlich entscheidende Moment jeder Gruppensprache besteht in ihrer integrativen Funktion. Die Gruppensprache dient dazu, eine Gruppe in sich fester zusammenzuschließen und sie nach außen abzugrenzen.

„Man kann eine doppelte Funktion — intra und extra — der sprachlichen Sondernung unterscheiden. Sie bewirkt Abwehr nach außen, Kohäsion nach innen.“ (Bausinger 1971: 53.)

Schon 1908 hob v. Gennep dieses Merkmal der Gruppensprachen hervor:

„Elles sont à la fois un moyen de cohésion pour ceux qui les emploient, et un moyen de défense contre l'étranger“. (v. Gennep 1908: 337.)

¹⁷⁶ Zu ‚Privatsprachen‘ von Paaren und Familien vgl. auch Leisi 1978.

¹⁷⁷ Dies zu tun, fordert ausdrücklich z.B. auch schon Fischer 1958: 54.

Für das Deutsche ist eine kurze Darstellung einer solchen Gruppensprache von Steger (1964) vorgelegt worden. Über acht Jahre wurde die Gruppensprache beobachtet, die sich unter Assistenten und Hilfskräften des Germanistischen Instituts, dem Steger angehörte, entwickelte. Steger kommt es besonders darauf an zu zeigen, daß in diesem Rahmen aktueller Sprachwandel beobachtet werden kann. Nicht innerhalb von gesamtgesellschaftlichen Großstrukturen, sondern in der (kleinen) Gruppe, d.h. in übersichtlichen Teilstrukturen, vollzieht sich menschliches Leben.

„Mit der Beobachtung von Gruppensprachen bietet sich somit eine Methode an, die Gesamtheit der sprachverändernden Vorgänge, das Sprachliche in seiner unauflösbaren Beziehung zur außersprachlichen sozialen Situation exakt zu beobachten.“ (Steger 1964: 129.)

Steger erklärt zwar, daß sprachliche Besonderheiten den gesamten Bereich des Zeichensystems erfassen, d.h. daß sich auch in Flexion und Syntax Sonderungen zeigen, er bespricht beispielhaft aber nur Veränderungen im semantischen Bereich. Dabei ist folgendes festzuhalten. Die Gruppe wird natürlicherweise nur in den Bereichen sprachlich aktiv, „an denen sie als Gruppe gemeinsam handelnd beteiligt ist.“ (Steger 1964: 131.) Viele informelle Gruppen sind jedoch weniger durch den Bezug auf eine gemeinsame spezielle Sache als durch den gemeinsamen Lebensstil geprägt. Es besteht für sie keine Notwendigkeit für bestimmte Sachbereiche, in denen sie ein Expertenteam wäre, eine stärkere Differenzierung im Wortschatz zu entwickeln, sondern diese Kleingruppe kann gemeinsprachliche Ausdrücke verwenden. Da sich die Gruppe dennoch gegenüber anderen Gruppen und gegenüber der Gesamtgesellschaft sprachlich abgrenzen will, greift sie zu einem anderen Mittel der Differenzierung. Die besonderen Formen der Gruppensprache ergeben sich nach Steger in diesem Fall nicht (oder weniger) durch Hinzunahme von neuen Wörtern, sondern durch die Umstrukturierung von Wortfeldern. Die Sprecher benutzen bevorzugt Wörter aus der Peripherie eines umgangssprachlichen Feldes — aus einer besonders hohen oder besonders niedrigen Stilschicht — zur Bezeichnung ganz alltäglicher Vorgänge und Dinge. In der von Steger beobachteten Gruppe wurde z.B. *lesen* durch das seltenere Wort *forschen* ersetzt. Statt *gehen* benutzte man das Wort *schreiten* usw. Darin drückt sich nach Steger eine Ausgrenzung aus der Gemeinsprache, die zugleich auf eine Distanz zur umgangssprachlich überlieferten Wertordnung zielt, aus. Die Gruppensprache ist daher zunächst „Antisprache“.¹⁷⁸

¹⁷⁸ Den Begriff ‚antilanguage‘ als ‚Sprache‘ einer subkulturellen Gruppe benutzt etwa auch Halliday 1978a: 164–182.

„Sie gewinnt ihren Reiz, jedenfalls anfänglich, aus der Kontrastwirkung zur umgangssprachlichen Bedeutung, die ironisiert und umgewertet wird. Freilich bleibt die Kontrastwirkung nicht sehr lange erhalten und das Wort wird in der neuen Bedeutung der Gruppensprache unbewußt fest. Dann ist der Umstrukturierungsvorgang vollzogen und es ist für den Gruppensprecher schlechthin nicht mehr möglich, das Wort *forschen* im alten Sinne zu gebrauchen, so daß eine echte Verschiebung in der Einschätzung von Menschen und Sachen vorliegt.“ (Steger 1964: 136.)

Innerhalb seines Aufsatzes zielt Steger tatsächlich nur auf Kleingruppen, in denen „face-to-face-interaction“ gegeben ist, ab. Sein Interesse richtet sich z.B. ausdrücklich nicht auf die Studenten, sondern auf studentische Kleingruppen. Dieser mikro-soziologische Ansatz läuft allerdings Gefahr, soziale Strukturen zu beschreiben, deren Relevanz für gesellschaftliche Makrostrukturen nicht nachgewiesen ist. Er befindet sich an der Grenze der Untersuchung von ‚Privatsprachen‘.¹⁷⁹ Eine Grenzziehung erweist sich allerdings als äußerst schwierig. Zweifellos ist auch die Beschreibung der Funktionsweise der Sprache von Kleingruppen für eine sprachsoziologische Gesamtuntersuchung relevant. Dabei kommt es aber eher auf allgemeine Charakteristika von Gruppensprachen an als auf eine ausführliche Beschreibung und Analyse der konkreten Besonderheiten einer einzelnen Gruppensprache. Als Ersatz für eine makrosoziologische Beschreibung kann diese Untersuchung jedenfalls nicht gewertet werden, da unklar ist, ob sich in den gruppensprachlichen Normen die Normen einer größeren gesellschaftlichen Gruppe widerspiegeln oder nicht.

Ein makrosoziologischer Ansatz, der über die konkrete Erforschung des Sprachverhaltens aktueller Kleingruppen hinaus weitere Ziele verfolgt, müßte sich also besonders auf die Analyse des Sprachverhaltens von Kleingruppen konzentrieren, sofern diese einen typischen Ausschnitt aus einer größeren gesellschaftlichen Gruppe darstellen. Andernfalls kommt es darauf an, größere gesellschaftliche Gruppen zum Ausgangspunkt einer sprachsoziologischen Untersuchung zu machen. Diese sollten allerdings möglichst nicht allein durch gemeinsame Merkmale verbunden sein, sondern mehr oder weniger eng (also z.B. auch über ein gemeinsames Publikationsorgan o.ä.) miteinander interagieren und vor allem durch das „Wir-Gefühl“ verbunden sein, das sich als das wichtigste Kennzeichen bei jeder Gruppensprache erwiesen hat. Diesem Ansatz hat Steger sich im übrigen auch in späteren Veröffentlichungen zugewendet. Er schließt sich dabei der Bestimmung von Gruppe, die Frese gegeben hat, an.¹⁸⁰

¹⁷⁹ Dieser Begriff wird hier natürlich nicht im pathologischen Sinn verstanden.

¹⁸⁰ Vgl. Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 43.

Eine Gruppe ist „jede Handlungs- und Imaginationseinheit, die Personen bilden, insofern a) deren Handlungen dauerhaft über Erwartungen aufeinander bezogen sind oder wenigstens in einem umfassenderen Handlungszusammenhang gegenüber ‚Fremd- und Bezugsgruppen‘ gleichsinnig verlaufen, b) denen bestimmte Interessen, Ziele, Selbst- und Fremdeinschätzungen gemeinsam sind und c) die das formulierbare Bewußtsein der eigenen Zugehörigkeit zur Gruppe als zu einer sozialen Einheit haben und Kriterien zur Entscheidung der Frage entwickelt haben, wer als Gruppenmitglied gelten kann“. (Frese 1967: 52.)

Ein solches interaktionistisches Konzept scheint der sozialen Struktur der Gesamtgesellschaft, die zur Differenzierung von Interaktions- und Kommunikationsweisen und zu unterschiedlichen sprachlichen Varietäten führt, am ehesten gerecht zu werden. Es schließt die Untersuchung bloß statistischer Korrelationen, die keinen Aufschluß über die Lebensformen der untersuchten Gruppen geben können, aus. Letztere werden deshalb in vielen Ansätzen kaum untersucht, weil sie relativ schlecht operationalisierbar sind und nur im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung erfaßt werden können.

Sowohl in der Soziologie wie auch erst recht in sprachsoziologischen Untersuchungen sind aber die Voraussetzungen für ein solches Vorgehen nur schwach entwickelt. Empirische Studien liegen für diesen Bereich kaum vor und sind angesichts mangelnder Vorarbeiten auch noch schlecht durchführbar. So müssen Steger und seine Mitarbeiter, die prinzipiell wohl eine solche Analyse anstreben, zugestehen:

„Im weiteren, bei dem Versuch einer empirischen Erprobung des Modells, erweist es sich allerdings in Anbetracht des wenig fortgeschrittenen Erkenntnisstandes als notwendig, zunächst noch einen wesentlich weiteren Gruppenbegriff zuzulassen, welcher die Gruppe lediglich als eine Menge von Individuen mit einigen gleichen sozialen Merkmalen bestimmt.“ (Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 43.)

Wie notwendig es allerdings ist, einen funktionalen Gruppenbegriff zugrunde zu legen, der eine Gruppe innerhalb eines umfassenden Handlungszusammenhangs situiert, zeigt sich daran, daß sich diejenigen Gruppen, die zwischen aktuellen Klein- bis Kleinstgruppen und aufgrund von äußeren Merkmalen definierten Großgruppen stehen, weder allein aufgrund sozialer oder anderer äußerer Kennzeichen noch ausschließlich unter Berücksichtigung sprachlicher Verhaltenstypen angemessen bestimmen lassen. Zusätzlich ist vielmehr das Kriterium heranzuziehen, ob und wie sich eine Gruppe selbst als eine funktionierende soziale Einheit definiert und wie ihre Mitglieder die soziale Bedeutung dieser Gruppe für ihr eigenes Verhalten einschätzen. Der Existenz von Auto- und Heterostereotypen scheint dabei wiederum ein größeres Gewicht zuzukommen als den ‚objektiv‘ feststellbaren Gemeinsamkeiten bzw. Differenzen im Verhalten. In den Worten Barths:

„The features that are taken into account are not the sum of ‘objective’ differences, but only those which the actors themselves regard as significant.“ (Barth 1969: 14.)

Conrad/More kommen auf dieser Grundlage bei der Untersuchung der Sprache von Homosexuellen zu der allgemeinen These, daß sich eine subkulturelle Gruppe kaum aufgrund von statistisch signifikanten sprachlichen Eigentümlichkeiten definieren läßt, sondern sich vornehmlich konstituiert durch die Einstellungen der Gruppe selbst, die bestimmte Faktoren (im Sinne von ‚Signalen für die Gruppenzugehörigkeit‘) als wichtig erkennt und den Mitgliedern die Zugehörigkeit zuschreibt (‘ascriptive character’).¹⁸¹

Ohne eine fundierte Theorie der sozialen Gruppe und eine eingehende sozialpsychologisch orientierte Analyse aktueller Gruppen kann also die Untersuchung von Gruppensprachen nur zu relativ vordergründigen Ergebnissen führen.

3.4. Die diasituative Dimension

Schon bei der Diskussion der diatopischen und der diastratischen Varietäten hatte sich gezeigt, daß einzelne Varietäten nur in bestimmten Situationen verwendet werden. So benutzt ein Sprecher, der sowohl den Dialekt wie die Umgangssprache beherrscht, ersteren vorwiegend in informellen Situationen, im Familien- oder Freundeskreis. Gruppensprachen werden verständlicherweise nur im Rahmen der Gruppeninteraktion verwendet usw. Die diasituative Dimension greift also in die anderen Ebenen hinein.

Die Situation ist eine komplexe Größe, die sich aus mehreren Faktoren zusammensetzt.¹⁸²

1. Gesprächspartner

Hier sind nicht nur die den Sprecher allgemein kennzeichnenden Merkmale wie z.B. seine geographische und soziale Herkunft von Bedeutung, sondern auch die entsprechenden Charakteristika des Hörers. Daß sich der Sprecher – mehr oder weniger unbewußt – auf den Hörer und seine sozialbiographischen Determinanten, wie z.B. sein sachliches und sprachliches Vorwissen einstellt, wurde etwa schon bei der Behandlung des foreigner talk und des baby talk deutlich.

Neben den Eigenschaften von Sprecher und Hörer ist ihre Beziehung zueinander ein wesentliches Kriterium zur Spezifikation der Situation.¹⁸³ Der Bekannt-

¹⁸¹ Vgl. Conrad/More 1976, die sich gegen Farrell 1972 wenden.

¹⁸² Hier werden nur einige Faktoren erwähnt. Eine vollständigere Übersicht findet sich in Kapitel 4.3., wo der Freiburger Ansatz dargestellt wird.

¹⁸³ Vgl. Scherfer 1975; 1976, der sieben verschiedene Typen von Partnerbeziehungen unterscheidet und deren jeweiligen Einfluß auf bestimmte Merkmale des Sprachverhaltens untersucht.

heits- oder Intimitätsgrad, Art und Anzahl vorausgegangener Interaktionen, absoluter sozialer Rang und soziale Stellung der Partner zueinander bestimmen den Formalitätsgrad der Situation. Solche Faktoren haben Einfluß auf bestimmte sprachliche Variablen, so z.B. auf die häufig untersuchten Anredeformen, in denen sich in deutlichster Weise die soziale Beziehung der Gesprächspartner spiegelt.

Es zeigt sich, daß nicht nur eine gegebene soziale Beziehung Ausdruck in der Wahl sprachlicher Mittel findet, sondern daß diese Wahl zugleich dazu dient (oder dazu dienen kann), soziale Beziehungen oder Ansprüche zu konstituieren oder durchzusetzen. Es können durch die Wahl spezifischer Ausdrucksmittel wie verschiedener Anredeformen außerdem komplizierte Sprechakte ausgeführt bzw. impliziert werden.¹⁸⁴

Außer der sozialen Beziehung von Sprecher und Hörer ist auch die Anzahl der Hörer (bzw. die Anzahl der Gesprächsteilnehmer) relevant. Diese determiniert wiederum mehr oder weniger direkt Thema des Gesprächs, Medium und Kommunikationsort.

2. Medium

Bei der Differenzierung von Kommunikationsmedien ist zunächst auf die Bedeutung des Unterschiedes von geschriebener und gesprochener Sprache zu verweisen. Hierbei handelt es sich um eine relativ grobe Differenzierung, die noch weiter untergliedert werden kann. Eine andere mögliche Differenzierung nach Medien ist die Zweiteilung in die (in der Regel gesprochene) ‘face-to-face-communication’ und die Kommunikation über Massenmedien. Dabei dürfte von größerer Bedeutung als die Frage, ob es sich um geschriebene oder gesprochene Äußerungen handelt, die Charakterisierung der Konstituenten beider Kommunikationsweisen sein. In der ‘face-to-face-communication’ spielt es eine wesentliche Rolle, daß Kommunikation nicht nur über Sprache, sondern auch über außersprachliche Gestik und Mimik erfolgen kann und daß alle kommunikativen Handlungen eingebettet sind in den Kontext der gemeinsamen Situation. Es ist daher immer ein impliziter Situationsbezug gegeben, der als wesentliche Konstituente konkrete Intersubjektivität mitbegründet. Die Gesprächspartner können unter Rückgriff auf das gemeinsame Situationserlebnis die Bedingungen der Entstehung von Sprachäußerungen des Gegenübers wahrnehmen oder rekonstruieren. Nur über diese direkte Kommunikation ist die ständige Vergewisserung über das Verständnis und die Reaktionen des Hörers möglich. Diese Bedingungen fallen aus, wenn auf ein ‘sekundäres Medium’ zurückgegriffen wird, sei es ein schriftlicher Text oder gesprochene, aber vorformulierte Rede z.B. über Funk oder Fernsehen. Die Frage, ob eine

¹⁸⁴ Vgl. z.B. Ervin-Tripp 1972b.

gemeinsame konkrete Situation, in der Kommunikation stattfindet, gegeben ist oder nicht, scheint danach die wesentlichste Bedingung für die Wahl konkreter Kommunikations- und Sprachformen zu sein. Daher werden Untersuchungen zur gesprochenen Sprache auch häufig auf die situationsgebundenen spontanen Gespräche beschränkt.¹⁸⁵ Für die einseitige Kommunikation, in der der Hörer nicht auch die Rolle des Sprechers übernehmen kann, sind andere Bedingungen maßgeblich und es ergeben sich daher in der Massenkommunikation auch andere Kommunikationsformen und Sprechweisen.

3. Ort der Kommunikation

Mit dem Kriterium der Medienwahl eng verbunden ist die Frage nach dem Ort der Interaktion. Der Ort ist hier verstanden als eine soziale Größe. Der soziale Ort definiert bestimmte Handlungs- und Lebensbereiche: so z.B. Amt, Kaufhaus, Straßenbahn, Schule, Kirche, Jugendzentrum, Privathaushalt usw. Innerhalb dieser Bereiche gibt es bestimmte soziale Rollen (Beamte – Publikum; Verkäufer – Kunde – Abteilungsleiter – Vertreter usw.). Die Träger dieser Rollen interagieren nach mehr oder weniger vorgeprägten Handlungsmustern miteinander, für die wiederum bestimmte Kommunikationsweisen und sprachliche Varietäten typisch sind. Diese werden weiter bestimmt durch den Gegenstand der Kommunikation, das Thema.

4. Thema

Das Thema ist durch den sozialen Ort und die Gesprächspartner weitgehend vorbestimmt. Im Kaufhaus kommunizieren Verkäufer und Kunde fast ausschließlich im Rahmen eines Verkaufsgesprächs, in dem die Ware als Thema herrschend ist; in der Schule wird das Gespräch zwischen Lehrer und Schüler weitgehend durch die Gegenstände des Lehrfachs bestimmt usw.

Das heißt, daß die einzelnen Faktoren innerhalb einer Situation nicht sinnvoll zu trennen sind, sondern die sprachlichen Varietäten nur dann als funktionale Größen erfaßt werden können, wenn die soziale Situation als Ganze mit den zugehörigen Interaktionsformen in den Blick genommen wird. Damit wird zugleich deutlich, daß die Beschreibung der sprachlichen Varietäten sich nicht in der Analyse von ‚Sondersystemen‘ sprachlicher Regeln erschöpfen kann, sondern daß die Regeln des sozialen Verhaltens systematisch mitberücksichtigt werden müssen. Barth z.B. fordert daher, neben „lingualen“ soziale Regeln anzusetzen.

„Nehmen wir hingegen neben den verschiedenen Klassen von lingualen Regeln auch soziale Regeln an, und zwar keine beliebigen sozialen Regeln, sondern soziale Regeln sprachlichen Verhaltens, die den Sprachgebrauch in spezifischen

¹⁸⁵ Vgl. z.B. Steger 1967a: 262; Ruoff 1973: 42.

sozialen Kontexten steuern, so ergibt sich die Möglichkeit“ (Barth 1972a: 308), sprachliche Varietäten, Typen des Sprachgebrauchs „zu beschreiben und zu erklären. D.h. diese Regeln, deren Einführung in die Sprachbeschreibung wir vorschlagen, steuern die Auswahl, Anpassung und spezielle Verwendung sprachlicher Zeichen und grammatischer Mittel, um Sätze, Äußerungen und Texte zu konstituieren, die der kommunikativen Situation oder dem sozialen Kontext angemessen sind.“ (Ebd.: 308.)¹⁸⁶

Erst wenn man konsequent in dieser Richtung weiterarbeitet, kann die Rede von der Sprache als einem sozialen Phänomen ihren eigentlichen Sinn gewinnen und die Annahme von der Verschränkung von Sozialstruktur, Kultur und Sprache aus ihrem Status als „weitgehend ungeklärtes Axiom der empirischen Sozialwissenschaften“ (Luckmann 1969: 1051) befreit werden. Ein sinnvoller sprachsoziologischer Ansatz muß davon ausgehen, daß sprachliche Varietäten in ihrem Funktionieren in sozialen Situationen erklärt werden.

Soziale Situationen sind in der Soziologie, zu deren eigentlichem Arbeitsfeld ihre Untersuchung gehörte, erst ansatzweise beschrieben worden. Verständlicherweise steckt die eben geforderte sprachsoziologische Untersuchung situationsspezifischer Varietäten daher auch noch in den ersten Anfängen. Die situationsspezifischen Varietäten der Sprache sind in den herkömmlichen Untersuchungen überhaupt am meisten vernachlässigt worden.

Natürlich ist es möglich, bestimmten sprachlichen Merkmalen allgemeine situative Variablen zuzuordnen. Ein häufig benutztes Merkmal ist z.B. der Formalitätsgrad der Situation. Damit korrelieren bestimmte Stilebenen wie z.B. „gewähltes“ oder „nachlässiges“ Sprechen. Labov hat z.B. regelmäßige situationsspezifische Variation auf der lautlichen Ebene festgestellt. Einen bestimmten Kommunikationsbereich erfassen diese – weiter unten noch näher behandelten – Stilebenen aber in der Regel nicht.

Es liegen allerdings einzelne Untersuchungen zu bestimmten Kommunikationsbereichen vor, für die man spezifische Sprachformen unterscheiden zu können glaubte: Die Sprache der Politik,¹⁸⁷ der Werbung,¹⁸⁸ Kanzlei- bzw. Verwaltungssprache,¹⁸⁹ Sportsprache¹⁹⁰ usw. gehören zu diesen situationspezifischen Varietäten, die im allgemeinen weder den Sondersprachen noch den Fachsprachen zugeschlagen werden. Viele frühere Arbeiten zu diesen Bereichen erschöpfen sich wiederum in Wortsammlungen. Daneben spielen vor

¹⁸⁶ Über die Forderung solcher Regeln kommt Barth freilich noch nicht hinaus.

¹⁸⁷ Vgl. z.B. Dieckmann 1969; Zimmermann 1969; Edelman 1977.

¹⁸⁸ Vgl. z.B. Römer 1968; Brandt 1973; Hauswaldt-Windmüller 1977.

¹⁸⁹ Vgl. z.B. Wagner 1970.

¹⁹⁰ Vgl. z.B. Digel 1976; Schneider 1974.

allem auch sprachkritische und sprachpflegerische Gesichtspunkte eine große Rolle, die so sehr dominieren können, daß verschiedene dieser Varietäten bisweilen als eine Art ‚degenerierte Form‘ des Deutschen erschienen.

In vielen neueren Arbeiten wird demgegenüber jedoch versucht, von einem möglichst weitgefaßten Ansatz aus die für die jeweiligen Bereiche typischen Interaktions- und Sprachmuster zu analysieren und so zu einer funktionalen Betrachtung diasituativer Varietäten zu gelangen.

3.4.1. Fachsprachen¹⁹¹

Einen schon früh systematisierten Bereich diasituativer Varietäten, der in sich freilich in verschiedenster Hinsicht weiter differenziert ist, stellen die Fachsprachen dar.

Die Zuordnung der Fachsprachen zu der diasituativen Ebene ist durchaus nicht unproblematisch. Schon bei der diastratischen Dimension war die Rede von Berufssprachen gewesen, die gleichzeitig als Fachsprachen gelten können. Fachsprachen, verstanden als die Sprache, die Experten eines Faches untereinander benutzen, sind zugleich Gruppensprachen. Allerdings steht in den meisten Untersuchungen die Sache, das Fach, als Abgrenzungskriterium im Mittelpunkt, der Gruppencharakter von Fachsprachen wird nur als mögliches zusätzliches Merkmal angesehen.¹⁹² Die Berufssprachen werden mitunter aber auch gerade als die Zwischenform zwischen Fach- und Gruppensprachen bezeichnet,¹⁹³ insofern sie die Merkmale der Gruppensprache (Exklusivität einer Gemeinschaft) und der Fachsprache im eigentlichen Sinn (Bezug auf einen Spezialfachbereich) miteinander vereinen. Auch in diesem Bereich ist die Abgrenzung also nicht eindeutig.

Zwar hat es Fachsprachen schon in sehr früher Zeit gegeben. Sie beruhen ja auf der Arbeitsteilung, die sich in verschiedenen Formen auf sämtlichen Stufen der menschlichen Gesellschaftsentwicklung findet. Seit dem 18. Jahrhundert ist aber eine rapide Entwicklung von Fachsprachen zu verzeichnen. Die Differenzierung und Spezialisierung in der Arbeitswelt erreicht hier ihren ersten Höhepunkt und hat bis heute kontinuierlich zugenommen. Je differenzierter der Arbeitsprozeß wird und je mehr und kompliziertere Technologien entwickelt werden, desto mehr Fachsprachen werden entwickelt und desto stärker unterscheiden sie sich von der Gemeinsprache.

¹⁹¹ Vgl. zur Orientierung über die umfangreiche Literatur zur Fachsprachforschung die bibliographischen Übersichten bei Barth 1972b und Fluck 1976.

¹⁹² Vgl. z.B. Drozd/Seibicke 1973: 3f.

¹⁹³ Vgl. z.B. Stroh 1952: 335; Möhn 1968: 330.

Obwohl für die früheste Zeit der deutschen Sprachentwicklung fachsprachliche Zeugnisse nicht vorliegen, wird das Bestehen von Fachsprachen doch als sicher angenommen.

„Auch mit dem Bestehen von Fachsprachen ist schon in vorschriftlicher Zeit zu rechnen. Das Handwerk der Schmiede und die Seefahrer müssen nach Lage der Dinge schon damals eine Fachsprache besessen haben, d.h. einen Wortschatz an Fachausdrücken, an dem die allgemeine Volkssprache keinen Anteil hatte. Aber von solchen Fachsprachen ist bislang nichts nachgewiesen. Im übrigen hat man bei solchen Erwägungen sehr genau die jeweils vorhandenen Kulturzustände in Betracht zu ziehen.“ (Eggers 1963: 222.)

Aus diesem Grund sind die frühen Untersuchungen zu Fachsprachen eben in erster Linie kulturgeschichtlich orientiert. Seibicke charakterisiert diese Forschungsrichtung folgendermaßen:

„Seit der Begründung der Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat man sich auch mit fachsprachlichen Erscheinungen befaßt. Das Hauptaugenmerk war dabei auf die Sammlung von ‚Altertümern‘ gerichtet, die Aufschlüsse über die Sprach- und Kulturgeschichte der Vergangenheit, besonders des Mittelalters und der Germanenzeit, versprochen. Gegenwärtiges in der Geschichte zu verankern und aus ihr zu erklären, Untergegangenes zu bewahren (um es vielleicht auch einmal wieder fruchtbar machen zu können), den ‚Reichtum‘ einer den ‚Ursprüngen‘ näheren Sprache vorzustellen – und den ‚Verfallsformen‘ der Gegenwart in kulturkritischer Absicht entgegenzuhalten! –, waren erklärte Ziele dieser Forschungsrichtung.“ (Drozd/Seibicke 1973: 4f.)

Diese Untersuchungen waren vorwiegend wortgeschichtlich orientiert. Über die historische Entwicklung der Fachsprachen und der Fachsprachforschung gibt Seibicke einen kurzen Überblick. Im ganzen sind die historischen Fachsprachen jedoch schlecht überliefert und wenig erforscht. Nur in einzelnen Bereichen,

„die ständisches Wesen und älteres Sprachgut bis in die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit am stärksten bewahrt hatten“ (Drozd/Seibicke 1972: 5).

kann man auf umfangreichere Vorarbeiten zurückgreifen, so etwa bei der Bergmannssprache oder der Jägersprache.

Für die älteren Fachsprachen nimmt Seibicke (in: Drozd/Seibicke 1973: 3) als wesentliches Kennzeichen an, daß sie im unmittelbaren Situationszusammenhang mit dem Arbeitsvorgang stehen und vorwiegend in gesprochener Form auftreten, wie es für die Sprache der Handwerker typisch ist.¹⁹⁴ Mit der industriellen Revolution im 18./19. Jahrhundert beginnt die Entwicklung der Fachsprachen, wie sie sich in der heutigen Zeit darstellen. Dabei ste-

¹⁹⁴ Für die frühen Wissenschaftssprachen in Philosophie, Theologie, Astronomie usw. dürfte dieses Merkmal dagegen nicht gelten.

hen die technischen Fachsprachen und die Fachsprachen im Bereich der Naturwissenschaften im Vordergrund. Sie weichen nicht nur quantitativ,¹⁹⁵ sondern auch qualitativ von früheren Stufen von Fachsprachen ab. Die weiter fortgeschrittene Differenzierung im Arbeitsprozeß, die „Arbeitszerlegung“, führt zu einer inneren Untergliederung der Fachsprachen, die als Charakteristikum von Fachsprachen in hochentwickelten industriellen Gesellschaften angesehen werden kann.

„Es hat lange Zeit einer differenzierten Betrachtung der technischen Fachsprachen im Wege gestanden und mancherlei Anlaß zu puristischen Einwüfen gegeben, daß man die Differenzierung der Fächer, die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder des Technikers innerhalb eines Faches zu wenig beachtet hat. Wir wissen heute, daß die gesamten sprachlichen Mittel eines Fachgebiets in unterschiedlicher Weise etwa in der Forschungsabteilung im Technikum, in der eigentlichen Produktion und in der Verkaufsabteilung gebraucht werden.“ (Möhn 1976: 29.)

Für die innere Untergliederung scheint sich die Einteilung, die etwa Ischreyt (1965: 43ff.) im Anschluß an Mackensen vorgenommen hat, durchzusetzen.¹⁹⁶ Er unterscheidet Werkstattsprache, wissenschaftliche Fachsprache und Verkäufersprache.

1. Werkstattsprache

In der Werkstattsprache findet die ehemalige Handwerkersprache, d.h. die im unmittelbaren Situationszusammenhang mit dem Arbeitsvorgang stehende Sprache, ihre Fortsetzung. Sie wird bei der Arbeit an der Maschine, im Labor,¹⁹⁷ im Büro usw. benutzt¹⁹⁸ und trägt daher Züge der Alltags- oder Umgangssprache und auch der Gruppensprachen.¹⁹⁹ Möhn hat hierfür den Begriff „fachliche Umgangssprache“ (Möhn 1968: 37) geprägt. Für die alte Handwerkersprache war immer die Bindung an die Mundart hervorgehoben worden, das Bedürfnis nach neuen Wörtern wird in ihr in erster Linie durch Meta-

¹⁹⁵ Man hat z.B. allein den Wortschatz der medizinischen Fachsprache, der sich wie der aller Fachsprachen ständig erweitert, auf 500 000 Termini geschätzt (vgl. Fluck 1976: 91). Auf etwa diese Größenordnung wird aber auch der ‚Gesamtwortschatz‘ der deutschen Gemeinsprache geschätzt (vgl. Lewandowski 1973–75: 819).

¹⁹⁶ Wie wichtig die Untergliederung der Fachsprachen in verschiedene Schichten in der neueren Fachsprachenforschung genommen wird, zeigt sich etwa in den Beiträgen in Mentrup 1979. Vgl. z.B. Möhn 1979; Pelka 1979; vgl. auch Hoffmann 1976: z.B. 192f.

¹⁹⁷ Fluck 1976: 83 bezeichnet diese Form als „Laborslang“.

¹⁹⁸ Bestimmte Züge der Werkstattsprache werden bei Schönfeld/Donath 1978 behandelt, die sich mit ihrer Untersuchung insgesamt einem ansonsten vernachlässigten Bereich widmen.

¹⁹⁹ Vgl. die Charakterisierung der Handwerkersprache bei Maurer 1964b: 37.

phern, die auf der Volkssprache aufbauen, gedeckt. Als auszeichnendes Merkmal wird der Synonymenreichtum genannt. Auch weil es sich bei dieser Sprachform vorwiegend um gesprochene Sprache handelt, ist sie früher selten untersucht worden. Ischreyt stellt fest:

„Leider fehlt es fast vollständig an Arbeiten, die technische Fachsprachen untersuchen und bei dieser Gelegenheit die soziale und philologische Bedeutung der Schicht, die wir Werkstattsprache genannt haben, herausarbeiten. Man ist deshalb im allgemeinen auf Einzelbeobachtungen angewiesen.“ (Ischreyt 1965: 43.)

Mackensen nennt einige Merkmale der Werkstattsprache. Er nimmt an, sie sei

„bodenständig und bilderfroh; sie nutzt umgangssprachliche Wörter, Formen und Wortbildungsarten. Sie wirkt wie eine Lunge; sie erneuert das Bewahrte organisch“. (Mackensen 1959: 294.)

Diese Feststellungen geben nach Ischreyt nichts als einen allgemeinen Eindruck wieder. Eine eingehende Untersuchung der Werkstattsprache können sie nicht ersetzen. Der Eindruck Mackensens, der zu seinen ersten Charakterisierungen führte, dürfte allerdings kaum trügen. Er gibt eine sinnvolle Hypothese für eine exakte Analyse ab. In der Werkstattsprache ist die für eine Fachsprache immer wieder hervorgehobene Exaktheit weder notwendig noch möglich. Die Exaktheit der Begriffe verliert im Umgang mit den Gegenständen selbst ihren Sinn. Deshalb sind, wie z.B. Ischreyt auch selbst sagt, die Metaphern so typisch für die Werkstattsprache.

„Metaphern sind ja für die Werkstattsprache besonders typisch. Sie werden in der unmittelbaren Kommunikation hervorgebracht und kennzeichnen die direkten Beziehungen der Arbeiter zu ihrer Arbeitswelt. In der Metaphorik spiegelt sich oft ein sozialer Humor, wie z.B. einst in den Benennungen *Mönch* und *Nonne* in der Sprache der Dachdecker und heute in *virgin neutron* oder ähnlichen Prägungen der Kerntechniker.

Diese Termini, die natürlich ihren Gegenstand auch einordnen, zielen nicht auf Begriffssysteme ab und sind keine beschreibenden Termini, wie sie in einer nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordneten Terminologie gebraucht werden können. Die Beziehungen, die zum menschlichen Körper, der Kleidung, der Tierwelt, der sozialen Umgebung hergestellt werden und im Kreis der an einem Werk Arbeitenden sinnvoll und in einem höheren Sinne auch zweckvoll, da gemeinschaftsbildend, sind, können in der kälteren Luft der Allgemeingültigkeit, Logik, Wissenschaftlichkeit und Exaktheit das nun von ihnen Geforderte nicht mehr leisten.“ (Ischreyt 1965: 211.)

2. Wissenschaftliche Fachsprache

Die wissenschaftliche Fachsprache zieht das größte Interesse im Bereich der verschiedenen Unterformen der Fachsprache auf sich. Die wissenschaftliche Fachsprache stellt das Phänomen dar, auf das man den Begriff Fachsprache

zuweilen einzuengen geneigt ist, da sie die „strengste Form der Fachsprache“ (Fluck 1976: 21) bildet und am stärksten von der Gemeinsprache abweicht. Für die wissenschaftliche Fachsprache sind mehrere Merkmale wichtig:

- Sie ist aus dem unmittelbaren Handlungszusammenhang gelöst.
- Sie tritt hauptsächlich in geschriebener Form auf.

„Die ‚Aufhebung‘ des unmittelbar situativen Sprachgebrauchs schlägt sich nachträglich auch in einer wachsenden Verschriftlichung und Verschriftsprachlichung (gegenüber nur gesprochener Sachsprache) nieder, wie auch umgekehrt die Verschriftlichung zur Entfaltung und Festigung fachsprachlicher Erscheinungen beiträgt, indem sie aufgrund ihres Abstandes vom unmittelbaren Umgang mit den ‚Sachen‘ zu immer *ausgedehnter* Verbalisierung und verbaler Präzisierung zwingt.“ (Drozd/Seibicke 1973: 3.)

Die schriftliche Fachsprache, die in der Regel auch als Untersuchungsgrundlage für Analysen der Fachsprache gewählt wird, ist also hauptsächlich typisch für die wissenschaftliche Fachsprache. In der wissenschaftlichen Fachsprache kommt insbesondere die kognitive Funktion von Sprache zur Geltung. Mit Hilfe der wissenschaftlichen Fachsprache wird ein neuer Sachbereich geistig und sprachlich erschlossen und systematisiert.

- Die wissenschaftliche Fachsprache zeichnet sich durch Präzision und Exaktheit aus. Das Streben nach maximaler Exaktheit bringt oft die Forderung nach Lösung der Fachsprachen von der Umgangssprache, d.h. nach Schaffung von Kunstsprachen, mit sich. Tendenzen zur Einführung von künstlichen Sprachen in der wissenschaftlichen Fachsprache schlagen sich in der Verwendung von Formeln am eklatantesten nieder.

Die Verwendung von Formeln, die die extremste Abweichung von den sprachlichen Mitteln der Gemeinsprache darstellt, ist zwar für bestimmte Bereiche der modernen Wissenschaftssprache typisch, sie kann jedoch nicht als abschließliches Mittel verwendet werden.

Mit dem Übergang zur Formalisierung sind im übrigen auch die Möglichkeiten der Kommunikation zwischen Experten und Laien an ihre Grenze gekommen. Schon die Notwendigkeit der Umsetzung von Wissenschaft in Praxis erfordert aber eine Verständigung zwischen Fachleuten und Nicht-Fachleuten, so daß mindestens für diesen Bereich eine an die natürliche Sprache angelehnte wissenschaftliche Fachsprache zu entwickeln ist.²⁰⁰ Die Annäherung der Fachsprache an die Umgangssprache kann verschiedene Grade annehmen, die Übergänge sind fließend, wie z.B. populärwissenschaftliche Darstellungen zeigen.

²⁰⁰ Vgl. auch Langer 1979; Wiegand 1979.

Das auszeichnende Merkmal der wissenschaftlichen Fachsprache, die nicht künstliche Sprache ist, besteht in der Besonderheit ihres Begriffssystems. Im Gegensatz zu verschiedenen oben behandelten Gruppensprachen oder auch zu den Berufssprachen ist es nicht allein ausschlaggebend, daß die wissenschaftliche Fachsprache eine große Anzahl von Wörtern benutzt, die nicht der Gemeinsprache angehören, oder daß sie gemeinsprachliche Wörter in anderem Sinn gebraucht, sondern als wesentlich hat die qualitative Abweichung vom gemeinsprachlichen System zu gelten. Die besonderen Elemente, die ein fachsprachliches System enthält, sind „Termini“. Filipec definiert den Terminus als

„eine spezifische lexikalische Einheit, die einen definierten Begriff im System eines Fachgebietes bezeichnet.“ (Filipec 1969: 408.)

Schmidt hält es ebenfalls für zweckmäßig, den Begriff

„*Terminus* nur für solche Fachwörter zu gebrauchen, deren Inhalt durch Definition festgelegt ist, also für Ausdrücke, über deren Gebrauch ‚die Wissenschaften ausdrückliche Festsetzungen – in Gestalt von Festsetzungsdefinitionen – getroffen haben.“ (Schmidt 1969: 19.)

Im Gegensatz zu den Wörtern der Gemeinsprache sind also die Termini der Fachsprachen definierbar.

Von den Praktikern der Fachsprachforschung ist eine „allgemeine Terminologielehre“ entwickelt worden. Innerhalb dieser Terminologielehre werden die Begriffe *Terminus*, *Begriff* und *Benennung* z.T. anders gebraucht als in der Gemeinsprache oder in der linguistischen Fachsprache.²⁰¹ Begriff meint die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens, Benennung die Ausdrucksseite, der Terminus ist ein definiertes oder normiertes sprachliches Zeichen (vgl. Drozd/Seibicke 1973: 45f.).

Diese Festsetzungen gehen auf Eugen Wüster, den ‚Vater‘ der Terminologielehre und der fachsprachlichen Normierung in Deutschland, zurück (vgl. für eine Zusammenfassung der Terminologielehre Wüster 1974).

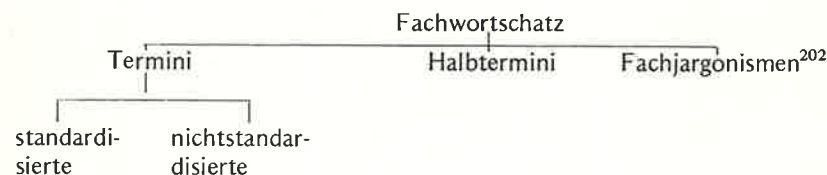
Da eine strenge Definition für alle Fachwörter denn doch nicht vorliegt, besonders nicht, wenn sie nicht der wissenschaftlichen Fachsprache angehören, setzt Schmidt auch „Halbtermini“ an.

„Das sind Fachausdrücke, deren Inhalt nicht durch Festsetzungsdefinitionen bestimmt ist, die aber dennoch geeignet sind, das Denotat mit ausreichender Genauigkeit bzw. eindeutig zu bezeichnen. Ich nenne sie *Halbtermini*. Es handelt sich einmal um Wörter aus der Berufslexik, um sogenannte Professionalismen, das sind in erster Linie Fachwörter, die den verschiedenen Gebie-

²⁰¹ Vgl. für eine linguistisch orientierte Unterscheidung z.B. die Erklärungen in Gipper 1969: 72f.

ten der gesellschaftlichen Produktion entstammen und geeignet sind, Arbeitsprozesse, Werkzeuge, Werkstoffe und Erzeugnisse genau zu bezeichnen. Dazu kommen noch Fachwörter aus verschiedenen anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, wie Politik, Kultur, Sport usw. Ihre Abgrenzung gegen gemeinsprachliche Wörter ist oft sehr schwierig, sie heben sich von diesen meist nur durch ihre Zugehörigkeit zu einem speziellen Fachbereich und — dementsprechend — durch eine spezialisierte Bedeutung ab. Solche halbterminologische Fachwörter sind unter anderem *Bandsäge, Beißzange, Staubsauger; Wahlversammlung, Schriftführer; Titelblatt, Strichpunkt*. Schließlich sind hierher auch die überaus zahlreichen Eigennamen als Warenbezeichnungen der Verkäufer- bzw. Verbrauchersprache zu rechnen, z.B. *Trabant, Vakumat, Nordstern, Saxolette, Chlorodont, Klebefix*." (Schmidt 1969: 20.)

Damit gliedert sich der Fachwortschatz nach Schmidt (1969: 20) folgendermaßen.



Als wesentliches Merkmal des Terminus ist seine Denksystemgebundenheit zu nennen.

Wenn man in der Terminologieforschung über Begriffe spricht, werden wissenschaftliche Begriffe (. . .) gemeint. Der Begriff steht nie allein; er ist stets Bestandteil eines Begriffssystems: innerhalb dieses Begriffssystems wird die Begriffsbedeutung des Terminus ermittelt. Die Beziehung des Terminus zur außersprachlichen Wirklichkeit wird also vermittelt durch ein Produkt des Denkprozesses, durch den Begriff." (Droz/Seibicke 1973: 45)²⁰³

Termini können von einzelnen Fachwissenschaften oder -wissenschaftlern gebildet werden, ohne daß damit irgendeine Verbindlichkeit für andere Wissenschaftszweige oder Fachkollegen gegeben wäre. Das führt zu einer nur für eine bestimmte Richtung oder Schule des Faches geltenden Terminologie. Dabei handelt es sich um die „nicht-standardisierten“ Termini in Schmidts Gliederung. Diese Situation ist für die Geisteswissenschaften (z.B. auch für die Linguistik) typisch, in der jede Schule ein eigenes Begriffssystem entwickelt.

²⁰² Den besonderen Wortschatz der Werkstattsprache machen nach Schmidt die „Fachjargonismen“ aus, die den Zweig der Fachsprache charakterisieren, der sie als Gruppensprache erscheinen läßt.

²⁰³ Was die Autoren hier über die Systemgebundenheit der Termini sagen, gilt natürlich auch für die Wörter der Gemeinsprache, die eben auch nicht isoliert nebeneinanderstehen.

Anders verfährt man dagegen in der Regel im technischen Bereich und wohl auch in den Naturwissenschaften. Hier werden die Termini standardisiert oder genormt. Zwar hat auch eine Normierung z.B. durch den Deutschen Normenausschuß (DNA), der seit 1953 einen Ausschuß „Terminologie“ hat, keine rechtliche Verbindlichkeit. Der DNA kann nur Empfehlungen aussprechen, denen man aber in der Wirtschaft aus praktischen Gründen offenbar in der Regel folgt.²⁰⁴ Das DIN-Blatt 2330, das die Grundsätze für die Terminologienormung des DNA enthält, kann als Grundlage für eine Übersicht über die Methoden der institutionellen Sprachnormung im Bereich der wissenschaftlichen Fachsprachen gelten. Als wichtige Grundsätze werden sowohl der Bezug auf das einzelsprachliche System wie die Möglichkeit zur internationalen Übernahme ausgesprochen.

„Benennungen sollen sich nach Form und Inhalt zwanglos in das bestehende Gefüge der Sprache einordnen. Beim Bilden von Benennungen soll auch auf die internationale Angleichung der Begriffe und Benennungen Bedacht genommen werden.

Die Benennungen sollen sein:

klar
einfach
einprägsam
leicht aussprechbar
geeignet zum Bilden von Ableitungen.“

(DIN 2330, S. 6, zitiert nach Fluck, 1976: 119.)

Der letzte Punkt enthält die in der normierten Terminologie allenthalben befolgte Forderung nach morphologischer Motivierbarkeit. Die Erweiterungen der terminologischen Systeme geschehen in der wissenschaftlichen Fachsprache charakteristischerweise nicht über Metaphern, die als typische Elemente der Werkstattsprache bezeichnet werden konnten, sondern vorwiegend über weitgehend standardisierte Wortbildungsmuster. Die Affixe sollen möglichst systembildend verwendet werden, wie es z.B. in der Chemie schon weithin der Fall ist. Dort gilt z.B.

| | |
|---------------|------------------------------|
| -ium | für metallische Elemente |
| -on | für Edelgase |
| -id | für sauerstofffreie Salze |
| -it | für sauerstoffarme Salze |
| -at | für sauerstoffreiche Salze |
| -an, -en, -in | für organische Verbindungen. |

(Vgl. mit noch weiteren Beispielen Fluck 1976: 85.)

²⁰⁴ Über die Probleme der Fachsprachen und ihrer Normung im europäischen Bereich berichtet kurz und relativ allgemein Bachrach 1960. Vgl. zur Terminologienormung auch Lehmann et al. 1977; Beling/Wersig 1979.

Die terminologischen Bildungen werden dadurch besonders gut durchschaubar und einprägsam. Der Rückgriff auf Metaphern geschieht, sofern er nicht durch die herkömmliche Handwerkersprache begründet ist, sehr selten. Bei der Menge der neu zu bezeichnenden Gegenstände und Sachverhalte haben Metaphern den Nachteil erstens unökonomisch, zweitens nicht leicht durchschaubar zu sein, drittens eignen sie sich weniger zum internationalen Gebrauch, und viertens bringen Metaphern Konnotationen mit sich. Bezeichnungen der wissenschaftlichen Fachsprache sollen jedoch möglichst gefühlsneutral sein.

In diesen Grundsätzen der wissenschaftlichen Fachsprache, die Janich „Orthosprache“ nennt, um die anderen Bereiche fachsprachlicher Rede klar auszugrenzen,

— „Orthosprache mögen alle Sprachen heißen, die vollständig explizit normiert sind“ (Janich 1975: 48.) —

spiegelt sich überaus deutlich die Durchsetzung des Ideals der exakten und wertneutralen Wissenschaft durch kontrollierte Sprachlenkung wider, das auch längst die Geisteswissenschaften ergriffen hat.

Bei der Unterscheidung der drei Bereiche Werkstattsprache, wissenschaftliche Fachsprache und Verkäufersprache sind nicht nur die qualitativen Unterschiede des lexikalischen Materials zu berücksichtigen. Die Eigenart des Wortschatzes wird allerdings meistens als Hauptkriterium der Differenzierung der Fachsprache gegenüber anderen Varietäten und der inneren Einteilung der Fachsprache gewählt.²⁰⁵ Deutlich läßt sich allerdings die Bedeutung der pragmatischen Komponente ersehen. Die drei Sprachformen innerhalb der Fachsprache unterscheiden sich wesentlich danach, wer mit wem spricht (Experte — Experte; Experte — Laie) und wo die Kommunikation stattfindet bzw. wozu sie stattfindet (Fertigung, wissenschaftliche Entwicklung, Konsumtionssphäre usw.). Danach unterscheiden sich nun auch verschiedene Textformen wie z.B. Lehrbuch, wissenschaftliche Abhandlung, populärwissenschaftliche Darstellung, Patentschrift, Schaltplan, Bedienungsanleitung. Innerhalb dieser verschiedenen für die Fachsprache typischen Textformen ergeben sich natürlicherweise auch verschiedene sprachliche Formen z.B. auf syntaktischer Ebene.

Durchaus unklar ist aber, ob es Merkmale gibt, die für Fachsprachen allgemein spezifisch sind, oder ob die einzelnen Besonderheiten immer nur für bestimmte Fächer oder aber die verschiedenen Formen der Fachsprache gelten, so daß sich nicht einmal mehr die ‚technische Fachsprache‘ als eine Varietät mit durchgängig aufweisbaren Charakteristika aussondern läßt.

²⁰⁵ Vgl. Fluck 1976: 21f.; Auburger 1975: 2, 4.

Die Besonderheit der fachsprachlichen Syntax wird mittlerweile zwar allgemein anerkannt, sie ist allerdings noch in relativ wenigen Analysen eingehend behandelt. Für die wissenschaftliche Fachsprache liegt eine Untersuchung von Beneš (1966) vor, auf die ich mich im folgenden beziehe.²⁰⁶ Daß die fachsprachliche Syntax relativ wenig Beachtung gefunden hat, erklärt sich eben daraus, daß sie von der gemeinsprachlichen weniger qualitativ als quantitativ abweicht. Für die formalisierten Fachsprachen gilt zwar, daß auch die Darstellung syntaktischer Relationen nichts mehr mit den Mitteln der Gemeinsprache gemein hat, allgemein kann aber gesagt werden:

„Die Eigenart der Syntax der Fachsprache, die von der Sprachwissenschaft lange Zeit vernachlässigt wurde, liegt nicht so sehr im Einsatz spezifischer Mittel, als eher in ihrer spezifischen Wahl, in ihrer Verwendungsweise und ihrem Verwendungsmaß. Deshalb ist auch die quantitative Erforschung der Fachsprache sehr wichtig und fruchtbringend.“ (Beneš 1966: 27.)

Die syntaktischen Besonderheiten können im übrigen nicht losgelöst von den lexikalischen Besonderheiten der Fachsprache betrachtet werden. Für die lexikalische Ebene ist innerhalb der wissenschaftlichen Fachsprache bezeichnend, daß Substantive weit überwiegen. Innerhalb der Fachsprache ist man geneigt, neue Gegenstände und Sachverhalte nominal zu fassen. Dabei können komplizierte Sachverhalte, die in der Gemeinsprache auch in syntaktisch komplizierten Fügungen dargestellt würden, innerhalb eines einzigen Begriffs gefaßt werden wie z.B. folgende Bildung zeigt, die allerdings so kompakt ist, daß sie kaum Chancen hat, lexikalisiert zu werden:

Ultrakurzwellenüberreichweitenfernsehrichtfunkverbindung.

(Vgl. Buchmann 1960: 293.)

Die Nominalisierungstendenz der Fachsprache zieht die Besonderheit von syntaktischen Fügungen mit „sinnentleerten“ Funktionsverbgefügen nach sich (erfolgen, durchführen usw.).

„Die Bevorzugung dieser Typen der nominalen Ausdrucksweise entspricht dem Streben, das Geschehen möglichst begrifflich als statische Zustände und Größen (Substanzen) festzuhalten, und der Tendenz, die Denkbeziehungen klar, eindeutig und schablonenmäßig auszudrücken, indem das sinnentleerte oder sinngeschwächte Verb die Rolle eines formelhaften Zeichens für einzelne typische Denkbeziehungen übernimmt.“ (Beneš 1966: 29.)

Nach Beneš (1966) machen Verben mit allgemeiner Bedeutung 75% aller Verben im fachsprachlichen Text aus. Die wichtigsten syntaktischen Besonderheiten der wissenschaftlichen Fachsprache sind nach Beneš folgendermaßen zusammenzufassen: Die fachsprachlichen Sätze sind länger als die Sätze der

²⁰⁶ Vgl. auch Admoni 1979; Beier 1979.

Alltagssprache, obwohl sie gegenüber früheren Fachtexten eine Tendenz zur Verkürzung zeigen. Der Anteil des Verbs tritt im fachsprachlichen Text mit etwa 9% gegenüber dem Alltagssprachlichen Text (etwa 14%) stark zurück. Besonders charakteristisch sind der „Nominalstil“ und das Passiv.

„Die Verwendung und der Ausbau dieser syntaktischen Mittel in fachsprachlichen Texten sind funktional bedingt: sie entsprechen der geforderten Ausdrucksökonomie und dem Bestreben nach klarer und eindeutiger Fixierung von Sachverhalten und Denkbeziehungen.“ (Fluck 1976: 56.)

Anders als bei den anderen Gruppen- und Sondersprachen hat man sich relativ oft über das Verhältnis der wissenschaftlichen Fachsprachen zur Gemeinsprache Gedanken gemacht. Das mag einerseits daran liegen, daß die Fachsprachen, sofern sie zu formalisierten Orthosprachen werden, sich besonders weit von der natürlichen Sprache entfernen. Andererseits ist aber auch wichtig, daß die Fachsprachen die Varietäten sind, in denen institutionalisierte Sprachplanung wirksam geworden ist. Dies unterscheidet sie grundlegend von allen anderen Varietäten. Den Planern der Fachsprachen standen erklärlicherweise die Besonderheiten und Mängel der Gemeinsprache, die sich bei der Anwendung im fachlichen Bereich ergeben, vor Augen. Dabei wird die Abhängigkeit der Fachsprachen von der (natürlichen) Gemeinsprache nicht bestritten.

„Auch die FS (Fachsprache, K.N.) ist Bestandteil der GS (Gemeinsprache, K.N.), sie kann ohne sie nicht existieren.“ (Drozd/Seibicke 1973: 81.)

„Fachsprachen werden – sofern es sich nicht um Kalkül- oder Kunstsprachen handelt – in der Regel als Subsysteme der Gemeinsprache interpretiert.“ (Bausch 1976: 124.)

Eine genauere Bestimmung des Verhältnisses von Fachsprachen und Gemeinsprache ist allerdings nicht leicht zu treffen. So besteht insbesondere in der Forschung keine Einigkeit darüber, ob die Fachsprachen als in sich geschlossene Systeme neben der Gemeinsprache existieren oder nur in verschiedenen Bereichen (besonders dem Lexikon) Abweichungen zeigen.²⁰⁷ Die Auffassung von Fachsprachen als Subsystemen der Gemeinsprache betont den systemhaften Charakter der Varietäten, ohne die Bedeutung der übergeordneten Gemeinsprache zu vernachlässigen. Es ergeben sich aber dennoch bei dieser Bestimmung einige Probleme.

Obwohl die Begriffe Gemeinsprache, Umgangssprache, Sondersprache usw. hier immer wieder verwandt wurden, kann man doch nicht daran vorbeisehen, daß eine exakte Klärung dieser Begriffe bislang noch nicht erfolgt ist. Das gilt im übrigen auch für die Darstellungen der Fachliteratur, in der es allen-

²⁰⁷ In Schmidt/Scherzberg 1968: 67f. wird die Frage diskutiert, ob die Fachsprachen als Funktionalstile angesehen werden können.

falls zu individuellen Festlegungen gekommen ist. Die Unstimmigkeit über diese Termini hat nun auch zu unterschiedlichen Lösungen in der Frage des Verhältnisses von Gemeinsprache bzw. Umgangssprache und Fachsprachen geführt. Die im folgenden wiedergegebenen Überlegungen v. Savignys (1975), können in gewissem Sinn als beispielhaft für eine bestimmte Einschätzung der Fachsprachen gelten.

v. Savigny faßt Fachsprache und Gemeinsprache als dichotomische Größen. In ihrer Gegenüberstellung spiegelt sich der Gegensatz von künstlicher und natürlicher Sprache. Alles, was nicht als Fachsprache gelten kann, ist Gemeinsprache oder Alltagssprache. v. Savigny geht davon aus, daß die Fachsprachen von der Alltagssprache abhängen und aus ihr abgeleitet werden können. Alltagssprache stellt ja nicht ein einmal gegebenes unveränderliches System dar, sondern sie impliziert die Möglichkeit zur Bildung neuer Ausdrücke und sprachlicher Formen. Die Umgangssprache enthält also ein System von Sprachregeln, mit deren Hilfe neue Ausdrücke geschaffen und eingeführt werden. Auf diese Regeln greift derjenige, der die Fachsprache benutzt oder erweitert, immer zurück.

Der Terminus Umgangssprache bzw. Alltagssprache hat bei v. Savigny einen ganz spezifischen Sinn bekommen: gemeint ist nicht mehr eine besondere Varietät, die innerhalb des Systems von vielfältigen Varietäten der Sprache steht, sondern ein Oberbegriff für alle nicht-fachliche Kommunikation. Die Differenzierung innerhalb der Alltagssprachlichen Kommunikation wird dabei nicht berücksichtigt. In den meisten Untersuchungen zur Fachsprache, die weniger vom linguistischen Aspekt das Problem zu erfassen suchen, als ihren Ausgangspunkt vom philosophischen oder ‚fachlichen‘ Standpunkt aus wählen, findet sich diese oder eine ähnliche Dichotomisierung. Die in diesem Rahmen entwickelten Vorstellungen sind im übrigen auch in sprachwissenschaftliche Darstellungen zur Fachsprache häufig übernommen worden. Sie führen zu einer scharfen Gegenüberstellung der Wesenszüge von Gemeinsprache und Fachsprache. Das Hauptabgrenzungskriterium, das in diesem Zusammenhang genannt wird, heißt: Die Gemeinsprache ist universal,²⁰⁸ die Fachsprachen sind ‚spezial‘, fachbezogen, ‚einsträngig‘. Drozd/Seibicke schreiben über die Gemeinsprache:

„Ihr Wesen besteht in der Polyfunktionalität.“ (Drozd/Seibicke 1973: 51.)
 „Die GS ist polyfunktional; d.h. sie erfüllt sämtliche Funktionen innerhalb der jeweiligen Sprachgemeinschaft, während die einzelnen Funktionen (. . .) monofunktional sind.“ (Drozd/Seibicke 1973: 39.)

Die Behauptung, die Gemeinsprache erfülle sämtliche Funktionen innerhalb der Sprachgemeinschaft, daneben gebe es aber einige monofunktionelle Varietäten

²⁰⁸ Vgl. z.B. Seibicke 1959: 70.

täten, kann aber nicht ohne weiteres akzeptiert werden. Ob man nun die Gemeinsprache oder wie Große (1969: 509) im Anschluß an Nerius die nationale Literatursprache zu einem „polyfunktionalen“ Medium erklärt, in jedem Fall muß eine solche Bestimmung sich die Frage gefallen lassen, wozu die Sprecher denn überhaupt Varietäten benutzen sollten, wenn es ein Kommunikationsmittel gibt, das „alle i t i g“ entwickelt und verwendbar und zum Ausdruck „aller Inhalte“ (vgl. Große 1969: 509) geeignet ist. Die Gemeinsprache kann doch offensichtlich nicht „alle“ Funktionen erfüllen, d.h. sie kann nicht in allen Bereichen und zu allen Zwecken verwendet werden, beispielsweise eben nicht in der fachlichen Kommunikation.²⁰⁹

Zudem läßt diese Bestimmung doch weitgehend die Frage offen, wie sich das Verhältnis der beiden Sprachformen darstellt. Wenn die Gemeinsprache oder „die deutsche Sprache“ ihre Fachsprachen in sich einbegreift, wie läßt sich dann der Gegensatz von Poly- und Monofunktionalität erklären?²¹⁰

Genaue und einsichtige Abgrenzungen zwischen Gemeinsprache und Fachsprache werden tatsächlich selten vorgenommen. Bei Schmidt, der der Fachsprache nicht nur die Gemeinsprache, sondern die übrigen Erscheinungsformen der Sprache entgegenstellt, wird deutlich, daß er allein für die Fachsprachen annimmt, sie seien sprachliche Varietäten, die auf den Gebrauch innerhalb eines begrenzten Bereiches beschränkt sind.

„Was die Einengung des Verwendungsbereichs anbelangt, so läßt sich diese auf folgende Weise deutlich machen. Wir können uns je nach den besonderen Bedingungen, unter denen die Kommunikation stattfindet, mit Hilfe der Hochsprache, der Umgangssprache oder der Mundart über alle Fragen des Lebens verständigen, solange es nicht um spezielle Fachprobleme geht.“ (Schmidt 1969: 17.)

Mit dieser Annahme begründet Schmidt die Feststellung, daß Fachsprachen nur eine besondere Schicht sprachlicher Mittel darstellen, daß sie selbst aber nicht als eine besondere Erscheinungsform der Sprache angesehen werden

²⁰⁹ Sinnvoller erscheint z.B. schon die Gegenüberstellung von Steger, 1967b: 37, der *natürliche Sprachen* als „Vielzwecksprachen“ den *Kalkülsprachen* gegenüberstellt.

²¹⁰ Drozd/Seibicke (1973) begreifen offenbar die Gemeinsprache implizit als übergeordnetes Phänomen auf anderer Abstraktionsstufe als die Fachsprachen. Anders ist m.E. das eben angeführte (in der Kürzung besonders merkwürdig klingende) Zitat nicht interpretierbar. Analog ist auch S. 51 zu interpretieren. Diese Verhältnisse werden von Drozd/Seibicke aber nicht deutlich thematisiert. Wenn klar herausgehoben würde, auf welcher Abstraktionsstufe die „GS“ und die „FS“ angesiedelt sind, würde sich im übrigen meiner Meinung nach auch die Preisgabe der Gegenüberstellung der polyfunktionellen Gemeinsprache und der monofunktionellen Fachsprachen aufdrängen. Man kann nicht in dieser Weise zwei Phänomene völlig verschiedener Abstraktionsstufe gegenüberstellen.

können. Auch Schmidt muß entgegengehalten werden, daß die Verwendung unterschiedlicher „Erscheinungsformen“ der Sprache funktional begründet ist. Mundart, Umgangssprache und Hochsprache können eben nicht gleichermaßen zur Kommunikation über „alle Fragen des Lebens“ verwendet werden, sondern sie werden jeweils nur in bestimmten Kommunikationsbereichen eingesetzt. Die Ausgrenzung von Gruppensprachen wird von der Dichotomie der universalen Gemeinsprache und der monofunktionellen Fachsprache her schließlich besonders problematisch. Letztendlich verhindert diese Gegenüberstellung die Einsicht in die Funktionsweise verschiedener sprachlicher Varietäten.

Die Unterscheidung von wissenschaftlicher Fachsprache und Gemeinsprache erscheint weniger auf der Grundlage der verwendeten sprachlichen Mittel möglich als unter Rückgriff auf die verschiedenen pragmatischen Bedingungen.²¹¹ Fachsprachen sind das Kommunikationsmittel von Experten untereinander. D.h. daß im Gebrauch der Fachsprache schon die unmittelbare Lebenspraxis, in der die verschiedenen Formen nicht-fachsprachlicher Varietäten benutzt werden, verlassen worden ist. Der Gebrauch von Fachsprachen geht einher mit einer wissenschaftlichen Form der Weltaneignung. Spezifische lexikalische Mittel werden auch in Varietäten nicht-fachsprachlicher Natur verwendet, insofern für eine Gruppe ein bestimmter Lebensbereich und besondere Interaktionsformen wichtig sind. Der Gebrauch dieser besonderen lexikalischen Mittel im Sinne von definierten Termini, die sich auf ein Begriffssystem beziehen, das über dem „muttersprachlichen Weltbild“ errichtet worden ist, ist aber allein für die Orthosprachen typisch.

Normierte Fachsprache, die also eine qualitativ andere Varietät ist als verschiedene „naturwüchsige“ Varietäten, werden immer nach diesen und nach dem Erwerb der Umgangssprache erlernt. Die unmittelbare Lebenspraxis geht ja der Ausbildung von Spezialfächern voraus. Die Erlernung der normierten Fachsprache erfolgt über explizite Regeln. Sie ergibt sich nicht durch die Gewöhnung an eine Sprachpraxis. Die für die Fachsprache wesentlichen Definitionen oder Formeln müssen vom Sprecher expliziert werden können. Sie werden aber nur unter Rückgriff auf den Gebrauch der Gemeinsprache einführbar – und hier erweist sich erneut ihre Abhängigkeit von der Umgangssprache.

3. Verkäufersprache

Der Begriff „Verkäufersprache“ rührt aus der Konzentration der Fachsprachforschung auf die technischen Fachsprachen her. Mit den Laien tritt der Techniker bzw. der industrielle Produzent eben über den Verkauf der Ware in

²¹¹ Vgl. hierzu auch Janich 1975.

Beziehung. Weiter gefaßt handelt es sich bei dieser Unterform der Fachsprache um die von Fachleuten entwickelte Sprache, mit der sie sich über das Fachgebiet mit Laien verständigen.²¹² Für die medizinische Fachsprache gibt es z.B. eine Sprache für die ‚Kunden‘ in der Variante, in der der Arzt mit den Patienten spricht;²¹³ auch innerhalb des Rechtswesens ist die Entwicklung einer ‚Fachmann-Laien-Varietät‘ von besonderer Bedeutung.²¹⁴

Die Überführung der Wissenschaft in Praxis geschieht immer über den Kontakt von Wissenschaftlern und Technikern zu Laien. Die Bedeutung dieses Kontakts und der gegenseitigen Verständigung ist also offensichtlich. Fragwürdig wird die Verkäufersprache – und hier beziehe ich mich auf die eigentliche Verkäufersprache, die Sprache der Werbung, insbesondere der Wirtschaftswerbung, – nur dadurch, daß mit ihrer Hilfe die Laien weniger aufgeklärt und informiert als manipuliert werden. Der Grad, in dem die Manipulation möglich ist, hängt natürlich von der Vorinformation der Laien selbst ab. Interessant ist z.B., daß innerhalb der Wirtschaftswerbung, die neben der politischen Werbung wohl den höchsten Grad an Manipulation aufweist, deutliche Unterschiede in der Investitionsgüterwerbung, die sich an vorinformierte ‚Halbexperten‘ wendet, und in der Konsumgüterwerbung, die sich gewöhnlich an absolute Laien richtet, festzustellen sind. Je laienhafter das Publikum der Experten ist, desto mehr entfernt sich die Verkäufersprache von der wissenschaftlichen Fachsprache, bis sie – wie es z.B. in der Konsumgüterwerbung zu beobachten ist – kaum noch etwas mit ihr gemeinsam hat.

Das auszeichnendste Merkmal der wissenschaftlichen Fachsprache – die präzise Terminologie – geht in der Verkäufersprache selbstverständlich verloren. Das ist wesentlich darauf zurückzuführen, daß der Gebrauch der wissenschaftlichen Fachsprache Sachwissen voraussetzt. Ohne dieses Sachwissen, das beim Laien in der Regel nicht vorauszusetzen ist, würde der Gebrauch der exakten Fachsprache dysfunktional. Drozd hat die verschiedenen Faktoren einer Fachsprache folgendermaßen differenziert.

„Das Bestehen einer FS und einer WS (Wissenschaftssprache, K.N.) setzt drei grundlegende Faktoren voraus, die sich auf (1) die außersprachliche Wirklichkeit, (2) die wissenschaftliche oder fachlich bedingte Abstraktion und (3) ein spezielles Bezeichnungssystem beziehen. Es ist:

- ein System von erkannten und kausal geordneten Entitäten (E-System, Entitäten-System),

²¹² Habermas 1978 hat in anderem Zusammenhang, wenn nämlich Fachwissen in ‚die Öffentlichkeit‘ gebracht wird, im Anschluß an Scheler von „Bildungssprache“ gesprochen.

²¹³ Vgl. auch Lippert 1979; Skopek 1979.

²¹⁴ Vgl. Oksaar 1979; Wassermann 1979.

- ein System von Abstraktionsprodukten (Begriffen, Konstrukten), entstanden auf einer höheren Erkenntnisstufe als es bei der Abstraktionsstufe der natürlichen Sprache der Fall ist (B-System, Begriffssystem),
- ein System von sprachlichen Zeichen (terminologischer und nicht-terminologischer Art), die den Elementen des B-Systems zugeordnet werden (T-System, terminologisches System).

Die Erkenntnis und die Ordnung des E-Systems führt zur Entstehung des B- und des T-Systems, die ohne das E-System nicht denkbar sind. Das B- und das T-System befinden sich in korrelativer Beziehung, indem das B-System eine Denk- und gnoseologische Kategorie darstellt, während das T-System es durch sprachliche Zeichen ausdrückt, aufrechterhält oder übermittelt. Ohne ein B-System kann kein T-System entstehen. Zwischen dem E-System und dem T-System gibt es nur eine einzige Beziehung, die Bezeichnungsbeziehung, wobei das T-System wie jedes Sprachsystem kein Kausalsystem darstellt.“ (Drozd/Seibicke 1973: 83.)

Die Werbesprache (deren manipulativer Charakter an dieser Stelle vorausgesetzt wird) funktioniert, sofern die wissenschaftliche Fachsprache in ihr überhaupt eine Rolle spielt, auf der Basis dieser Beziehungen und des Wissens, das die Verbraucher von der Funktionsweise der Fachsprache haben (bzw. eben nicht haben). So werden innerhalb der Verkäufersprache gelegentlich wissenschaftliche Termini benutzt. Diese werden von den Laien in der Regel als Termini identifiziert (schon aus dem Bewußtsein heraus, daß sie nicht zur Gemeinsprache gehören). Wegen des fehlenden Sachwissens können die Termini jedoch weder auf das zugrundeliegende Begriffssystem noch auf das „Entitätensystem“, d.h. auf die außersprachliche Realität bezogen werden. Daß die Termini Ausdruck einer wissenschaftlich abgesicherten Erkenntnis sind, wird beim Hörer vorausgesetzt, ohne daß er es doch irgendwie nachprüfen könnte. Die positiv bewertete Wissenschaftlichkeit tut in jedem Fall ihre Wirkung.

„Dabei spielt es keine Rolle, ob die verwendeten Fachtermini oder stilistischen Eigenarten einer tatsächlich existierenden Fachsprache entnommen sind oder nur formale ‚Signale‘ einer ‚Fachsprache‘, etwa die Formel, benutzt werden.“ (Bichel 1972; vgl. auch Gipper 1979.)

Man kann zwar der Werbung den Gebrauch von offensichtlich falschen und irreführenden Termini und Formeln vorwerfen. Letzten Endes ist aber auch der Gebrauch der wissenschaftlichen Fachsprache, von der der Sprecher annimmt, daß der Laie sie nicht versteht und der sie auch gar nicht verstehen soll, immer schon rein manipulativ. Echte und unechte Termini und Formeln wirken für den Laien eben in derselben Weise. Die eigentliche Werbesprache hat sich aber – u.a. durch den Gebrauch fiktiver Fachsprache – von der wissenschaftlichen Fachsprache weitgehend gelöst, was auch seinen Ausdruck darin findet, daß sie nicht von Fachleuten, sondern von Werbeagenturen benutzt wird, so daß auch die äußeren Bedingungen dafür, daß hier eine Umsetzung von Sachwissen für Laien angestrebt und durchgeführt werden kann,

nicht mehr gegeben sind. In der Werbesprache werden die verschiedensten sprachlichen Mittel – im Verein mit nichtsprachlichen – eingesetzt. Nach Ischreyt ist die Verkäufersprache

„Zweckgerichtet im Sinne einer ganz bestimmten erwünschten Beeinflussung. Leichte Merkbarkeit und eine Fülle verschiedener beabsichtigter Assoziationen kennzeichnen, soweit das übersehen werden kann, das Wort der Verkäufersprache“. (Ischreyt 1965: 46.)

Sprachliche Varietäten für die Kommunikation zwischen Experten und Laien werden aber – wie gesagt – noch in anderen Bereichen als der Werbung ausgebildet und gebraucht, und diese finden gegenwärtig vermehrtes Interesse in der Fachsprachforschung. Es handelt sich dabei um Bereiche, in denen ein gewisses Wissen des Laien vorausgesetzt bzw. geschaffen werden muß. Der Gebrauch normierter Fachtermini ist auch dabei zwar weitgehend dysfunktional, dennoch werden Fachbegriffe (eventuell „Halbtermini“) mit festumrissener Bedeutung verwendet. Dies gilt z.B. für (Gebrauchs)Anweisungen/Anleitungen, Rezepte, Formulare und Merkblätter im Amtsverkehr usw.

Die Entwicklung einer zweckmäßigen Verkäufersprache auf der Grundlage der Fachsprache der Experten, deren Derivat sie immer sein sollte, gehört daher zu den Hauptaufgaben einer praxisorientierten Fachsprachforschung, die sich auch die Umsetzung der Ergebnisse von Technik und Wissenschaft und die Verdeutlichung der Relevanz der Spezialbereiche überhaupt für den Laien zum Ziel setzt. In diesem Rahmen haben auch und gerade die Untersuchungen zur Verwaltungs- und Rechtssprache, zur Sprache der Politik usw. ihren Platz.

3.4.2. Stilniveaus

Bei den Bemühungen, verschiedene Formen des Sprachgebrauchs zu unterscheiden und gegeneinander abzugrenzen, wird gelegentlich noch auf eine Varietätenmenge hingewiesen, die etwa einer Einteilung auf einer Skala stilistischer Niveaus entspricht. Dabei werden Formen des ‚besseren‘ und ‚schlechteren‘ Deutsch behandelt, die man auf der Grundlage einer stilistischen Betrachtungsweise gegeneinander abzugrenzen sucht.

Gewöhnlich wird der Begriff ‚Stil‘ zunächst bei der Analyse literarischer Texte angewendet. Die besondere sprachliche Gebildetheit eines Wortkunstwerkes, die auffallenden sprachlichen „Stilmerkmale“, Bilder, Metaphern, rhetorische Figuren, Alliteration, Reim u.v.a.m. machen danach den Stil eines Textes aus. Demgegenüber erscheinen viele Alltagssprachliche Texte, in denen sich keine besonderen Stilmerkmale finden, einfach ‚stillos‘; in ihnen wird kein besonderer Wert darauf gelegt, wie der Inhalt der Mitteilung sprachlich geformt wird. Ebensowenig wie der Sprecher sich dabei darum bemüht, seine

Rede besonders stilvoll zu gestalten, achtet der Hörer auf die sprachliche Form der Äußerung. Für beide steht der Inhalt des Gesagten im Vordergrund. Wichtig ist, *w a s* gesagt wird, weniger, *w i e* es gesagt wird. Demgegenüber zeichnet sich die Sprache in der Literatur gerade dadurch aus, daß Form und Inhalt des Textes wenigstens gleichrangige Bedeutung haben. Nach Jakobson läßt sich auf dieser Grundlage eine besondere Sprachfunktion, nämlich die poetische, von anderen Sprachfunktionen abheben:

“The set (Einstellung) toward the MESSAGE as such, focus on the message for its own sake, is the POETIC function of language.“ (Jakobson 1964: 356.)

Bei der poetischen Sprachfunktion steht die sprachliche Struktur eines Textes im Vordergrund. Der Text interessiert nicht (nur) in seinem Bezug auf Welt, Sprecher und Hörer, sondern hier ist es sein Aufbau selbst, seine sprachliche Geformtheit, die das Interesse erweckt.

Ein Kunstwerk in seiner sprachlichen Form ist einzigartig. Da sich aber gewisse Stilmerkmale, gewisse typische sprachliche Formen meist in mehreren Werken eines Künstlers wiederfinden, spricht man in der Regel von dem Stil eines bestimmten Dichters, seinem Individualstil oder auch – wenn innerhalb seines Schaffens charakteristische Stadien zu verzeichnen sind – von seinem Jugend- und Altersstil usw. Wenn sich mehrere Dichter auffallend in ihrem Stil gleichen, kann man aber auch von dem Stil einer literarischen Schule oder Epoche sprechen.

Bei einer genauen stilistischen Analyse interessieren nun nicht nur die auffallenden Stilmerkmale, sondern die Gesamtheit der sprachlichen Mittel, die in ihm verwandt worden sind. Bei der stilistischen Analyse literarischer Texte geht man davon aus, daß kein Element zufällig an bestimmter Stelle verwendet ist, sondern jedes unauswechselbar ist und seine spezifische Bedeutung hat. Auch ein reim- und figurloses literarisches Werk, das fast der Alltagssprache angenähert ist, hat demnach seinen besonderen Stil.

Von hier aus ergibt sich ganz von selbst die Möglichkeit bzw. die Notwendigkeit, den eingangs angedeuteten Stilbegriff aufzubrechen: Stil ist nicht die Gesamtheit der auffallenden Stilmerkmale, sondern der Stil eines Textes ist seine spezifische sprachliche Gebildetheit.²¹⁵ Seine Wahrnehmung entspringt einer bestimmten Rezeptionshaltung: Der Hörer achtet auf die sprachliche Struktur des Textes.

Damit wird aber auch deutlich, daß nicht mehr nur den literarischen Texten Stil zugesprochen werden kann. Jeder Text ist in irgendeiner Weise sprachlich gebildet, jeder Text hat einen bestimmten Stil. Auch die alltägliche Sprache

²¹⁵ Für eine kurze Übersicht über verschiedene Stilbegriffe und die Entwicklung des Stilbegriffs vgl. z.B. Sowinski 1972: 12ff.; Thoma 1976.

hat daher einen Stil. Da der Sprecher sich in seiner Alltagssprachlichen Rede aber eben nicht so sehr auf die Form der Äußerung konzentriert, versucht er auch nicht so sehr, sich von der Redeweise anderer abzusetzen. Individualstile sind in der Alltagssprache ungleich schwächer ausgeprägt als in der literarischen Sprache. Die Alltagssprachlichen Texte eines bestimmten Bereichs gleichen sich in ihrem Stil viel stärker als die literarischen Texte. Die sprachliche Form der Rede hängt hier weitgehend davon ab, unter welchen Bedingungen und zu welchen Zwecken gesprochen wird.

Daher hat – jedenfalls bei der ‚stilistischen‘ Analyse von nicht-literarischen Texten – ein funktionaler Stilbegriff den primär ästhetisch orientierten abgelöst.

„Die Vorstellung von einer gattungs- wie zweckgebundenen Stilprägung, die sich schon in Stilistiken des 18. und 19. Jhs. findet, ist in den letzten Jahrzehnten, vor allem unter dem Einfluß der russischen und tschechischen Stilistik, zu einem sprachlichen Modell mehrerer funktionaler Stile ausgeweitet worden.“ (Sowinski 1972: 21.)²¹⁶

Eine solche Umorientierung richtet sich stärker noch als gegen die literaturwissenschaftlich geprägten Stiluntersuchungen gegen einen normativen Stilbegriff, der verschiedene Stil-,schichten‘, -‘ebenen‘ oder -‘niveaus‘ nicht allein deskriptiv zu erfassen sucht, sondern sich zugleich die Durchsetzung einer bestimmten Schicht, die dem ‚guten Deutsch‘ entsprechen soll, zum Ziel setzt. Von diesen Stilschichten soll im weiteren die Rede sein.

Daß allerdings der Nutzen von Ansätzen, die allein auf eine wertende Gegenüberstellung solcher Stilebenen aus sind, heute in Frage gestellt wird, zeigt sich in fast allen neueren Arbeiten, in denen es um die stilistische Analyse nicht-literarischer Texte geht. Beispielhaft sei nur auf folgende Stellungnahmen von Rossipal, Thoma und Sandig hingewiesen.

„Als Grundkriterien der Stilklassifikation sollte die bewertende Skala von oben bis unten, ein Abkömmling der alten Einteilung in *stylus gravis*, *mediocris*, *humilis*, durch funktionale Werte ersetzt werden. Solche können nach den verschiedenen kommunikativen Funktionen der Sprache, d.h. nach abstrahierten Situationskontexten aufgestellt werden.“ (Rossipal 1973: 34.)

„Bei dem Leitgedanken, daß (. . .) den verschiedenen Stilen verschiedene Textarten entsprechen, ist natürlich der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die präskriptiven Regeln und die Verbindlichkeit der Liste der Genres heute abgelöst sind durch eine funktionale Sichtweise.“ (Thoma 1976: 9.)

Sandig wirft präskriptiven Stilistiken, die an einer einheitlichen Norm orientiert sind, ausdrücklich vor:

„Die Vorteile vielartiger Stilkonventionen gegenüber einseitiger Ideallnorm werden nicht gesehen: die konventionell erwartbaren und dadurch unproblematischen, automatisierten Handlungs- und Äußerungsmuster. Dagegen soll durch das Absolutsetzen einer einzigen Stilnorm mit einschränkenden Handlungs- und Äußerungsarten auch Erwartbarkeit geschaffen werden. Der Geltungsanspruch der Stilnorm ist umfassend, ausgehend von einem begrenzten Handlungsbereich. Aber der Realisierungsgrad ist außerhalb der Gruppe der Gebildeten gering; meist ist die Stilnorm wegen anderer kommunikativer Erfordernisse nicht durchsetzbar. Außerdem befolgen selbst die Gebildeten in vielen Situationen die eingespielten Konventionen, nicht die Stilnorm: z.B. bei sozial irrelevanten Handlungsarten wie spontanem Sprechen.“ (Sandig 1978: 41.)

In dieser Äußerung kommt deutlich zum Ausdruck, daß bei den verschiedenen Stilschichten soziale wie situationelle Kriterien ins Spiel gebracht werden. Die Vernachlässigung der Bedeutung der außersprachlichen Situation als einer Komponente, die wesentlichen Einfluß auf die Auswahl der jeweiligen Sprachmittel hat, führt allerdings zu Bewertungen, die eine einheitliche Norm voraussetzen.

Die herkömmliche Unterscheidung von Stilniveaus, bei der ‚höhere und niedrigere Ausdrucksweise‘ gegenübergestellt werden, nimmt also eine hierarchische Gliederung unter wertendem Aspekt vor. Während man sich vielfach darum bemüht hatte, aus der diatopischen Ebene den Wertungsaspekt auszuschließen, d.h. den Dialekt nicht ‚niedriger‘ zu bewerten als die Gemeinsprache, werden auf der stilistischen Ebene gerade nicht wertneutrale Schichten unterschieden.

„Die Schichtvorstellung, die sich für die landschaftliche Sprachgliederung als ungeeignet erwiesen hat, paßt zweifellos besser in den Bereich des *Geistigen*. Hier haben Begriffe wie ‚höher‘ und ‚tiefer‘, ‚besser‘ und ‚schlechter‘ ihren Platz. Wir können zunächst sagen: je mehr geistige Anstrengung eine Äußerung (oder eine Folge von Äußerungen) erfordert, desto höher steht sie. Weiter: je mehr Entscheidungen eine Sprache von ihrem Träger verlangt, desto geistiger ist sie. Damit ergibt sich eine Gliederung, die der Einteilung in Sprachkreise vielfach entgegensteht, sie manchmal freilich auch ergänzt oder bestätigt. Aber grundsätzlich hängt es nicht von den Sprachkreisen ab, ob die Rede reich oder arm an Geist sei. Man kann sich, wie schon angedeutet, in der Gemeinsprache gepflegt oder plump, geistreich oder dumm ausdrücken; dasselbe gilt für die Umgangssprache und die Mundart.“ (Engel 1962: 301.)

Bei der Unterscheidung von Stilniveaus geht es nicht darum, die verschiedenen Sprechweisen deskriptiv auf ihre sprachliche Geformtheit, d.h. auf ihren Stil, zu untersuchen, sondern diese Einteilung hat ein präskriptives Ziel im Auge. Untersuchungen aus diesem Bereich haben vielfach sprachdidaktische Zwecke, es geht ihnen um die Vermittlung des ‚guten Deutsch‘, die ‚Ausmerzungen‘ aller saloppen und niedrigen Ausdrucksformen. Diese Untersuchungen müssen von irgendeiner Seite die Norm beziehen, an der die Aus-

²¹⁶ Die Funktionalstilistik wird in Kap. 4.1. gesondert behandelt.

druckswesen gemessen und bewertet werden. Diese Norm stellt die Hochsprache dar, bzw. die Literatursprache; beide Phänomene fallen ja weithin zusammen.

Es ist leicht einsichtig, wieso man auch bei der Normsetzung für die im Alltag verwendete Sprache auf die Sprachverwendung in der Literatur zurückgegriffen hat. Diese hatte sich ja als der Bereich erwiesen, in dem der Sprecher überhaupt erst Aufmerksamkeit auf seine Ausdrucksweise, auf seinen Stil verwendet. Voraussetzung für die Möglichkeit, guten Stil zu lehren, ist aber, daß der Sprecher sich zunächst auf seinen Stil konzentriert.

Die Sprache der ‚schönen‘ Literatur und die Hochsprache, die sich weithin an deren Werten orientiert, sollen den ‚guten Stil‘ repräsentieren.²¹⁷ Von diesem hebt sich der schlechte Stil niederer Ausdrucksweise ab. Zwischen gutem und schlechtem Stil gibt es aber so etwas wie eine neutrale Schicht. Selbst wenn die Alltagssprache ‚von niederen Ausdrücken gereinigt‘ ist, ist sie doch noch keine Literatursprache. Sie stellt vielmehr das stilistische Normalniveau dar.

Für die sprachwissenschaftliche Stilkunde, die sich weniger um die stilistische Analyse literarischer Werke bemüht, sondern diese Stilniveaus untersucht, ist es nun – aufgrund der sprachpflegerischen Konzeption – hauptsächlich um die niederen Stilniveaus gegangen. Die Erziehung zur Hochsprache und zum guten Deutsch erschöpft sich nicht selten darin, den schlechten Stil negativ zu sanktionieren. Die verschiedenen Stilniveaus werden – wie gesagt – nicht als funktionale Varietäten angesehen, die konstitutiv für die Realisierung bestimmter kommunikativer Interessen wären, sondern ihnen kommt vornehmlich eine soziale Relevanz zu. Die Verwendung stilistisch signifikanter Signale zieht Sanktionen nach sich. Die Hochsprache, das ‚gute Deutsch‘, stellt in dieser Sicht eine einheitliche Norm dar. Dabei findet die Tatsache keine Berücksichtigung, daß in unterschiedlichen Situationen auch unterschiedliche Stilebenen angebracht sind oder sein können. Die Vernachlässigung des funktionalen Aspekts der stilistischen Niveaus hat die Annahme zur Grundlage, daß die Äußerungen auf verschiedenen Stilebenen inhaltlich gleichwertig sind. Nur unter dieser Voraussetzung kann die Forderung nach Vermittlung des einheitlichen ‚guten Stils‘ aufrechterhalten werden. Tatsächlich ist aber die ‚Synonymie‘ von „Hau ab!“ und „Würden Sie bitte gehen!“ eher oberflächlicher Natur. Beiden Äußerungen könnte man zwar die ‚Bedeutung‘ zuschreiben, x intendiert, y mitzuteilen, daß x will, daß y geht, aber die Äußerungen können nicht alternativ in einer Situation verwendet werden. Der Unterschied zwischen beiden Sätzen ist mehr als ein äußerlich-formaler.

²¹⁷ Eine solche Annahme impliziert natürlich auch eine – recht fragwürdige – (Ab-)wertung bestimmter literarischer Formen, Gattungen, Epochen und Werke.

Er betrifft die pragmatischen Bedingungen der Interaktionssituation. In diesem Sinne werden die stilistischen Niveaus hier als situative Varietäten behandelt, eine Zuordnung, die sich allerdings nicht unmittelbar aus den gängigen Klassifikationen herleiten läßt.

Der Wertmaßstab, den traditionelle Ansätze mit dem Verweis auf das ‚gute Deutsch‘ gesetzt haben, muß kritisiert werden. Die diasituativen Varietäten, die auf die unterschiedlichen kommunikativen Erfordernisse in verschiedenen Lebensbereichen abgestellt sind, dürfen nicht zugunsten einer Prestigenorm, die ja auch nur bestimmten Bereichen angepaßt ist, nivelliert werden. In Alltagssprachlicher Kommunikation kann nicht der Aspekt ästhetischer sprachlicher Vollkommenheit vor den der Optimierung und Effektivierung sprachlicher Interaktion treten. Der Wert des ‚guten Deutsch‘ ist daher zu relativieren.

Den Stilniveaus als unterscheidbaren Varietäten der Sprache sind nur wenige spezielle Untersuchungen gewidmet. In den sprachwissenschaftlichen Stilkunden geht es in der Regel auch in erster Linie darum, einzelne Stilmittel zu besprechen.

Begriffe für sprachliche Varietäten, die nur oder hauptsächlich auf die stilistische Niveauskala Bezug nehmen, gibt es nur wenige. So sind z.B. die Hochsprache und die Umgangssprache, die auch im Rahmen der Unterscheidung von Stilniveaus wichtig sind, primär auf der diatopischen Ebene anzusiedeln.

Im Gegensatz zu anderen ‚Sonderformen‘ der Sprache werden die stilistischen Niveaus meist gar nicht als in sich geschlossene Varietäten behandelt, sondern die Zuordnung zu einem bestimmten Stilniveau bezieht sich oft ausschließlich auf das lexikalische Material, ja oft nur auf einige Ausdrücke. So sind denn auch Wörterbücher die Quelle, über die man am ehesten erschließen kann, welche stilistischen Schichten unterschieden werden. In den Wörterbüchern sind einzelne Lexeme gekennzeichnet als *umgangssprachlich*, *vulgär*, *familiär*, *literarisch*, *gehoben* u.ä. Die nicht gekennzeichneten Lexeme stellen offenbar die neutrale Schicht dar. Mit Hilfe dieser Kennzeichnungen lassen sich nun sehr grob Stilschichten unterscheiden, deren Zuordnung zu bestimmten Situationsklassen naheliegt: Literarische Wörter finden sich nur in der Dichtung, familiäre Ausdrücke werden nur im Familienkreis, also nicht in öffentlicher Rede, gebraucht. Es scheint hier eine Klassifikation nach dem Formalitätsgrad der Situation angebracht. Vulgäre Sprache weist auf Situationen mit minimalem Formalitätsgrad hin, umgangssprachliche Rede wird in relativ informellen Situationen gebraucht, gehoben oder gewählt spricht man in Situationen mit hohem Formalitätsgrad.

Daß eine Unterscheidung von Stilniveaus entsprechend den Merkmalen der Sprechsituation sich nicht nur auf das lexikalische Material beziehen kann,

zeigt z.B. das stilistische Spektrum, das in Labovs (1971b; 1972c) Untersuchungen eine Rolle spielt. Es wurde gewonnen aus der Analyse der Sprechweisen von interviewten Versuchspersonen, die verschiedene Aufgaben zu erfüllen hatten. Ihre normale, alltägliche Sprechweise, das natürliche Sprechen, konnte nur schwer beobachtet werden, da dieses in einer Situation verwendet wird, in der kein fremder Beobachter mit hohem Sozialprestige zugegen ist. Das natürliche Sprechen ist an Situationen mit niedrigem Formalitätsgrad gebunden. Eine halbformale Situation stellt nach Labov das Gespräch mit dem Interviewer dar. Immer größere Anforderungen werden an die Aufmerksamkeit der Sprecher auf die Form ihrer Rede gestellt, wenn sie Texte, Wortlisten und schließlich Minimalpaare vorlesen sollen, wobei sich für diese verschiedenen Situationen und Sprachverwendungstypen charakteristische Unterschiede in der Aussprache feststellen ließen.

Bei Labov, der in diesen Untersuchungen im übrigen nur nicht-natürliche Sprachverwendungssituationen erfaßt, ist die formale Seite überrepräsentiert. Unterhalb der Umgangssprache (als stilistischer Varietät) liegende Realisierungen werden nicht erfaßt.

„Ausgewogener“ ist die Fünfteilung, die Joos vornimmt. Er unterscheidet

1. intimate
2. casual (colloquial)
3. consultative
4. formal
5. frozen styles.

(Joos 1972: 188; vgl. auch Joos 1962: 13.)

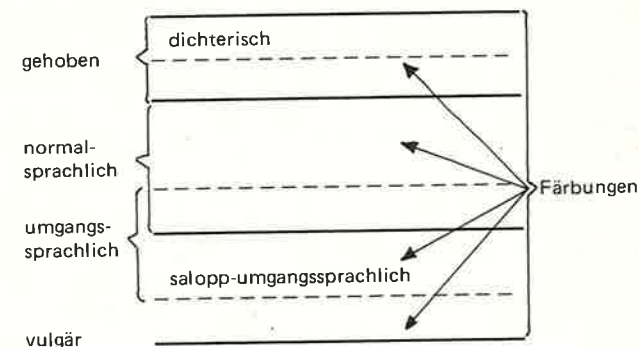
Eine eindeutige Abgrenzung solcher Typen ist allerdings kaum möglich. Halliday/McIntosh/Strevens sprechen von einer Primärunterscheidung in umgangssprachlich (colloquial) und höflich (polite), schränken aber ein:

“This dimension is unlikely ever to yield clearly defined, discrete registers. It is best treated as a cline, and various more delicate cuts have been suggested, with categories such as ‘casual’, ‘intimate’ and ‘deferential’. But until we know more about how the formal properties of language vary with style, such categories are arbitrary and provisional.” (Halliday/McIntosh/Strevens 1964: 52f.)

Diese provisorischen Unterteilungen korrelieren im übrigen auch nicht mit den in deutschen Untersuchungen üblichen Einteilungen von Stilniveaus. Hier schlägt der stärker wertende Aspekt ebenso durch wie die Konzentration auf die Wortwahl. Zwar ließe sich in etwa eine Parallele des intimate style mit familiärer Sprechweise, des colloquial bzw. casual style mit umgangssprachlicher Sprechweise finden. Die eher positiven Konnotationen, die aber mit *gehoben*, *gewählt* oder gar *literarisch/dichterisch* verbunden sind, finden sich in der Skala von Joos so nicht wieder.

Für die Untersuchung der Stilniveaus im Deutschen ist im übrigen auch charakteristisch, daß man nach keinem einheitlichen Kriterium vorgeht, sondern daß in den Stilniveaus soziale und situative Kriterien vermisch auf treten, wie sich bei der Besprechung einzelner solcher Varietäten noch zeigen wird.

Klappenbach (1960: 31) hat folgende Skizze für eine Unterscheidung von „Stilsphären“ vorgeschlagen:



Tatsächlich sind zwar die Kennzeichnungen ‚gehobene‘ und ‚gewählte‘ Rede-weise üblich, eine besondere, in sich geschlossene sprachliche Varietät hat man jedoch für die höheren stilistischen Stufen nicht angesetzt, seit der Begriff Umgangssprache, der früher eine solche ‚höhere Schicht‘ meinte, für die alltägliche oder sogar eher schon ‚niedrige‘ Ausdrucksweise eingebürgert wurde. Mitunter wurde der Versuch gemacht, um einer genauen Scheidung willen eine gehobene Hochsprache, Durchschnittshochsprache und gehobene Umgangssprache²¹⁸ anzusetzen, ohne daß sich dieser Versuch jedoch durchgesetzt hätte. Hochsprache, Literatursprache und Schriftsprache treffen am ehesten die höchste stilistische Stufe. Alle diese Begriffe werden jedoch überaus uneinheitlich gebraucht.

„Die am höchsten entwickelte Erscheinungsform unserer Nationalsprache nennen wir Gemeinsprache. Sie ist weitgehend genormt und gilt im Prinzip im gesamten deutschen Sprachgebiet. Ihre gesprochene Form wird mit Hochsprache, ihre geschriebene mit Schriftsprache erfaßt. Der Begriff Literatursprache bezeichnet die Sprache der schönen Literatur.“ (Czichocki/Heydrich/Langner 1964: 119.)

²¹⁸ Vgl. z.B. Moser 1956: 231.

Dagegen definiert Große die nationale Literatursprache als die höchste entwickelte Form und erklärt:

„Es sei noch darauf verwiesen, daß die Begriffe Hochsprache, Gemeinsprache, Einheitssprache nur als Umschreibung verwendet werden sollten, wenn die Aspekte der Ausgewähltheit bzw. der Vereinheitlichung hervorgehoben werden sollen“. (Große 1969: 509.)²¹⁹

Der Begriff der Hochsprache, der wie sich schon oben gezeigt hat, meist primär als Gegenbegriff zu Dialekt verwendet wird, ist überhaupt sehr vage. Eine Übereinstimmung in bezug auf die stilistische Wertung dieser Varietät ist jedenfalls nicht durchgängig festzustellen. Das gilt auch für die Umgangssprache, die wie Bichel zeigt, nur von einigen Forschern als nicht-literaturfähige Sprachform aufgefaßt wird. Der Gebrauch der Kennzeichnung *umgangssprachlich* in Wörterbüchern wird aber offensichtlich immer als Vermerk für eine niedere Stilstufe intendiert und interpretiert. Das Küppersche Wörterbuch der deutschen Umgangssprache (1963–70) macht diese Interpretation verbindlich. Eine genauere Darstellung der höheren stilistischen Stufen erübrigt sich hier, da gewisse Aspekte schon bei der Erörterung der Hochsprache und Umgangssprache als diatopische Varietäten genannt worden sind und umfangreiche Darstellungen zu diesen Varietäten als stilistischen Phänomenen auch nicht vorliegen.

Mehr Einigkeit bei der Kennzeichnung der Stilniveaus besteht bei den besonders tief stehenden Varietäten. Auch hier geht es hauptsächlich um die Lexik. Riesel (1964: 94) nennt als Elemente der ‚nicht-literarischen Lexik: Vulgarismen, Argotismen, Slangwörter, Berufsjargonismen‘. Als Begriffe, die sprachliche Varietäten niedriger Stilstufe erfassen sollen, scheinen demnach Argot, Vulgär- oder Gossensprache, Slang und Jargon in Frage zu kommen.

1. Argot

Der aus dem Französischen stammende Begriff Argot wird für die deutschen Sprachverhältnisse relativ selten gebraucht. Seine Bedeutung ist aber auch für das Französische sehr unklar bzw. weitgespannt. Nach Müller lassen sich folgende Lesarten unterscheiden:

- „Jede Ausdrucksweise, die sich gehäuft vulgärer, obszöner, sonst tabuisierter Wörter bedient“, (Müller 1975: 174.)
- Fachsprachen (*argots de métier*). In diesem Sinn wird Argot insbesondere für die Werkstattsprache, aber auch für die hochentwickelte Terminologie von

²¹⁹ Über weitere terminologische Vorschläge bezüglich der Begriffe Nationalsprache, Literatursprache, Gemeinsprache aus dem östlichen Bereich vgl. Lerchner 1974.

- wissenschaftlichen Fachsprachen (*langues de spécialité; argots des sciences*) verwendet.
- Gruppensprache. Argot wird in dieser Bedeutung zum Begriff für eine soziale Varietät. Der Argot ist die

„Gruppensprache derer, die nach Beruf, sozialem Status, Sitte, Moral oder Gesetz am Rand der Gesellschaft leben.“ (Müller 1975: 174.)

In diesem letzten Sinn wird Argot gelegentlich auch für deutsche Sprachverhältnisse gebraucht. Schmidt setzt Argot in dieser Bedeutung mit Jargon und Rotwelsch gleich.

„Die Ausdrücke Jargon oder Argot meinen meist die Sondersprache der Verbrecher, die häufig auch als Rotwelsch (...) bezeichnet wird.“ (Schmidt 1968: 33.)

Die Charakterisierung des Argot als Berufssprache der Verbrecher findet sich auch bei v. Wartburg (1930), der den geheimsprachlichen Charakter als zweites wesentliches Kennzeichen dieser Varietät nennt.

Auch Riesel setzt den Begriff Argot mit Rotwelsch gleich. Die Abgrenzung von Argotismen zu Vulgarismen besteht für sie darin, daß erstere nicht gemeinverständlich sind. Die Grenzen sind allerdings unscharf.

„Während den Vulgarismen – seien es Einzelwörter, Wortgruppen oder ganze Sätze – auch in der Alltagsrede der bildungstragenden Schicht ein wichtiger Platz zukommt, spielt eine andere lexisch-stilistische Kategorie, die Argotismen, hier eine weit geringere Rolle. Aber trotzdem müssen wir auch einen Blick auf diesen dem Leben der deklassierten Elemente entnommenen Sonderwortschatz werfen; denn um bestimmte Tatsachenverhalte und Stimmungen auszudrücken, greift man auch im Alltagsverkehr gelegentlich zu den Wörtern und Wendungen des Rotwelsch.“ (Riesel 1964: 105.)

„Sobald die Argotismen aus dem Kreis der deklassierten Elemente in den allgemeinen Verkehr übergehen, münden sie zunächst in die Kategorie der Vulgarismen ein – die Grenzlinie zwischen ihnen ist jedenfalls schwer zu erfassen.“ (Ebd.: 107.)

Der Argot gilt demnach primär als eine Varietät der diastratischen Ebene, erst sekundär scheint man mit diesem Begriff auch eine bestimmte Stilschicht zu erfassen.

2. Gossensprache

Die vulgäre und obszöne Rede, die im Französischen ebenfalls mit dem Terminus Argot bezeichnet wird, wird im Deutschen meist Gossensprache genannt. Für sie sind die von Riesel erwähnten Vulgarismen kennzeichnend.

„Der Stil der deutschen Alltagsrede ist überaus großzügig im Gebrauch nicht-literarischer Lexik und Phraseologie. Ohne Zweifel greift man im täglichen

Umgang gerne zu bestimmten Vulgarismen (wie z.B.: *Dreck, Sau, Schwein, Mist* und andere anstößige Ausdrücke) und verwendet sie sowohl in Augenblicken seelischer Erregung als auch — ohne jede innere Notwendigkeit — bloß zum Spaß, als Zeichen emotionaler Entspannung.“ (Riesel 1964: 96.)

Moser, der die Gossensprache gegen Argot absetzt, definiert:

„Schließlich gibt es eine vulgäre Form der ‚Umgangssprache‘, die im Deutschen noch wenig erforscht ist und für die sich der Ausdruck *Gossensprache* anbietet. Sie bewegt sich auf der Ebene von Wörtern wie *Fresse, Scheiße* usw.; charakteristisch ist, daß viele Tabuausdrücke, auch erotischer Art, hier offen verwendet werden. Auch sie ist nicht gruppengebunden und kann in alle sozialen Schichten reichen. Sie hat viel mit dem französischen *Argot* gemein, kennt jedoch nicht so zahlreiche verhüllende Ausdrücke wie jenes.“ (Moser 1960: 227.)

Aber auch die Gossensprache erscheint als eine Varietät, die — zumindest bevorzugt — von ‚unteren‘ Gesellschaftsschichten gebraucht wird. Sie teilt mit der eigentlichen Verbrechersprache und ihren verschiedenen Sparten aber nicht den geheimsprachlichen Charakter.

Für Simon ist nicht so sehr das lexikalische Material als die Artikulation ein entscheidendes Merkmal der Gossensprache.

„Wird die Sprache so verwirtschaftet, ja verschrottet, dann gerät sie auf den Stand der *Gossensprache*. Im Lautlichen ist das Abgleiten am deutlichsten spürbar. Aus Lässigkeit verebben zum Beispiel in der obersächsischen Umgangssprache die ohnehin schon geringen Bewegungsantriebe schließlich zur völlig ungespannten, flauen Artikulation. Die Bequemlichkeit wird so groß, daß selbst die Spannung des Zäpfchens sich löst, der Nasenraum freigegeben wird; und da der Mundraum nicht geformt wird, entrinnt eine völlig ungestaltete Sprache mit näselndem Klang. Dieses Näseln findet seine Parallele in der Gossensprache Berlins, wo es auch nicht zur Mundart der Landschaft gehörte, ferner im cockney des Londoners, und muß somit allgemein als Verfallserscheinung gedeutet werden. Hier ist das Feld der ausgiebigsten Verschleifungen.“ (Simon 1940: 5f.)²²⁰

Gegen solche scheinbar so genauen Beobachtungen, die tatsächlich nur der starken Wertung sprachlicher Varietäten entspringen, sind immer wieder berechtigte Einwände erhoben worden. Trier, der die Alltagssprache untersucht hat, — und damit eine ‚höhere‘ Varietät behandelt hat als die hier besprochenen — stellt zwar auch größere sprachliche Nachlässigkeit fest; er deutet sie aber funktional und wird damit den pragmatischen Bedingungen, in die diese sprachlichen Varietäten eingebettet sind, eher gerecht. Für die Alltagssprache ist typisch die Situationsbindung; d.h. die Situation trägt wesentlich zur Verständigung bei. Für die Alltagssprache nennt Trier folgende Merkmale:

²²⁰ Dieses ausführliche Zitat sei hier nur als ein Beispiel für die sehr typische Art, in der in vielen Aufsätzen die stilistischen Ebenen abgehandelt werden, angeführt.

„Ungenauigkeit der Wortwahl (dinges, Dings ist sehr beliebt, gib mir mal das Dingen), Armut an Satzbauplänen, Inkonsequenz in ihrer Anwendung, Abbrechen begonnener Konstruktionen und schließlich und nicht zum wenigsten auch nuschelnde Flüchtigkeit in der Lautbildung. All das kann es geben, weil ja die rettende Situation da ist, deren Gegenwart alle rein sprachlich verbliebenen Lücken ausfüllt, alle Unbestimmtheiten präzisiert, allen genuschelten Lauten nachträglich in der Phantasie des Hörenden Gestalt gibt.“ (Trier 1966: 119f.)

3. Slang

Der Ausdruck Slang wird sehr unterschiedlich verwendet. v. Wartburg (1930: 380) setzt den französischen Argot mit dem englischen Slang und Cant gleich. Moser (1960: 228) ordnet ihn als eine Form der Umgangssprache ein. Die Umgangssprache ist nach Moser ein heterogenes Gebilde, zu dem auch niedrige Sprachformen (so auch die vulgäre Gossensprache) zu rechnen sind. Auch bei Genthe entspricht der Begriff Slang dem, was Küpper Umgangssprache nennt. Genthe hatte ähnlich wie Küpper das Ziel, ein Wörterbuch von Wörtern, ‚die nicht im Wörterbuch stehen‘, zu schreiben. Diese Sammlung wurde im Jahre 1892 unter dem Titel „Deutsches Slang“ herausgegeben. Im Untertitel wird das Buch als eine Sammlung „familiärer Ausdrücke und Redensarten“ bezeichnet. Das macht deutlich, daß er als Varietät auf niedriger Stilstufe eingeordnet wird. In der Einleitung setzt Genthe an einer Stelle auch bereits Slang und Umgangssprache nahezu gleich.

„Die allgemeine Verbreitung des Slang ist eine größere, als man gemeinlich anzunehmen geneigt sein dürfte. — Da unser Blick über alltägliche Dinge leicht hinweg sieht, so kommt bei einer so alltäglichen Sache wie der Umgangssprache es den Meisten gar nicht zum Bewußtsein, wie außerordentlich viel nicht schriftgemäße, familiäre Ausdrücke wir verwenden.“ (Genthe 1892: XIII.)

Der Slang wird deutlich höher bewertet als die Gossensprache. Porzig schreibt:

„Der Ausdruck bezeichnet eigentlich den Gebrauch niederer und salopper Sprechweise in guter Gesellschaft.“ (Porzig 1971: 253.)

Neben der niedrigen Ausdrucksweise wird besonderer Wert auf das ‚spielerische Element‘ als Kennzeichen des Slang gelegt.

„Da legen die Sprechenden offenbar Wert darauf, gerade nicht die alltäglichen Wörter und Wendungen zu gebrauchen, sondern sich ungewöhnlich, gesucht, parodistisch scherzhaft und oft geradezu absichtlich albern auszudrücken.“ (Porzig 1971: 253.)

„Der Slang entschärft den Ernst der Wirklichkeit, er ist gesellschaftliches Spiel. (...) So erweist sich also der Slang doch als eine Erscheinung innerhalb der Alltagssprache, nämlich als der Versuch, das Alltägliche und Langweilige an ihr zu überwinden.“ (Ebd.: 254.)

Als weiteres Merkmal wird häufig noch auf die Gebundenheit des Slangs an eine gesellschaftliche Gruppe verwiesen, die Porzig dazu führt, den Slang als

eine Art Sondersprache (bzw. Gruppensprache) zu bezeichnen, von der er sich aber doch wieder unterscheidet.

„Der Slang wird meistens als eine Art der Sondersprache betrachtet. In der Tat verwenden ihn junge Leute mit besonderer Vorliebe, und seine verschiedenen Formen kennzeichnen engere Gruppen innerhalb einer Gesellschaftsschicht (was die Engländer *a set* nennen). Auch die Vermeidung des eigentlichen Ausdrucks erinnert an die Sondersprache. Aber sie dient im Slang doch einem ganz anderen Zweck: nicht weil er zu unmittelbar und darum gefährlich, sondern weil er abgenutzt und langweilig ist, wird der eigentliche Ausdruck vermieden.“ (Porzig 1971: 253.)

Eine solche Differenzierung nimmt z.B. Gernentz nicht vor, der Jargon und Slang gleichermaßen als besondere sprachliche Formen bestimmter sozialer Gruppierungen ansieht. Riesel sieht ebenfalls den Slang als Sprachform einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe an und behandelt besonders den „Slang der westdeutschen Teenager und Twens“. Sie wendet sich ausdrücklich gegen Porzigs Bestimmung und kennzeichnet den Slang der westdeutschen Jugend als typische Erscheinung westlicher Dekadenz, als „gesellschaftsfeindlichen Jargon“ (Riesel 1964: 116).

4. Jargon

Nicht nur bei Riesel und Gernentz werden Slang und Jargon parallel gesetzt. Der Begriff Jargon ist der weitaus häufigste pejorative Ausdruck für Gruppensprache.²²¹ Besonders häufig wird von dem Jargon bestimmter Berufsgruppen gesprochen.

„Selbstverständlich zieht die Ungezwungenheit und Lockerheit der Alltagsrede auch den Gebrauch von Berufsjargonismen nach sich. Neben den neutralen Fachausdrücken und an ihrer Stelle verwendet man auch nicht-literarische Synonyme (vom Literarisch-Umgangssprachlichen über das Saloppe zum Groben), Wortschöpfungen des vertrauten täglichen Umgangs mit Arbeitskollegen, Wahrzeichen gemeinsamer Interessen, zunächst nur einem engeren Kreis verständlich. Meist – aber lange nicht immer – sind es emotionale und bildhafte Fachsynonyme.“ (Riesel 1964: 116.)

Moser sagt über den „streng gruppengebundenen Jargon“:

„Er ist die Sprache einer bestimmten, vorwiegend durch einen geistigen, vor allem auch künstlerisch bestimmten Beruf oder durch eine gleiche innere Haltung geprägte und zusammengeschlossene Gruppe. Wir sprechen namentlich vom Jargon der Schauspieler, Maler, Musiker, der Journalisten (und da wieder im besonderen von dem der Musik- und Theaterkritiker, der Sportberichterstaten), aber auch der Hochschullehrer, der Chirurgen, der Nervenärzte, der Beamten bestimmter Verwaltungen, weiterhin von Jugendgruppen, Klassengemeinschaften usw.“ (Moser 1960: 227.)

²²¹ In ganz anderem Sinn, nämlich als besondere Form der Sprachmischung, wird „jargon“ verwendet, z.B. von Fox 1977.

Fleischer/Michel konstatieren eine häufige Parallelität von Jargonausdrücken und niedriger Ausdrucksweise, die jedoch nicht konstitutiv sei.

„Die Jargonausdrücke gehören vielfach zugleich zu niederen Stilschichten (müssen es aber nicht). Sie sind meist emotional gefärbt (oft krasse Bilder), weichen bewußt von dem geläufigen ‚normalen‘ Ausdruck ab und bringen das Besondere der Gruppe gegenüber allem, was außerhalb steht, wie innerhalb der Gruppe die Zugehörigkeit zum Ausdruck.“ (Fleischer/Michel 1975: 89.)

Der Jargon ist daher möglicherweise eher als Gruppensprache anzusehen. So wird er auch von v. Polenz interpretiert, der die Nähe zur Fachsprache hervorhebt.

„Fachsprachen haben mitunter sekundäre Funktionen, z.B. als Geheimsprachen, mit denen fachliche Kooperation gegenüber Nichtexperten, also Laien getarnt werden soll; viel mehr noch im soziolinguistischen Bereich, wo Fachsprache als Gruppensymbol dazu dienen kann, den Mitgliedern einer Expertengruppe ihre Gruppenzugehörigkeit (zur Solidarisierung), den Nichtmitgliedern ihre Nichtzugehörigkeit (zur Distanzierung) zu verstehen zu geben (...). Für solche sekundären Funktionen von fachsprachlichen Ausdrucksmitteln gibt es die abwertende Bezeichnung ‚Jargon‘, allerdings nur aus der Perspektive der Nichtexperten bzw. Nichtmitglieder.“ (v. Polenz 1976: 1.)

Diesen Aspekt hebt auch Bausinger hervor, der allerdings daneben dem Jargon dieselbe Erklärung gibt, die bei Porzig für den Slang zu finden war:

„Der Jargon ist ein Versuch der Sprecher, die Langeweile und Gleichgültigkeit zu durchbrechen, das Nichtssagende der Rede – freilich oft mit grellen Plakateffekten – aufzuputzen.“ (Bausinger 1967: 306.)

Für alle Begriffe, von denen eingangs angenommen wurde, daß damit sprachliche Varietäten niedriger Stilschicht bezeichnet würden, kann also festgehalten werden, daß sie zunächst zur Kennzeichnung schichten- oder gruppenspezifischer Sprechweisen verwendet werden.

Damit zeigt sich aber insgesamt, daß solche Varietäten, die auf der diasituativen Ebene angesiedelt werden könnten, am wenigsten systematisch untersucht und auch begrifflich erfaßt worden sind. Tatsächlich liegen für diesen Bereich eine Menge von Einzelstudien vor, in denen unter verschiedenartigen Ansatzpunkten Phänomene des situationsspezifischen Sprachgebrauchs analysiert worden sind. Damit erscheint aber die diasituative Ebene eher als ein Sammelbecken relativ heterogener Erscheinungen denn als Dimension inner-sprachlicher Variabilität, innerhalb derer einige – einigermaßen klar gegeneinander abgrenzbare – Varietäten unterschieden worden sind.

3.5. Zusammenfassung

Die in der vorausgegangenen Darstellung vorgenommene Übersicht über Untersuchungen zu verschiedenen sprachlichen Varietäten sollte einen Einblick geben in die Art und Weise, in der die innere Differenzierung einer bestimmten Einzelsprache innerhalb der Sprachwissenschaft, d.h. insbesondere innerhalb einzelphilologischer Untersuchungen, behandelt wird, und einige — auch vorwissenschaftlich gängige — Begriffe zur Kennzeichnung bestimmter Ausprägungen einer Einzelsprache näher beleuchten.

Diese Zusammenstellung bleibt jedoch insofern unbefriedigend, als der Versuch, dabei einer systematischen Klassifizierung zu folgen, sich immer wieder als schwierig oder fragwürdig erwiesen hat und viele der verwendeten Begriffe unklar geblieben sind oder sich als mehr oder weniger untaugliche Kategorien entpuppten.

Im ganzen scheint unter den Begriff der sprachlichen Varietäten ein weites Feld eher heterogener Phänomene zu fallen, deren gemeinsames Kennzeichen gar nicht unmittelbar deutlich ist.

Aber die bisher besprochenen Untersuchungen zu Varietäten innerhalb der deutschen Sprache haben ihren Ausgang ja auch nicht von einem systematischen Ansatz genommen, dem die innere Differenzierung der Sprache zum Problem geworden wäre. Für die einzelnen Forschungsrichtungen hat es vielmehr unterschiedliche Ansatzpunkte gegeben. Der am weitesten ausgearbeiteten Dialektologie, die im übrigen auf der Grenze der Untersuchung innerer und äußerer Sprachverschiedenheit steht, ging es u.a. um Fragen der Sprachgeschichte; andere Varietäten, wie z.B. die Handwerkersprachen, wurden in erster Linie aus kulturhistorischem Interesse untersucht, für wieder andere, wie die Gaunersprache und die Fachsprachen, waren praktische Erfordernisse für die Untersuchung ausschlaggebend; der sprachpflegerische Gesichtspunkt nimmt einen bedeutenden Rang vornehmlich bei der Untersuchung der stilistischen Varietäten ein. Wegen dieser unterschiedlichen Ansatzpunkte kam es denn auch nicht zu einer Zusammenschau der verschiedenen Bereiche unter einem einheitlichen Gesichtspunkt. Einzelne Versuche zu einer Integration der Untersuchungen²²² waren wiederum gezwungen, einen bestimmten Aspekt besonders hervorzuheben oder aber die Varietäten (und die zugehörigen Forschungsrichtungen) mehr oder weniger isoliert nebeneinanderzustellen. Da die Hochsprache oder Gemeinsprache, die als das wichtigste und einigermaßen einheitliche Phänomen der deutschen Sprache betrachtet wurde, fast immer im Vordergrund der Überlegungen stand, konnte die Untersuchung der als ‚Randphänomene‘ angesehenen Varietäten — schon der Begriff der Son-

²²² Vgl. z.B. Moser 1960; Porzig 1971; Trier 1966; Cordes 1963.

dersprache erweist sich hier als aufschlußreich — auch guten Gewissens vernachlässigt werden.

Wenn von anderer Seite der Versuch gemacht wurde, das Problem der inner-sprachlichen Differenzierung, der Varietäten in der Sprache, grundsätzlich anzugehen und hier nach Beschreibungsmöglichkeiten zu suchen, wurden oft genug die Ergebnisse der Einzelforschung nicht hinreichend berücksichtigt und gewürdigt. Deutlich konnte dabei auch nicht werden, wie problematisch sich bei einer systematischen Vorgehensweise die herkömmlichen Einteilungen darstellen müssen. Es scheint entsprechend den eher theoretischen Gesamtentwürfen daher recht unproblematisch, verschiedene Varietäten auf bestimmten Ebenen auszusondern und deren genauere Untersuchung bloß zu fordern. Dieser Erkenntnisstand drückt sich in der Systematisierung im Sinne von verschiedenen Dimensionen, der diatopischen, diastratischen und dia-situativen, aus, die auf den ersten Blick als übersichtliches und klares Gliederungsraster erscheint. Daß es bei solchen Einteilungen mehr Überschneidungen und Grenzphänomene gibt als klar abgrenzbare Entitäten, macht diesen Ansatz aber selbst einigermaßen fragwürdig.

„Wer die heutigen sprachlichen Verhältnisse untersucht, gerät in ein Feld von Übergängen, Ausgriffen, Zwischenformen, Unsicherheiten. Die Frage stellt sich, wo in dieser Situation vernünftigerweise Beobachtung und Analyse anzusetzen haben.“ (Bausinger 1967: 309f.)

Die Übersicht über herkömmliche Untersuchungen hat gezeigt, als wie komplex sich das Problem der sprachlichen Varietäten darstellt, wenn konkretes Material zugrundegelegt wird. Im einzelnen kann man aus dem Überblick folgende Ergebnisse festhalten, die zugleich die Notwendigkeit eines Neuansatzes deutlich machen.

Ein hervorstechendes Merkmal der Untersuchungen zu den Varietäten der Sprache ist ihre Unvollständigkeit. Unvollständig sind die Darstellungen in zwei Hinsichten.

Zunächst ist die Auswahl der untersuchten Varietäten willkürlich begrenzt, bzw. sie entspringt — eher zufällig — unterschiedlichen Fragestellungen, unter denen die Bereiche angegangen wurden. Die Untersuchungen beruhen nicht auf einem systematischen Ansatz, der von der Überlegung ausginge, für welche Bereiche es sprachliche Varietäten gibt (oder geben kann), und der auf diese Weise gebildete Hypothesen in eine empirische Untersuchung einbrächte. Es scheint tatsächlich weitgehend das Ergebnis historischer Zufälle zu sein, welche Varietäten ausführlicher untersucht worden sind. Für die Erforschung älterer Sprachzustände entschied natürlicherweise die Existenz von schriftlich überliefertem Material darüber, ob Untersuchungen angestellt werden konnten. Auch das Bestehen einer ungebrochenen Tradition in einem bestimmten Lebensbereich begünstigte weitläufige Analysen. Nur

auf diese Ursache ist z.B. die ausgiebige Untersuchung der Waidmannssprache zurückzuführen, die für die gegenwärtigen Sprachverhältnisse wohl eine äußerst periphere Erscheinung darstellt, der jedenfalls keine besondere Wichtigkeit zukommt, die aber in keiner zusammenfassenden Darstellung zu sprachlichen Varietäten fehlen zu dürfen scheint.

Natürlich könnte man davon ausgehen, daß in den Bereichen, für die keine besonderen Sprachformen beschrieben worden sind, auch keine bemerkenswerten ‚Abweichungen von der Gemeinsprache‘ oder sprachlichen Besonderheiten feststellbar sind. Das widerlegen aber einerseits die Forschungen aus dem Bereich der Sprachbarrierenproblematik, die viel neues Material erbrachten – ja innerhalb derer erst systematisch schichtspezifische Sprachunterschiede in größerem Umfang gesucht und auch gefunden wurden –, andererseits aber auch die Ergebnisse bei der Übersicht über diasituative Varietäten, die vielfach überhaupt erst in relativ neuen Einzeluntersuchungen als besondere Phänomene erkannt und beschrieben worden sind.

Auffallend ist die Unvollständigkeit vieler herkömmlicher Untersuchungen auch in Hinsicht auf die untersuchten sprachlichen Variablen. Wie schon mehrfach erwähnt, stehen die Sonderwortschätze in der Regel im Vordergrund, ja sie scheinen oft die einzig interessante Besonderheit zu bilden. Anderes gilt allerdings für die Dialekte, in denen auch die lautlichen Besonderheiten als besonders wichtig galten. Wie wichtig bei der Untersuchung der inneren Differenzierung der Sprache etwa auch pragrammatische Gesichtspunkte sind, ist verständlicherweise erst in neueren Arbeiten deutlich hervorgetreten.

Wesentlicher als die bisher genannten Unzulänglichkeiten vieler herkömmlicher Untersuchungen, die ja bei intensiverer und ausgedehnterer Forschung durchaus überwindbar wären, ist ein zweiter grundlegender Mangel: die dort unterschiedenen Varietäten sind untereinander nicht abgrenzbar: wir befinden uns in einem Feld von „Übergängen, Ausgriffen, Zwischenformen, Unsicherheiten“ (Bausinger 1967: 309f.). Diese Tatsache wird in sämtlichen zusammenfassenden Darstellungen konstatiert. Nach Steger versucht man zwar gern, die Frage nach dem

„Wesen des Mundartlichen, des Umgangssprachlichen, des Hochsprachlichen, des Fachsprachlichen usw. zu stellen (...). Trotz aller Sorgfalt in der Beschreibung finden wir aber geschichtlich nur Mischtypen.“ (Steger 1967a: 265.)

Feste Abgrenzungen erweisen sich in der Regel als künstlich. Für fast alle ausgesonderten Varietäten läßt sich wieder eine innere Schichtung feststellen. Umgangssprache, Fachsprache, Dialekt usw. sind in sich heterogene Gebilde.

„Wir sind heute noch nicht in der Lage, die Identität der sprachlichen Gebilde innerhalb der verschiedenen Gebiete und Schichten einer Sprachgemeinschaft

ausreichend zu begründen. Im allgemeinen verfahren wir aber so, als ob sie genügend begründet wäre. (...) Es bedarf einer Überprüfung des überlieferten Sprachbegriffs und der geltenden Verfahrensweisen, um die Möglichkeiten der Identifizierung zu erkennen. Einstweilen sehen wir wohl, daß Hochsprache und Mundart sich im Haushalt einer Sprache wechselseitig ergänzen; worin aber jeweils die verbindende Einheit besteht, das wissen wir noch nicht.“ (Brinkmann 1955/56: 76.)

Wie der letzte Satz Brinkmanns zeigt, bringt die Absonderung einzelner Varietäten die Gefahr mit sich, daß die Einheit der (National)Sprache darüber verlorengeht. Ein Weg, dieser Gefahr zu begegnen, der nicht selten eingeschlagen wird, besteht darin, die Nationalsprache als eine Art ökologisches System zu sehen, in dem die verschiedenen Varietäten einander befruchten und in inniger Wechselbeziehung stehen. Sie beeinflussen sich gegenseitig, tauschen sprachliches Material aus. Diese Erklärung gründet in der vorgängigen Annahme, daß es sich bei den sprachlichen Varietäten grundsätzlich um relativ scharf abgrenzbare und jedenfalls voll identifizierbare Gebilde handelt. Die Tatsache, daß eine solche scharfe Abgrenzung, die einzelne Sonderformen einander klar gegenüberstellt, offenbar undurchführbar ist, hat nun nicht etwa zur Aufgabe dieses Konzepts geführt, sondern zu der Hilfsannahme der gegenseitigen Beeinflussung. Diese Konstruktion ist m.E. unzulässig, da hier gegen alle empirische Evidenz ein offenbar mangelhaft rekonstruiertes sprachliches System zu einem real existierenden Phänomen hypostasiert wird. Ob die einzelnen Varietäten tatsächlich analoge ‚sprachliche Systeme‘ darstellen wie die Nationalsprache, ist ja noch ganz ungewiß. Selbst wenn man aber annehmen kann, daß es sich bei den Varietäten um systemhafte Gebilde handelt, können sich diese untereinander nicht beeinflussen; die Systeme, die eben nur linguistische Rekonstruktionen von regelhaftem Sprachgebrauch darstellen, wirken nicht selbst aufeinander ein. Die Feststellung z.B., Umgangssprache und Fachsprache stünden in gegenseitigem Austausch, da die Umgangssprache Fachwörter enthalte, und die Fachsprache immer mit den Mitteln der Umgangssprache arbeite, kann allenfalls diachron ausgelegt werden. (Ein ökologisches System muß aber synchron funktionieren!) Die diachrone Erklärung besagt: Bestimmte sprachliche Elemente, die zu einem bestimmten Zeitpunkt nur von einigen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft in bestimmten Situationen (nämlich fachlicher Kommunikation) benutzt wurden und eindeutig nur zu dem sprachlichen System gehörten, das für diese Gruppe und diese Situation verbindlich ist, werden zu einem späteren Zeitpunkt von der gesamten Sprachgemeinschaft in anderen Situationen (z.B. gesellschaftspolitischen Diskussionen) benutzt. D.h. das System der Gesamtgruppe hat sich geändert, es enthält neue Elemente, die innerhalb ihres Sprachsystems eine bestimmte Stellung einnehmen. Wenn man z.B. behauptet, daß innerhalb der Umgangssprache viele mundartliche Wörter und Wendungen benutzt werden, dann kann das nicht heißen, daß die Mundart die Umgangs-

sprache beeinflusst, sondern nur, daß entweder zum System der Umgangssprache (ehemals) mundartliche Wörter gehören (das ist die diachrone Interpretation) oder daß die Sprecher zwei verschiedene Varietäten mischen.²²³ D.h. entweder es gibt diese distinkten Varietäten, dann darf nicht ad hoc gegenseitige Beeinflussung angesetzt werden, die die Distinktheit der Varietäten völlig zerstört, oder aber es gibt diese distinkten Sonderformen nicht, dann muß man nach anderen Beschreibungswegen suchen.

Die Annahme der gegenseitigen Beeinflussung verschiedener Varietäten einer Sprache geht zurück auf den Versuch einer zusammenfassenden Betrachtung der Sprache und ihrer verschiedenen ‚Erscheinungsformen‘. Allerdings steht das konkrete Verhältnis verschiedener Varietäten zueinander nur selten im Vordergrund der Überlegungen. Bei der Untersuchung einzelner Phänomene wird vielmehr meist nur relativ allgemein und abstrakt der Zusammenhang verschiedener Varietäten, und zwar insbesondere die Relation zwischen den verschiedenen ‚Sonderformen‘ einer Sprache und der ‚Gemeinsprache‘, charakterisiert.

Gewöhnlich erscheint die Gemeinsprache ja als der eigentliche Hauptgegenstand einzelphilologischer Forschung. Andere Varietäten werden als mehr oder weniger periphere Phänomene behandelt und oft als ‚Subsysteme‘ der Sprache bezeichnet. Diese Rede läßt darauf schließen, daß in den Sondersprachen gewisse zusätzliche Regeln oder Einheiten enthalten sein müssen. Die Verwandtschaft von System und Subsystemen, die sich in der Übereinstimmung bestimmter Regeln und Elemente ausdrückt, wird aber als so groß angesehen, daß von zwei ganz verschiedenen Systemen nicht gesprochen werden kann.

Untersuchungen zu den sprachlichen Besonderheiten einzelner Varietäten ergeben nun – grob gesagt –, daß in den sogenannten Sondersprachen oder sprachlichen Subsystemen nur wenige neue oder zusätzliche Regeln enthal-

²²³ Die Annahme, es lasse sich durchgängig die Mischung sprachlicher Varietäten als Erklärungsprinzip einer weitgehenden ‚Unsystematik‘ heranziehen, trägt natürlich zunächst auch recht willkürlichen Charakter. Dennoch kann ihr – wenigstens für bestimmte Sprachsituationen – Plausibilität nicht gänzlich abgesprochen werden. Diese ergibt sich besonders durch den Bezug auf Untersuchungen bei mehrsprachigen Sprechern. Wenn diese nämlich Varietäten – d.h. dann: Sprachen – mischen, ist das viel deutlicher zu beobachten und eindeutiger zu konstatieren als ‚Varietätenmischung‘. Da das Vorkommen echter *Sprachmischung* aber nicht gelegnet werden kann, scheint auch die Möglichkeit der Mischung von Varietäten durchaus wahrscheinlich. Unter dem Begriff der Interferenz sind Erscheinungen von Sprachmischung schon vielfach untersucht worden. Dabei ist nicht nur die lautliche Ebene, die am häufigsten untersucht wurde, betroffen, die Mischung zeigt sich auch auf anderen Ebenen (z.B. der Gesprächsstrukturierung). Dies zeigt z.B. Hasselmo 1970.

ten sind, daß exklusive Elemente oder Bildungsmuster kaum zu finden sind. Dies gilt jedenfalls für den grammatischen Bereich: Alle ‚Subsysteme‘ bewegen sich in grammatischer Hinsicht in dem vom Gesamtsystem vorgegebenen Rahmen. Lediglich auf der Ebene des Lexikons ließ sich deutlich aufweisen, daß hier innerhalb der ‚Subsysteme‘ neue und andere Elemente auftreten als im System der Gemeinsprache. Da allerdings bloße Besonderheiten im Lexikon nicht zur Grundlage eines besonderen sprachlichen Systems erhoben werden können, zumal die neuen lexikalischen Elemente doch in das lexikalische System der Sprache integriert sind oder sich in dieses integrieren lassen und insofern wiederum mit dem Gesamtsystem übereinstimmen, ging man mitunter dazu über, statt von ‚Subsystemen‘ im Sinne von Fach-, Gruppen- und Berufssprachen usw. lediglich von Sonderwortschätzen zu sprechen. Die Einheit des Systems bleibt dabei völlig unangetastet, nur im Bereich der offenen Strukturen, d.h. also besonders im Wortschatz, sind Besonderheiten feststellbar, die aber kein neues System und auch kein sprachliches Subsystem (allenfalls ein lexikalisches) konstituieren können.

Gegenüber dieser letzten Interpretation kann allerdings als Argument ins Feld geführt werden, daß sich zwar nur selten spezifische grammatische Regeln oder Muster in den sogenannten Sondersprachen finden lassen – das wären solche Regeln, die in anderen Subsystemen und im System der Gemeinsprache nicht vorkommen –, daß also grundlegende qualitative Unterschiede tatsächlich fast ausschließlich im Wortschatz bestehen, daß es aber typische quantitative Verteilungen gibt.

Auch für den Wortschatz ist festzuhalten, daß es zwar ein besonderes lexikalisches Inventar der einzelnen Sondersprachen gibt. Zur Charakterisierung eines solchen ‚Subsystems‘ ist es aber ebenso wichtig, darauf hinzuweisen, daß bestimmte Wörter der ‚Gemeinsprache‘ besonders häufig, andere überhaupt nicht verwendet werden. D.h. wir erkennen eine besondere Sprachform oder Sprechweise nicht nur daran, daß sie ganz exklusive Elemente enthält, sondern auch daran, wie sie die vom Gesamtsystem vorgegebenen Möglichkeiten nutzt.

Deutlicher ist die Besonderheit quantitativer Verhältnisse auf der grammatischen Ebene. Zwar kennen z.B. Fachsprachen keine spezifischen syntaktischen Regeln oder besonderen Satzbaupläne, die in der Gemeinsprache nicht vorkämen, aber die Fachsprache zeichnet sich doch durch eine spezifische *Auswahl* aus den möglichen syntaktischen Mustern aus. Typisch ist eine bestimmte Satzlänge, der – im Verhältnis zur Gemeinsprache – auffallend häufige Gebrauch komplexer Satzmuster u.ä. Diese Besonderheiten konnten mit Hilfe von quantitativen Untersuchungen als statistisch signifikant nachgewiesen werden. Sie spielen aber auch bei der Beurteilung bestimmter Sprachformen durch den Hörer eine Rolle, der relativ schnell zu erkennen in der Lage

ist, welche Varietät ein Sprecher benutzt, ohne sich dabei ausschließlich auf den Gebrauch besonderer lexikalischer Einheiten zu beziehen. Von hier aus kann die These vertreten werden, daß die Besonderheit eines ‚Subsystems‘ nicht allein auf qualitativen Merkmalen, sondern auch auf der quantitativen Verteilung gleicher Merkmale beruhen kann. Die Sondersprachen werden in diesem Sinn in gewisser Weise als Subsysteme mit besonderer Struktur auf allen linguistischen Ebenen ‚rehabilitiert‘. Sie sind auf allen sprachlichen Ebenen zu untersuchen, ihre Besonderheit beschränkt sich nicht auf den lexikalischen Bereich.

Das Rekurren auf die Häufigkeiten und Auswahlen aus dem System der Möglichkeiten bringt aber die Notwendigkeit mit sich, der Gemeinsprache (als der im Alltag oder in der Öffentlichkeit üblichen Sprechweise), die sich dann letztendlich auch nur durch spezifische Auswahlen auszeichnen kann, den Charakter einer übergeordneten Varietät zu nehmen. Die Gemeinsprache kann demnach nur als eine Varietät unter anderen betrachtet werden. Das läßt die Rede vom System der Gemeinsprache gegenüber sondersprachlichen Subsystemen aber inkonsequent werden.

Wenn man davon ausgeht, daß sich verschiedene Varietäten vor allem dadurch voneinander unterscheiden, daß sie in jeweils verschiedener Weise die vom System der Sprache gegebenen Möglichkeiten nutzen und nicht in erster Linie durch qualitative Besonderheiten gegeneinander abgrenzbar sind, scheint zudem die Rede von verschiedenen Systemen oder Subsystemen kaum angemessen.

Daher wird hier vorgeschlagen, die Varietäten (einschließlich der Gemeinsprache) als Realisationsmuster des Sprachsystems aufzufassen. (Vgl. Kap. 5.) Sie stellen also keine Sonder- oder Subsysteme dar, sondern typische Verwendungsweisen eines sprachlichen Systems. Das System gibt bestimmte Möglichkeiten vor, aus denen in einer Varietät typische Auswahlen getroffen werden. Das sprachliche System kann dabei als eine einheitliche allen Varietäten zugrundeliegende Größe aufgefaßt werden. Die Gemeinsprache fällt nicht mit dem ‚System‘ zusammen und repräsentiert es auch nicht in irgendeiner ausgezeichneten Weise, sondern steht mit anderen Varietäten auf einer Ebene; ihr kann keine Sonderstellung aufgrund struktureller Besonderheiten zugewiesen werden.

Damit wird die auch heute noch überaus gängige Rede von den Sondersprachen als irreführend zurückgewiesen. Der Terminus Sondersprache wäre nur als Gegenbegriff zu der einheitlichen und übergeordneten Gemeinsprache zu verstehen. Da aber auch mit dem Begriff der Gemeinsprache eine spezifische Form der Sprachverwendung in bestimmten Situationen bezeichnet wird, ist eine generelle Vorrangstellung der Gemeinsprache nicht begründbar, und so kann die traditionelle Einteilung nur als Konsequenz einer mehr oder weniger

reflektierten Hervorhebung des funktionalen Aspekts interpretiert werden, bei der die Bewertung von Varietäten im Vordergrund steht.

Nach der Revision der oben skizzierten Anschauung könnte sich das Verhältnis von Gemeinsprache und diversen Varietäten der Sprache etwa folgendermaßen darstellen: Die deutsche ‚Gemeinsprache‘ ist wie verschiedene ‚Gruppen- und Sondersprachen‘ eine spezielle Varietät der deutschen Sprache. Diese Varietäten stehen also auf einer Ebene. Die Gemeinsprache stellt ebenso wie die anderen Varietäten eine Realisierungsform des Systems der deutschen Sprache dar. Das System der deutschen Sprache ist aber nicht in einem wertenden Sinn den Varietäten übergeordnet, es stellt vielmehr ein Phänomen höherer Abstraktionsstufe dar. Während sich vom sprachstrukturellen Gesichtspunkt eine Hierarchie der einzelnen Varietäten untereinander nicht ausmachen läßt, ist eine solche unter anderen Gesichtspunkten durchaus möglich; und zwar kann man zunächst davon sprechen, daß unter quantitativen Gesichtspunkten bestimmte Varietäten ‚wichtiger‘ sind als andere.

Für die Gesamtheit sprachlichen Aktivitäten einer Sprachgemeinschaft wie für das sprachliche Verhalten des Individuums ist ja neben der Frage, welche Varietäten überhaupt benutzt werden, auch von Bedeutung, mit welcher Häufigkeit sie jeweils gebraucht werden. Dabei können zwischen dem Sprachgebrauch des Individuums und dem der Sprachgemeinschaft bezüglich der Verteilung von Varietäten durchaus Diskrepanzen bestehen.

Die allgemein vermutlich am häufigsten verwendete Varietät dürfte die im Alltagsverkehr benutzte sein, da diese für alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft bedeutsam ist und einen wesentlichen Teil der Aktivitäten bestimmt. Allerdings wird die Varietät, die im Alltag benutzt wird, durchaus nicht einheitlich sein, sondern hier lassen sich verschiedene Unterformen und Differenzierungen vermuten.

Auf den einzelnen Sprecher bezogen ist es dagegen möglich, daß z.B. die im Berufsleben verwendete Varietät oder aber die Sprachform, derer sich die subkulturelle Gruppe, der er angehört, bedient, die am häufigsten benutzte ist.

Charakteristischweise ist vom quantitativen Aspekt her nicht die sogenannte Hochsprache, die Standardvarietät, die in formalen Situationen benutzt wird, die wichtigste.

Zu einer anderen hierarchischen Gliederung kommt man, wenn man etwa die Frage einbezieht, welches Prestige einzelne Varietäten bei den Sprechern genießen. Die deskriptiven Untersuchungen haben gezeigt, daß verschiedene Sprachen und sprachliche Varietäten vom linguistischen Standpunkt aus gleichwertig sind, daß eine Normsetzung linguistisch jedenfalls nur schwer be-

gründbar ist. Das ändert nichts an der Tatsache, daß verschiedene Sprachen und sprachliche Varietäten von den Sprechern selbst bewertet werden und daß diese Bewertungen für das soziale Verhalten äußerst bedeutsam sind.

Auch unter dem Aspekt des Prestigewertes läßt sich keine einheitliche Hierarchie von Varietäten feststellen. Allgemeine, d.h. gesellschaftliche Bewertungen und Bewertungsnormen und individuelle Urteile können auseinanderklaffen.

Bestimmte Gruppen innerhalb der Sprachgemeinschaft zeichnen sich gerade durch gleiche sprachliche Bewertungen aus: So grenzen sich z.B. die Norddeutschen und die Süddeutschen nicht nur durch ihr unterschiedliches Sprachverhalten gegeneinander ab, sondern auch durch konträre Bewertungen. Selbst ein Individuum hat in seinen verschiedenen Rollen unterschiedliche Bewertungsmuster, indem es sich zuweilen den Wertmaßstäben, die als allgemein verbindlich gelten, unterwirft, andererseits aber auch die Norm der eigenen Gruppe vertreten kann, die der ersten möglicherweise widerspricht.

Entsprechend dem allgemeinen Wertmaßstab — und hier zeigt sich die Diskrepanz zu einer Hierarchie unter quantitativem Aspekt — steht die Hochsprache, Literatursprache, die ‚Sprache der Öffentlichkeit‘ bzw. die ‚Sprache der Gebildeten‘ — wie immer man die Prestigevarietät bezeichnen will (die mitunter auch mit dem Begriff *Gemeinsprache* belegt wird) — am höchsten. Daß für eine größere Gruppe von Menschen eine solche Varietät unangefochten die höchste Prestigeform darstellt, schließt diese erst zu einer einheitlichen Sprachgemeinschaft zusammen.

Die Wertskala der sprachlichen Varietäten spiegelt die soziale Stufung und Hierarchie der Gesellschaft wider. Relativ hoch rangieren z.B. die sogenannten wissenschaftlichen Fachsprachen, relativ niedrig der Dialekt und selbst die so wichtige Alltagssprache, da alle diese Formen wiederum — u.a. — typisch für bestimmte soziale Schichten sind.

An dieser Stelle wird erneut deutlich, wie eng die soziale Differenzierung einer Gesellschaft mit der Existenz sprachlicher Varietäten verknüpft ist. Von hier aus erscheint es als ein Mangel, daß in vielen herkömmlichen Versuchen, zu einer Beschreibung und Gliederung sprachlicher Varietäten zu kommen, diese enge Verbindung nicht immer hinreichend berücksichtigt worden ist und man stattdessen als Ausgangspunkt der Untersuchung die sprachlichen Verhältnisse selbst genommen hat. D.h. es wurden zuerst auffällige sprachliche Merkmale ‚entdeckt‘, die in bestimmten Verwendungsbereichen besonders häufig auftreten. Sie bildeten die Grundlage zur ‚Konstruktion‘ eines sprachlichen ‚Subsystems‘, das erst sekundär einer Sprechergruppe bzw. einer Kommunikationsgemeinschaft zugeordnet wurde. Da man innerhalb dieses Argumentationszusammenhangs in der Regel zu Definitionen von

Varietäten kam, die im Nachhinein die soziologische Zuordnung als wesentliches Kriterium aufnahmen, gelangte man zu Feststellungen wie ‚Der Dialekt ist die Sprache des Volkes, die Umgangssprache ist die Sprache der gebildeten Schichten, ist die Sprache des Alltags usw.‘, die sich in dieser Form nie halten ließen. Solche Aussagen können nicht in eine klare Definition ausmünden, da zu viele verschiedene Kriterien in relativ undurchsichtiger Weise gemischt werden.

Tatsächlich nehmen die meisten der bislang besprochenen Untersuchungen ihren Ausgangspunkt von einer im engeren Sinne sprachwissenschaftlichen oder philologischen Betrachtung. Da dabei (sprach)soziologische Gesichtspunkte immer erst in zweiter Linie zum Tragen kommen, kann sich auf dieser Grundlage kein einheitlicher Ansatz der Untersuchung sprachlicher Varietäten, die ja als sozial verbindliche (d.h. für bestimmte soziale Gruppen oder in bestimmten sozialen Situationen verbindliche) Typen der Sprachverwendung definiert wurden, ausbilden.

Das Konzept der sprachlichen Varietät kann tatsächlich erst dann zu einer sinnvollen Arbeitsgrundlage werden, die auch ein integriertes Beschreibungsmodell zur Erfassung einzelner Varietäten bereitstellt, wenn es eingebettet wird in einen sprachsoziologischen Untersuchungsansatz, der bei der Analyse sozialer Gruppen und sozialer Situationen seinen Ausgang nimmt.

4. Neuere methodische Ansätze zur Erfassung innersprachlicher Variabilität

Weniger auf der Grundlage einer Kritik an herkömmlichen Ansätzen zur Erforschung sprachlicher Varietäten als aus einem grundsätzlichen methodischen Neuansatz heraus sind in neuerer Zeit verschiedene Vorschläge für die systematische Erfassung und Beschreibung innersprachlicher Variation entwickelt worden. Es lassen sich hier zwei unterschiedliche Forschungsstränge unterscheiden.

Zur ersten Richtung gehören zunächst zwei Ansätze, die ihre Wurzel in den strukturalistischen Schulen haben, die neben der Systemhaftigkeit der Sprache auch ihre Funktionen betonen, d.h. der Prager Funktionalismus und der britische Kontextualismus. Die Prager Schule hat aufgrund der politischen Verhältnisse eine besondere Entwicklung erfahren. Eine einheitliche und ungebrochene Tradition findet sich hier nicht. Der Funktionalismus ist aber nach dem zweiten Weltkrieg in der Tschechoslowakei und der Sowjetunion unter Bezug auf die Anfänge der Prager Schule neu belebt worden. In dieser Tradition wurde die Funktionalstilistik entwickelt.²²⁴

Die Register-Konzeption, die als zweiter Ansatz behandelt wird, ist im britischen Strukturalismus entstanden. Auch hier stand von Anfang an die Funktion der Sprache im Mittelpunkt der Überlegungen. In beiden Schulen ist das Bewußtsein von der Heterogenität einer Einzelsprache, der verschiedenen Formen und Varietäten einer Sprache, ungleich stärker ausgeprägt als im amerikanischen Strukturalismus, der in seinen verschiedenen Stadien von dem Faktum der innersprachlichen Varianzen weitgehend abstrahierte.

Der Ausschluß von Untersuchungen zur Differenzierung in der Sprache erreichte seinen Höhepunkt in Chomskys Formulierung des Homogenitätspostulats. Auf der Grundlage seiner Theorie baut der zweite Ansatz zur Variationsforschung auf. Besonders soziolinguistische Probleme und Untersuchungen nötigten auch die Generativisten zur Aufgabe des Homogenitätspostulats. Zur Erfassung empirischer Gegebenheiten des Sprechens erwies sich eine Veränderung des Konzepts der generativen Transformationsgrammatik als unerläßlich. Die Modifizierungen, die diese Theorie in den verschiedenen Neuansätzen gefunden hat, werden im zweiten Teil dieses Kapitels kurz angesprochen.

²²⁴ Vgl. Jedlička 1964.

Sowohl die Funktionalstilistik wie die Register-Konzeption bemühen sich um die Untersuchung der situativen Varietäten einer Sprache. Diese sind ja in den herkömmlichen Darstellungen am wenigsten systematisch erfaßt worden. Auch der Freiburger Ansatz, der hier als drittes Modell vorgestellt wird und der sich ursprünglich zum Ziel gesetzt hatte, die gesprochene Sprache zu erforschen, erweiterte sein Interesse in Richtung auf die Untersuchung situationsspezifischer Varietäten.

Der Grund dafür, daß die Situationsspezifität der Sprechweisen in neueren Untersuchungen im Vordergrund steht, liegt aber nicht allein darin, daß dieser Aspekt früher eher vernachlässigt worden ist, sondern es lassen sich auch andere Gründe nennen.

Zum einen erwies sich die Erfassung von situationsspezifischem Sprachgebrauch als besonders wesentlich im Sprachunterricht. Im Primärsprachunterricht geht es um die Erweiterung der ‚kommunikativen Kompetenz‘, die nur durch die Einbettung der Vermittlung sprachlicher Kenntnisse in die Vermittlung von Wissen über das sprachliche Handeln in bestimmten Interaktionssituationen erfolgen kann. In der Fremdsprachdidaktik ist der Bezug auf die situativen Varietäten fast noch wichtiger; hier wurde lange Zeit nur praxisferne ‚Standardsprache‘ gelehrt, die die Ausländer nicht zu adäquatem, d.h. situationsgerechtem, Sprachhandeln befähigte. Alle drei der hier genannten Ansätze bemühen sich wesentlich auch um eine sprachdidaktische Auswertung ihres Konzepts (insbesondere für den Fremdsprachunterricht).

Der zweite wesentliche Grund dafür, daß gegenwärtig die für bestimmte Situationen gebräuchlichen sprachlichen Varietäten im Zentrum des Interesses stehen, ergibt sich in gewissem Sinn aus bestimmten Mängeln herkömmlicher Einteilungen selbst. Es hatte sich erwiesen, daß es nicht möglich ist, den einzelnen Variationsdimensionen bestimmte Varietäten zuzuordnen. Diese verschiedenen Dimensionen sind vielmehr für jede einzelne Varietät zugleich wichtig. So kann dem Versuch, rein situative Varietäten neben geographischen und sozialen zu unterscheiden, von vornherein nur mit gewissen Abstrichen Erfolg beschieden sein. Daß die Konzentration auf die situative Ebene dennoch sinnvoll erscheint, ergibt sich aus der Besonderheit dieser Kategorie. Die Situation erfaßt nicht nur einige der Bedingungen, unter denen gesprochen wird, sondern umschließt die anderen Dimensionen der Variation. Die Situation ist eine relativ weite Kategorie, in der gleichzeitig berücksichtigt wird, *wer wo wann zu welchem Zweck worüber zu wem spricht*.²²⁵ Eine umfassende Analyse der Sprechsituation schließt also eigentlich die Fra-

²²⁵ Vgl. auch den diesem weiten Situationsbegriff entsprechenden Terminus von Fishman (z.B. 1965; 1972b: 440ff.): „domains of language behavior“. Diese entsprechen bestimmten „spheres of activity“.

ge nach den sozialen Charakteristika der Sprecher und Hörer ebenso ein wie etwa die Frage nach der geographischen Lage des Kommunikationsortes. Die Variationsdimensionen, die bislang im Vordergrund der Analysen gestanden haben, die geographische und die soziale, können also als Bestandteile der Gesamtsituation aufgefaßt werden.

Mit der Konzentration auf den situativen Aspekt ist demnach im besten Sinne die Möglichkeit zu einer integrierten Beschreibung sprachlicher Varietäten gegeben. Dieser weite Begriff von Situation ist allerdings für die Funktionalstilistik und die Register-Konzeption noch nicht kennzeichnend. Er könnte sich aber z.B. aus dem Freiburger Ansatz ergeben, der eine umfassende und systematische Analyse anstrebt.

4.1. Funktionalstilistik

Die Theorie der Funktionalstile knüpft sachlich unmittelbar an die Anfänge der Prager Schule an und stützt sich auf verschiedene Abhandlungen, die noch vor dem zweiten Weltkrieg geschrieben worden sind. Sie ist angelegt in der ersten der 1929 präsentierten Thesen des Prager Kreises, in dem als Prinzip der Sprachbetrachtung ein funktionaler Ansatz gefordert wird.

„Conception de la langue comme système fonctionnel. Produit de l'activité humaine, la langue partage avec cette activité le caractère de finalité. L'orsqu'on analyse le langage comme expression ou comme communication, l'intention du sujet parlant est l'explication qui se présente le plus aisément et qui est la plus naturelle. Aussi doit-on, dans l'analyse linguistique, prendre égard au point de vue de la fonction. De ce point de vue, la langue est un système de moyens d'expression appropriés à un but.“ (Thèses du Cercle Linguistique de Prague 1929: 7.)

Obwohl sich die Prager Linguisten den verschiedensten Fragen gewidmet haben,²²⁶ hat ihre Beschäftigung mit der Phonologie (Trubetzkoy) und der poetischen Sprache besondere Beachtung gefunden. So bedeutete der Ausbau der Funktionalstilistik etwa in den 60er Jahren doch einen Neuanfang. Elise Riesel (1954; 1963), die als eine der wichtigsten Vertreterinnen der Funktionalstilistik gelten kann, hat zwar schon in den 50er Jahren einen gegenüber der üblichen literaturwissenschaftlichen Verwendungsweise erweiterten Stilbegriff benutzt, durchgesetzt hat sich die Funktionalstilistik als bedeutsamer Forschungszweig jedoch erst später. 1973 sagt Riesel:

„Es sei vorausgeschickt, daß die funktionale Stilistik als verhältnismäßig junge Wissenschaft äußerst diskussionsträchtig und eben deswegen auch zukunfts-trächtig ist.“ (Riesel 1975: 36.)

²²⁶ Vgl. Vachek 1964.

Besonders die Verbindung der Funktionalstilistik zur Soziolinguistik kann erst für die neuere Zeit angenommen werden.²²⁷

„Namentlich in den jüngsten Arbeiten der sowjetischen und tschechischen Funktionalstilistik zeigt sich das Bemühen, den Begriff Funktionalstil präziser zu fassen und in einen soziolinguistischen Rahmen einzuordnen.“ (Gläser 1974: 488.)

Das Funktionsmodell der Prager Schule stand zunächst in Verbindung mit Bühlers Sprachtheorie.²²⁸ Schon Bühler hatte versucht, den einzelnen Funktionen, die er für das Sprachzeichen ausgesondert hatte, bestimmte ‚reine Formen‘ zuzuordnen. Dennoch muß als ausschlaggebendes Charakteristikum seines Organonmodells angesehen werden, daß die verschiedenen Funktionen gleichzeitig bestehen und die Zuordnung zu einzelnen sprachlichen Subsystemen nur Dominanzrelationen aufdeckt. Alle Grundbezüge des Sprachzeichens sind zugleich gegeben.

In der Prager Schule hat dieses Modell gerade dadurch eine Umdeutung erfahren, daß der Aspekt der Gleichzeitigkeit der Funktionen überdeckt wurde durch die Zuordnung von bestimmten Funktionen zu bestimmten Sprachformen, auf der letztendlich das Konzept der Funktionalstilistik beruht. Diese Entwicklung ist besonders gut an Havránek's Äußerungen zur Schriftsprache zu beobachten.²²⁹

Im Vergleich zur Volkssprache stellt Havránek für die Schriftsprache²³⁰ fest:

„the functions of the standard language are more richly developed and more precisely differentiated“.

Die funktionale Differenzierung der Standardsprache bedeutet nach Havránek zugleich, daß die Standardsprache in mehr und in verschiedenen kommunikativen Situationen verwendbar ist. Damit führt die funktionale Differenzierung zu einer „Schichtung“ der Standardsprache bzw. der Schriftsprache.

„Die schriftsprachliche Norm unterscheidet sich von der der Volkssprache (...) in gleicher Weise wie die Schriftsprache selbst von der Volkssprache: d.h. durch eine viel größere funktionelle und stilistische Differenzierung (Schichtung); (...) Bei der Schichtung der Schriftsprache denken wir hauptsächlich an die verschiedenen Funktionen der Mitteilung, d.h. vor allem die kommuni-

²²⁷ Vgl. Fleischer/Michel 1975: 25. Vgl. zu diesem Zusammenhang außerdem den von Beneš und Vachek 1971 herausgegebenen Sammelband.

²²⁸ Über die Rezeption Bühlers in der Prager Schule, die Kritik an seinem Modell und dessen Weiterentwicklung vgl. z.B. Horálek 1964.

²²⁹ Barth (1970) nimmt die „Prager Theorie der Schriftsprache“ zum Ausgangspunkt der Untersuchung funktionaler Differenzierung in der Sprache.

²³⁰ Der Ausdruck *Standardsprache* stammt aus der amerikanischen Übersetzung der Schriften Havránek's, der im Tschechischen *spisovný jazyk* (Schriftsprache) benutzt.

kative, die fachlich-praktische und die fachlich-theoretische (wissenschaftliche) sowie an die ästhetische Funktion. Mit diesen Funktionen verändert sich sowohl das gegenseitige Verhältnis des thematischen und sprachlichen Planes, als auch die Struktur des sprachlichen Planes selbst, und zwar besonders mit Rücksicht auf Vollständigkeit und Klarheit der Äußerungen (...). Diese reiche Schichtung der Schriftsprache muß sich natürlich auch in der schriftsprachlichen Norm spiegeln. Die schriftsprachliche Norm verlangt, daß jeder einzelnen Schicht der Schriftsprache zum Teil verschiedene Mittel des phonologischen, des grammatischen und des lexikalischen Planes (die größtenteils der Intellektualisierung der Schriftsprache zu dienen haben) zur Verfügung stehen; sie verlangt auch deren verschiedene Ausnützung, namentlich im Sinne verschiedener Automatisierung und Aktualisierung.“ (Havránek 1964b: 415.)

Mit diesem Begriff von Funktion ist also der Verwendungsbereich einer sprachlichen Varietät gemeint. Riesel definiert den Funktionalstil klar in diesem Sinne.

„Unter Funktionalstil verstehe ich das qualitativ und quantitativ geregelte Verwendungssystem der Sprache in einem konkreten Bereich des Gesellschaftsverkehrs zu bestimmten Mitteilungszwecken“. (Riesel 1975: 36.)

Die Funktionalstilistik erfaßt situationsgebundene Varietäten des Sprachgebrauchs. Sie geht davon aus, daß in verschiedenen Kommunikationssituationen verschiedene sprachliche Verhaltensweisen angemessen sind. So gilt z.B. für den Bereich der wissenschaftlichen Kommunikation, daß eine möglichst klare und exakte Sprache benutzt werden muß, während es z.B. in der auf Wirkung gerichteten Journalistik wesentlich auf Eindringlichkeit und leichte Faßlichkeit des Dargestellten ankommt, so daß sich hier eine andere Sprachform entwickelt hat.

Da der Funktionalstil eben in dieser Weise funktional auf bestimmte Verwendungsbereiche und Kommunikationserfordernisse bezogen ist, lassen sich seine besonderen sprachlichen Merkmale direkt ableiten. In diesem Sinn argumentiert z.B. Beneš bei der Untersuchung der Fachsprache. Beneš plädiert für eine statistische Auswertung des sprachlichen Materials, damit exakte Aussagen darüber gemacht werden können, in welchen Zusammenhängen welche sprachlichen Mittel verwendet werden, welche Präferenzen sich bei der Auswahl lexikalischer Mittel nachweisen lassen usw. Im Rahmen einer funktionalen Linguistik kann man sich jedoch nicht auf die statistische Auswertung beschränken. Deren Ergebnisse müssen vielmehr funktional interpretiert werden. Schon um eine angemessene statistische Untersuchung von Sprechweisen in bestimmten Zusammenhängen vornehmen zu können, müssen vorher geeignete Hypothesen entwickelt werden.

„Die funktionale und strukturelle Untersuchung erspart uns viel Zeit und Arbeit, wenn sie der statistischen vorangeht und diese auf voraussichtlich relevante Merkmale orientiert, und auch die statistischen Ergebnisse erhalten mehr

Aussagekraft, wenn sie funktional und strukturell interpretiert werden.“ (Beneš 1971: 124f.)

D.h., daß vor einer exakten Bestimmung der sprachlichen Besonderheit eines Funktionalstils zunächst der Verwendungsbereich dieser Varietät innerhalb gesellschaftlicher Kommunikation beschrieben werden muß.

„Bei der Benennung der funktionalen Stile gehen wir aber nie von der sprachlichen Basis aus, sondern immer von der Sphäre des Sprachverkehrs, von dem Gebiet der Sprachverwendung.“ (Riesel 1964: 41.)²³¹

Es kommt weiter auch darauf an, daß Hypothesen darüber vorausgehen, was als Stilzug der Varietät zu erwarten ist. So könnten die Fragen bei der Untersuchung der Fachsprache z.B. lauten:

1. Welcher Kommunikationsbereich soll untersucht werden? Hier schließt sich z.B. die Unterscheidung der wissenschaftlichen Fachsprache, die in der Forschung und im wissenschaftlichen Austausch benutzt wird, und der Werkstattsprache an. Die Entscheidung könnte z.B. für eine Untersuchung schriftlicher wissenschaftlicher Darstellungen, die sich an Wissenschaftler richten, ausfallen.
2. Welche Kommunikationsintentionen werden in diesem Bereich wichtig? Welche typischen Handlungsmuster werden realisiert? (Z.B. Darstellung, Argumentation, Beweis u.ä.)
3. Welche Stilzüge sind zu erwarten? (Z.B. Klarheit, Exaktheit, Knappheit usw.)
4. Mit welchen sprachlichen Merkmalen ist aufgrund dieser Verhältnisse zu rechnen bzw. auf welchen Ebenen sind besondere Ausprägungen im sprachlichen Bereich zu erwarten? (Z.B. Einführung neuer lexikalischer Elemente, Formeln usw.)

Neben dieser Möglichkeit einer sachlichen, ja kausalen Verbindung von Kommunikationssituation und sprachlicher Form, bei der man sprachliche Merkmale aus den situativen Gegebenheiten ableiten kann, weil sie sich als optimal in einer bestimmten Kommunikationssituation erweisen dürften, ist aber noch ein weiteres Moment zu berücksichtigen. Von den russischen Forschern wurde häufig auf die historische Gebundenheit eines Sprachstils hingewiesen (vgl. Fleischer/Michel 1975: 25f.). Besonders Riesel hat auch herausgestellt, daß die besondere sprachliche Ausprägung eines Funktionalstils nicht nur kausal abhängig ist von dem Kommunikationszweck, sondern daß die gesellschaftlichen Konventionen eine bedeutende Rolle spielen. D.h. eine bestimm-

²³¹ Hieraus wird ersichtlich, daß die Funktionalstilistik ausdrücklich den Ausgangspunkt wählt, der sich oben bei der Kritik herkömmlicher Einteilungsversuche, die tatsächlich an der sprachlichen Basis ansetzen, als geeignet anzubieten schien.

te funktionalstilistische Varietät benutzt der Sprecher nicht nur, weil sie allein die der Kommunikationssituation optimal angepaßte wäre, sondern wesentlich auch deshalb, weil es bestimmte Normen für das Sprechen in bestimmten Situationen gibt. Im Anschluß an Barth spricht Riesel (1975: 37) von „gesellschaftlich sanktionierten Anwendungsnormen.“ Fleischer/Michel fassen beide Aspekte zusammen. Nach der Ansicht dieser Autoren ist

„die funktionalstilistische Gliederung gekennzeichnet durch eine außersprachliche Grundlage (Sphäre der Tätigkeit, in der die Kommunikation sich vollzieht) sowie durch ihren sozial bewußten und mehr oder weniger normierten Charakter.“ (Fleischer/Michel 1975: 243.)

Innerhalb des theoretischen Konzepts der Funktionalstile ist der Status der Größe Funktionalstil noch ein ungeklärtes Problem: Die verschiedenen Vertreter dieser Richtung sind sich offenbar darin nicht einig, ob Funktionalstile als Untersysteme der Sprache²³² oder als Realisationsweisen des Sprachsystems aufzufassen sind. Allerdings werden diese beiden Aspekte nicht immer deutlich getrennt. So schreibt z.B. Gläser harmonisierend:

Vinogradov berührt „die Frage der Sprachnorm und ihrer funktional bedingten Variationsmöglichkeiten, die, wie in der neueren sowjetischen Forschung betont wird, Untersysteme (*podjazyki, podsistemy*) bilden. Die Auffassung des Stils als Auswahl unter fakultativen Varianten des Sprachsystems in Abhängigkeit von den Erfordernissen der kommunikativen Situation ist in der marxistischen Stilforschung seit längerer Zeit akzeptiert.“ (Gläser 1974: 491.)

Eine bestimmte Auswahl unter fakultativen Varianten des Sprachsystems, das nur in bestimmten Verwendungssituationen überhaupt realisiert werden kann, darf aber nicht mit einem Subsystem gleichgesetzt werden. Deutlich äußern sich in dieser Frage Barth, der die Funktionalstilistik durch verschiedene Aufsätze in der BRD bekannter gemacht hat, und Riesel.

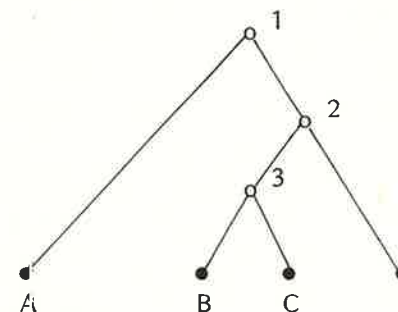
„Auswahl, Anpassung und spezielle Verwendung sprachlicher Mittel der verschiedenen Ebenen des Sprachsystems im Kommunikationsprozeß konstituieren jedoch kein Untersystem der Sprache, sondern stellen nur Realisationsmöglichkeiten des Sprachsystems dar.“ (Barth 1970: 189.)

Daran schließt Riesel sich an:

„Ich lehne die Ansicht all der Forscher ab, die die Funktionalstile als Untersysteme oder als Erscheinungsformen der Sprache auffassen. Denn Sprache und Stil dürfen (meiner Meinung nach) nicht synonymisiert werden. Natürlich ist der Stil eine sprachliche Kategorie — aber es handelt sich hier um Verwendung der Sprache. Funktionalstile sind als ‚Realisationsmöglichkeiten des Sprachsystems‘ zu verstehen.“ (Riesel 1975: 37.)

²³² So z.B. deutlich Steube 1974: 115.

Für eine praktische Erforschung der Funktionalstile ergibt sich nun besonders das Problem ihrer Klassifikation. Den Vertretern der Funktionalstilistik kommt es offenbar darauf an, die Funktionalstile nicht als eine ungeordnete Menge von bestimmten Sprachformen für einzelne Sprechersituationen, als vorgefertigte Sprachmuster auf der Ebene von ‚Geschäftsbrief‘, ‚Lebenslauf‘, ‚Partygeplauder‘ usw. zu bestimmen.²³³ Sie gehen von einer systemhaften Gliederung der Funktionalstile aus. Die fortschreitende systematische Differenzierung erfolgt nach Fleischer/Michel entsprechend verschiedenen Kriterien. Zunächst unterscheiden sich verschiedene Texte darin, ob sie spontan und ungezwungen formuliert werden, wie es in der Alltagsrede meist der Fall ist, oder ob sie ausgefeilt und vorformuliert sind und damit sprachliche Selbstkontrolle erfordern. Bei der sorgfältig geplanten nicht-spontanen Rede ist weiter danach zu unterscheiden, ob sie primär ästhetische Wirkung zum Ziel hat oder aber auf andere Zwecke gerichtet ist, wie z.B. die Sachprosa. Innerhalb der Sachprosa läßt sich ein weiteres Mal danach gliedern, welches Ziel der Sprecher verfolgt. Es kann ihm auf Informations- und Erkenntnisvermittlung ankommen oder in erster Linie auf die Beeinflussung des Hörers. Diese verschiedenen Möglichkeiten erfassen die Autoren in folgendem Modell (Fleischer/Michel 1975: 246):



mit: A: Alltagsrede
B: wissenschaftlicher Bereich
C: Direktivstil
D: Belletristik.

Die verschiedenen Klassifikationssysteme innerhalb der Funktionalstilistik gleichen sich sehr stark und gehen letztlich alle auf Havráneks ersten Versuch zurück, was wieder die lange Tradition dieses Untersuchungsansatzes verdeutlicht.

²³³ Diese Einheiten bezeichnen Fleischer/Michel 1975 z.B. als „Gebrauchsformen“ und wollen sie deutlich von den Funktionalstilen abgrenzen.

„Die tschechische Funktionalstilistik im engeren Sinn knüpft unmittelbar an die funktionale Linguistik der Prager Schule an. Im Mittelpunkt der einschlägigen Arbeiten von B. Havránek, K. Horálek, L. Doležel und V. Skalička wird als entscheidende Arbeitshypothese untersucht, in welcher Weise sich die Sprache nach den Tätigkeitsbereichen der Sprecher differenziert. Die gesellschaftlich belangvollen Unterschiede in der Sprachverwendung (funkční styly) lassen sich nach Meinung tschechischer Stilforscher in der Hauptsache in vier Sphären nachweisen.“ (Fleischer/Michel 1975: 24f.)

Havránek hatte zunächst die kommunikative Funktion erwähnt. Diese entspricht der Kommunikation im Alltagsverkehr, die fachlich-praktische Funktion bezieht sich auf Kommunikationsbereiche wie Amtsverkehr u.ä. Im Bereich der Wissenschaft ist die fachlich-theoretische Funktion entscheidend, in der Belletristik die ästhetische Funktion.

Auch Riesel geht davon aus, daß die verschiedenen Einteilungsversuche keine wesentlichen sachlichen Differenzen offenbaren.

„Von den 50er Jahren angefangen bis in die jüngste Gegenwart werden von den sowjetischen Verfassern der russischen, deutschen, englischen und französischen Stilistik mehr oder weniger einheitlich — teils mit unterschiedlicher Benennung, teils mit verschiedener Untergliederung in Gattungsstile und Erscheinungsformen — die folgenden Funktionalstile angeführt:

- 1) Stil der öffentlichen Rede
- 2) Stil der Wissenschaft
- 3) Stil der Presse und Publizistik
- 4) Stil der Alltagsrede
- 5) Stil der schönen Literatur.“

(Riesel 1975: 50f.)

Bei Riesel ist also der Bereich der Journalistik hinzugekommen. Dieser Stil der Publizistik und Presse und der der Belletristik erweisen sich allerdings als problematisch. Dies ist begründet in der großen Variationsbreite, die sich innerhalb dieser Funktionalstile selbst ergeben kann. Für den künstlerischen Stil kann man zudem annehmen, daß sich hier allein Individualstile (vielleicht auch Genrestile) unterscheiden lassen.

Riesel akzeptiert allerdings das Argument nicht, daß wegen innerer Uneinheitlichkeit von einem spezifischen Funktionalstil nicht gesprochen werden könne.

„Dieser Einwand scheint uns nicht überzeugend. Er ließe sich mehr oder weniger gegen fast alle funktionalen Stile erheben.“ (Riesel 1975: 51.)

Sie weist aber zugleich über dieses Dilemma hinaus, indem sie generell innerhalb der Funktionalstile, die ja nur eine sehr grobe Differenzierung erlauben, eine weitere Differenzierung nach „Gattungsstilen“ fordert. So unterteilt sie z.B. den Alltagsstil in

- „ 1) Alltagsstil im Familien- und Freundeskreis (Alltagsstil im engeren Sinn),
- 2) Alltagsstil im Berufsverkehr
- 3) Alltagsstil im Verkehr mit Fremden, ohne jegliche offizielle Bindung.“

(Riesel 1964: 57.)

Eine fortschreitende Unterdifferenzierung, die sich nicht zuletzt aus den ermittelten sprachlichen Besonderheiten innerhalb bestimmter Kommunikationsbereiche ergibt, könnte also zu einer angemessenen Gliederung von Sprechsituationen und zugehörigen Varietäten führen.

Auf dem Gebiet der empirischen Untersuchung von Funktionalstilen hat man sich jedoch bisher auf die fünf Haupttypen konzentriert, die sich in so gut wie allen Einteilungsversuchen wiederfinden. Der weiteren praktischen Arbeit sind also zunächst keine Grenzen gesetzt. Fleischer/Michel (1975: 24) gehen so weit festzustellen, daß der „Begriff des Funktionalstils noch weitgehend eine Arbeitshypothese ist.“ Das wird tatsächlich besonders deutlich, wenn man sich die Ergebnisse empirischer Untersuchungen zu den Funktionalstilen vor Augen führt, die z.B. Fleischer/Michel zusammengestellt haben. In ihnen sind die Erkenntnisse herkömmlicher Untersuchungen zu den verschiedenen Sprachformen übernommen; auf neue Einsichten hofft man also meist vergebens. Der Grund hierfür liegt m.E. darin, daß die fünf Funktionalstile tatsächlich sehr globale Einheiten darstellen, für die eine echte Situationspezifität wohl gar nicht gefunden werden kann, so daß die besonderen sprachlichen Mittel also auch immer nur recht allgemein beschrieben werden können, was herkömmliche Untersuchungen eben auch leisten konnten. Die Ergebnisse zu den einzelnen Bereichen, wie sie sich nach Fleischer/Michel darstellen, seien hier kurz zusammengefaßt.

1. Alltagsverkehr

Für diesen Bereich hat Riesel schon 1964 ein Buch vorgelegt, das u.a. zeigt, daß der Ansatz der Funktionalstilistik nicht unbedingt als Gegenentwurf zu herkömmlichen Differenzierungen gedacht ist, sondern diese ergänzen will.²³⁴ Als Grundzug der Sprache im Alltagsverkehr nennt Riesel

„Ungezwungenheit, Bequemlichkeit, emotionales Entspannen und Sichgehenlassen — kurz: Auflockerung der Gesamthaltung und demnach auch sprachliche Lockerheit.“ (Riesel 1964: 46.)

Ebenso wie Havránek hebt sie die Bedeutung von Automatismen im Alltagsverkehr hervor,²³⁵ die sich unmittelbar daraus herleiten, daß dem Sprechen

²³⁴ Auch im vorigen Kapitel wurde Riesel ja des öfteren zitiert.

²³⁵ Vgl. Riesel 1964: 47f. und Havránek 1964: 9ff. Sandig 1970 hat einige konkrete gebrauchssprachliche (aber geschriebene!) Textsorten auf die Automatismen hin untersucht.

selbst keine große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Damit ist der Funktionalstil der Alltagsrede als eine Varietät in sehr informellen Situationen bestimmt. Die sprachliche Form wird also durch die Spontaneität der Äußerungen, die normalerweise *g e s p r o c h e n* sind, bestimmt. Der Sprecher kontrolliert sein eigenes Sprachverhalten kaum, er greift sprachlich oft zu vorgefertigten Mustern.

Die Alltagssprache ist stark situationsbezogen. Aus dieser Bestimmung folgen einige Merkmale für die gesprochene Form: Riesel und Fleischer/Michel konstatieren eine wenig strenge Abgrenzung gegen „untere Sprachschichten“ (Slang, Argot usw.).²³⁶ Typisch sind Floskeln, Wortwiederholungen, expressive Ausdrucksmittel, wohl auch die wichtige Relation zu parasprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucksmitteln.

2. Belletristik

Für den künstlerischen Bereich lassen sich zwei wesentliche Merkmale nennen, die Texte aus diesem Gebiet deutlich von der Alltagssprache abgrenzen.

a) In der künstlerischen Sprachverwendung wird auf die Verwendung von Automatismen des Sprachgebrauchs weitgehend verzichtet; jedenfalls ist dies der Bereich, für den die Reduktion der Automatismen auf ein Minimum am ehesten zu konstatieren ist.

b) Die Konzentration auf die Form der sprachlichen Äußerung ist in diesem Bereich am stärksten ausgebildet. Künstlerischer Sprachgebrauch setzt maximale Selbstkontrolle voraus, ist am wenigsten spontan.

Wegen dieser Kennzeichen lassen sich konkrete sprachliche Besonderheiten kaum aufzeigen. Fleischer/Michel nennen zwar Bilder, Tropen, Gleichnisse, Metaphern usw., d.h.: die bekannten Stilmittel, als typische Elemente, diese können aber tatsächlich nicht als durchgängiges und notwendiges Charakteristikum künstlerischen Sprachgebrauchs gelten.

3. Wissenschaft

Auch im Bereich der Wissenschaft gibt es vielfältige Differenzierungen.²³⁷ Allerdings beschränkt man sich nicht selten auf die Beschreibung des Funktionalstils, dessen man sich in wissenschaftlichen Abhandlungen bedient. Auch hier müßte aber weiter unterschieden werden zwischen Gebieten (Natur-, Geisteswissenschaften) und Fächern, zwischen Textsorten wie Forschungsbericht, Handbuch usw. Die Besonderheiten, die Fleischer/Michel

²³⁶ Wieweit eine solche Kennzeichnung im Rahmen eines funktionalstilistischen Modells konsequent ist, sei hier dahingestellt.

²³⁷ Zur Subklassifizierung populärwissenschaftlicher Texte vgl. Wittich 1979.

nennen, können daher wiederum nur als Wiederholungen bekannter Feststellungen gelten. Sie nennen als Kommunikationsziel der Wissenschaften Vermittlung von Erkenntnissen. Die Autoren verweisen auf Situationsungebundenheit und Streben nach Abstraktion als typische Kennzeichen wissenschaftlicher Rede. An sprachlichen Merkmalen nennen sie die Terminologie und erwähnen außerdem besondere Ausdrucksmöglichkeiten für den „Modalitätsgrad“ einer Äußerung:

„Wie formuliert der Autor seine Feststellungen im Hinblick auf Sicherheit und Entschiedenheit der Aussage?“ (Fleischer/Michel 1975: 262.)²³⁸

Da der Funktionalstil der Wissenschaften auch eine wirkungsbezogene Komponente enthält, für die Merkmale des Funktionalstils der Direktive gelten, lehnen Fleischer/Michel (1975: 263) die Ansicht ab, „in der Wissenschaft herrsche die ‚unpersönliche Standardsprache‘“.²³⁹

4. Direktive

Dieser von Fleischer/Michel ausgesonderte Typ erweist die Inkonsequenz ihrer Einteilung. Bei den Direktiven handelt es sich nämlich nicht mehr um einen Kommunikationsbereich, sondern um einen Handlungstyp. Es ist zwar davon auszugehen, daß eine Einteilung nach Handlungstypen ebenfalls interessante Aufschlüsse über die Realisationsweisen des Sprachsystems erbringt, dieser Ansatz scheint jedoch im Rahmen der Funktionalstilistik, wie sie sich hier darstellte, etwas abwegig.

Definiert werden die Direktive wie folgt:

„Zur mittelbaren Direktive gehören u.a. die politische Rede, der Aufruf u.ä. Dabei handelt es sich in der Regel nicht um detaillierte Handlungsanweisungen (Gebote, Verbote usw.), sondern um die Herausbildung von Einstellungen und Überzeugungen.“ (Fleischer/Michel 1975: 265.)

Unter den letzten Typ dürfte daher auch die Werbung gehören. Die sprachlichen Charakteristika, die Fleischer/Michel herausstellen, beziehen sich fast ausschließlich auf Gesetzestexte. Als allgemeine Stilzüge nennen die Autoren Eindeutigkeit, Genauigkeit und Allgemeinverständlichkeit. Da die Direktive auch den Bereich der öffentlichen Sprache abdecken (Amtsverkehr), ist offensichtlich, daß die Darstellung von Fleischer/Michel kaum auf einer gründli-

²³⁸ Diese Frage wäre natürlich auch für andere Bereiche (z.B. die Alltagskommunikation) interessant zu untersuchen.

²³⁹ In Feststellungen wie dieser zeigt sich, daß die Funktionalstilistik – was die empirischen Ergebnisse betrifft – im gegenwärtigen Entwicklungsstadium ganz ähnliche Mängel aufweist wie die im vorigen Kapitel behandelten Untersuchungsansätze.

chen deskriptiven Untersuchung beruht. Gerade für diesen Bereich war ja in den herkömmlichen Darstellungen darauf verwiesen worden, daß hier Allgemeinverständlichkeit wohl wünschenswert, nicht aber typisch ist. Die Ausführungen von Fleischer/Michel geben im ganzen zur Kennzeichnung der Besonderheit dieses Funktionalstils nicht viel her.

5. Presse und Publizistik

Dadurch daß Fleischer/Michel die Direktive als besonderen Funktionalstil anzusetzen versuchten, erübrigt es sich eigentlich von dem Funktionalstil in Presse und Publizistik zu sprechen, da auch hier die ‚Wirkungsabsicht‘ im Vordergrund steht und es sich um eine Form ‚öffentlicher Sprache‘ handelt. Daher sagen Fleischer/Michel auch:

Journalistische Texte „sind u.E. letzten Endes dem funktionalen Stiltyp der Direktive zuzuordnen, können aber innerhalb dieses Rahmens als Subtyp herausgehoben werden. Es handelt sich dabei um Formen wie Nachricht, Leitartikel, Glosse, Kommentar, Reportage u.ä.“ (Fleischer/Michel 1975: 266.)

Da die Autoren auch hier mehr oder weniger willkürlich allein den Typ der „im engeren Sinn j o u r n a l i s t i s c h e n T e x t e “ (Fleischer/Michel 1975: 266) besprechen, haben sie bekannten Untersuchungen kaum etwas hinzuzufügen. Hingewiesen wird auf Klischees und Stereotypen, d.h. Automatismen, auf die Tendenz zur Allgemeinverständlichkeit und zum ökonomischen Ausdruck.

Während der theoretische Ansatz der Funktionalstilistik einen interessanten Versuch zur Erfassung situativer Varietäten darstellt, muß man nach der Darstellung der hier besprochenen empirischen Ergebnisse feststellen, daß man sich im einzelnen weitgehend an herkömmlichen Untersuchungen und auch Klassifizierungen orientiert. Allerdings hat die Funktionalstilistik in den letzten Jahren in den östlichen Staaten offensichtlich einen Aufschwung erlebt, und von weiteren Untersuchungen darf man sich schon deswegen wertvolle Ergebnisse versprechen, weil die Funktionalstilistik gegenwärtig besonders für praktische Erfordernisse ausgebaut wird, so vor allem für den Fremdsprachenunterricht.

4.2. Register-Konzeption

Das Register kann als ein Parallelbegriff zum Funktionalstil angesehen werden. Auch das Register ist eine Größe, die situationsspezifische sprachliche Varietäten erfaßt. Das Register stellt nach Halliday/McIntosh/Stevens eine Varietät „according to use“ dar und wird ebenso wie der Funktionalstil z.B. dem Dialekt als Varietät „according to user“ an die Seite gestellt. Ganz ähnlich

wie Riesel nehmen Ellis/Ure so etwas wie Erscheinungsformen der Sprache (z.B. Dialekt) an; das Register ist nicht als ein Konkurrenzbegriff dazu anzusehen, sondern wird einer anderen Klassifizierungsdimension zugeordnet.

“important are relations with other kinds of variety. Registers may draw their linguistic material from local and social varieties, as indeed from quite separate languages.” (Ellis/Ure 1969: 254.)

Zwischen beiden Ansätzen lassen sich aber auch mehr oder weniger gewichtige Differenzen aufweisen.

Der Registerbegriff geht auf den britischen Kontextualismus zurück. Er leitet sich also – ebenso wie der Begriff des Funktionalstiles – aus einer strukturalistischen Schule her, die nicht wie der amerikanische taxonomische Strukturalismus Bedeutung und Funktion der Sprache und ihrer Elemente weitgehend ausklammert. Gegen diese Auffassungen setzt J.R. Firth, an dessen Namen die Schule des Kontextualismus wesentlich geknüpft ist, sich denn auch deutlich ab.

These approaches “claim to have excluded meaning altogether by a mechanistic method, avoiding what they denounce as mentalism. This approach is now being severely criticized. I believe the mechanist-mentalists, as I describe them, have had their day.” (Firth 1968b: 117.)

“A new approach to grammar requires a new approach to meaning.” (Ebd.)

Dieser „neue Ansatz“ begreift “meaning” nicht als textinternes Phänomen, sondern bindet sie konsequent an die Sprechsituation und bezieht damit also außersprachliche Gegebenheiten direkt ein. ‚Kontext‘ im britischen Kontextualismus meint also immer zweierlei: den sprachlichen Kontext (text-interne syntagmatische Relationen) und den Situationskontext. Firth unterscheidet im einzelnen die folgenden Relationen.

“In dealing with language in the matrix of experience as the above approach requires, the actual language text duly recorded is in the focus of attention and two main sets of relations are set up, *firstly* the interior relations connected with the text itself. These sub-divide into (a) the syntagmatic relations between elements of structure considered at various levels, (. . .) (b) The paradigmatic relations of terms or units which commute within systems set up to give values to the elements of structure. (. . .) The second main set of situational relations again subdivides into two: (a) the interior relations within the context of situation, the focal constituent for the linguist being the text. The text is seen in relation to non-verbal constituents and the total effective or creative result noted. (b) Analytic relations set up between parts of the text (words or parts of words, and indeed, any ‘bits’ or ‘pieces’), and special constituents, items, objects, persons or events within the situation.” (Firth 1968c: 173.)

Der “context of situation”²⁴⁰ ist nach Firth ein wesentliches Element, ohne

²⁴⁰ Firth schließt mit seinem Ansatz an Malinowski an, auf den der Begriff “context of situation” zurückgeht, vgl. Malinowski 1936.

das über die Bedeutung eines Textes keine Aussagen gemacht werden können. Zum "context of situation" gehört der Text selbst, die sprachlichen Äußerungen, als integrierter Bestandteil hinzu. Sprachliche Äußerungen und nichtsprachlicher Kontext sind so eng miteinander verbunden, daß ihre Analyse notwendig parallel laufen muß. Ohne den Bezug auf den Gesamtkontext, d.h. ohne Berücksichtigung des Verhältnisses von sprachlichen Äußerungen und nichtsprachlichen Phänomenen, ist eine sinnvolle Analyse nicht zu leisten.

"The context of situation according to this theory is not merely a setting, background or 'backdrop' for the 'words'. The text in the focus of attention on renewal of connection with an instance is regarded as an integral part of the context, and is observed in relation to the other parts regarded as relevant in the statement of context." (Firth 1968c: 175f.)

Bedeutung wird nach Firth also im pragmatischen Sinn definiert. Damit erweist sich dieser Ansatz als interessanter Ausgangspunkt einer sprachsoziologischen Fragestellung, im engeren als Grundlage für die Beschreibung situationsspezifischer Variation.

Der Begriff des Registers ist erst von Schülern Firth's als zentrale Kategorie eingeführt worden. Er entwickelte sich an Firth's Überlegungen zu "restricted languages". Ausgangspunkt hierfür waren bestimmte situationsspezifische Varietäten. Es gibt bestimmte sprachliche Formen, die nur in ganz bestimmten Situationen eingesetzt werden können; es gibt Situationen, die ganz bestimmte sprachliche Verhaltensmuster erfordern, in denen nur diese Formen zulässig sind. Diese spezifischen sprachlichen Verhaltensweisen entsprechen bestimmten Rollen, die die Sprecher innehaben; sie sind an diese Rollen eng gebunden.

"We do not mix up our roles and the various forms of language assigned to them in a kind of general mixed stew. Effective action and good manners require appropriateness of language in situational context." (Firth 1968d: 207.)

Die für bestimmte Situationen, für bestimmte Funktionen der Sprache 'reservierten' Sprechweisen nennt Firth "restricted languages". Er ist sich einer gewissen Künstlichkeit, die diesem Konzept anhaftet, durchaus bewußt und relativiert damit schon die Ansicht, daß es ganz klar herausgehobene Varietäten wie Fach-, Berufssprachen, Gruppensprachen usw. gibt. Diese Gebilde entspringen linguistischer Abstraktion.

"There are vocational, technical and scientific languages set in a matrix of closely determined sections of what may be called the general language. It is one of the requirements of science that the attention of our scientific equipment should be focused on manageable subjects and hence the importance of the study of restricted languages — restricted by scientific method conforming to functions of language in life. The term 'restricted language' is applied to a scientific fiction required by linguistic analysis. It is not a general term for any

actual institutionalized form of language easily recognized by the average man." (Firth 1968d: 207.)

Nachdem für die situationsspezifischen sprachlichen Varietäten generell der Begriff Register eingeführt wurde, wird der Begriff "restricted language" in eingeschränkterem Sinn verwendet. Halliday/McIntosh/Stevens bezeichnen damit Register, die in extrem standardisierten Situationen — mit Havránek's Worten: bei höchster Automation im sprachlichen Bereich — benutzt werden.

"Some registers are extremely restricted in purpose. They thus employ only a limited number of formal items and patterns (. . .) Such registers are known as RESTRICTED LANGUAGES. This is by no means a clearly defined category: some restricted languages are more restricted than others." (Halliday/McIntosh/Stevens 1964: 96.)

Als Beispiele nennen die Autoren die Sprache zur Regelung des Luftverkehrs, die Reizworte beim Bridge, Wetterberichte, Glückwunschkarten usw.

Neben Halliday, McIntosh, Stevens sind J. Ellis, J.N. Ure, J.C. Catford, B. Strang, M. Gregory, S. Carroll, G. Leech und T. Hill als Vertreter der Register-Konzeption zu nennen. Auch bei ihnen steht die Bestimmung der Sprache als soziales Verhalten im Vordergrund. Dieser sprachsoziologische Ansatz führt unmittelbar zur Untersuchung von sprachlichen Varietäten.

"Linguistics is based on the notion that human language is not marks on a page, nor sounds made by the voice, nor lists of words printed in a book, nor rules of grammar, but is a form of *human social behaviour*. The study of language has affinities with anthropology and sociology, since language is part of the total culture of a society. And since communities tend to sub-divide into groups, each displaying differences of social behaviour, we can expect language to reflect differences of this general kind, as well as the nature and purposes of the individual speaker and writer. This kind of attitude sees language as behaviour reflecting social and individual differences on the part of those who use it. Every language thus exists, not as a single, uniform institution, but as a constellation of varieties, each functioning in a particular way." (Stevens 1965: 79.)

Von diesem Ansatz ergibt es sich auch natürlich, Varietäten nicht als Sonderphänomene oder Randerscheinungen der Sprache, die im wesentlichen doch homogen wäre, aufzufassen.

"Registers are not marginal or special varieties of language. Between them they cover the total range of our language activity. It is only by reference to the various situations, and situation types, in which language is used that we can understand its functioning and its effectiveness. Language is not realized in the abstract: it is realized as the activity of people in situations, as linguistic events which are manifested in a particular dialect and register." (Halliday/McIntosh/Stevens 1964: 89.)

Diese Auffassung teilt der britische Ansatz mit der Funktionalstilistik. Auch diese begreift den Stil — im Gegensatz zu älteren Auffassungen — nicht als

beschränkt auf bestimmte sprachliche Bereiche, wie z.B. die Literatur, sondern geht davon aus, daß Sprechen in jeder Situation und in jedem Bereich einen bestimmten Stil hat, d.h. einer für diesen Bereich adäquaten ‚Realisierungsform‘ der Sprache entspricht.

Die letzte Überlegung führt zu einem Punkt, in dem sich Funktionalstilistik und Registerkonzeption wesentlich unterscheiden. In der Funktionalstilistik legt man darauf Wert, daß es eine kausale Beziehung zwischen der Funktion der Sprache und der hierfür entwickelten Sprachform gibt. Die Notwendigkeit, in wissenschaftlichen Erörterungen klar und eindeutig zu sprechen, findet z.B. ihren Niederschlag in der Begründung einer speziellen Terminologie. Man erkennt daneben zwar auch an, daß die Benutzung einer bestimmten Sprachform durch eine soziale Norm für einen bestimmten Anwendungsbereich bestimmt ist, dies gilt aber eher als sekundäres Kennzeichen.

In der britischen Schule sind die Akzente dagegen genau umgekehrt gesetzt. Die Verbindung von sprachlichen Registern und Anwendungssituationen erscheint hier eher als das Ergebnis einer arbiträren Zuordnung. Sie ist konventionell geregelt. Erst in zweiter Linie kommen auch Überlegungen der Zweckmäßigkeit einer besonderen sprachlichen Varietät oder spezifischer sprachlicher Mittel für ein Anwendungsgebiet ins Spiel.

“It is not the event or state of affairs being talked about that determined the choice, but the *convention* that a certain kind of language is appropriate to a certain use.” (Halliday/McIntosh/Stevens 1964: 89; Hervorhebung K.N.)

“Linguistic features of registers can sometimes be seen to have language-external causes, (. . .) but otherwise they must be accepted as being in the same *arbitrary type of relation* to the situational features they correlate with as, in general, linguistic items are to the situational items they ‘mean’.” (Ellis/Ure 1969: 254; Hervorhebung K.N.)

Ein wesentlicher Grund für diese unterschiedliche Einschätzung der Beziehung von sprachlichen Registerigenschaften und Situationsmerkmalen mag im folgenden liegen: Der britische Ansatz ist von Anfang an eng verknüpft gewesen mit bestimmten Problemen der angewandten Linguistik, vornehmlich dem Fremdsprachenunterricht und der Übersetzungswissenschaft.²⁴¹ Wie wesentlich der Registerbegriff im Fremdsprachenunterricht sein kann, ergab sich daraus, daß die Fehler, die ein Ausländer macht, vielfach Fehler in der Wahl des passenden Registers sind. Wenn solche Fehler möglich, ja typisch sind, kann es aber keine strenge funktionale oder gar kausale Bindung von Situationsmerkmalen und sprachlichen Merkmalen geben. Halliday/McIntosh/Stevens setzen voraus, daß die mangelnde Kenntnis sprachspezifischer Register die Grundlage für viele Fehler beim Gebrauch einer Fremdsprache darstellt:

²⁴¹ Vgl. z.B. Catford 1965.

“The choice of items from the wrong register, and the mixing of items from different registers, are among the most frequent mistakes made by non-native speakers of a language.” (Halliday/McIntosh/Stevens 1964: 88.)

Selbst die perfektste Beherrschung der fremden Grammatik und ein umfangreicher Wortschatz bewahren den fremden Sprecher nicht davor, gegen die Norm, die durch das Bestehen bestimmter Register in einer Sprache gesetzt ist, zu verstoßen. Da ein Sprecher bei einer falschen Registerwahl gegen soziale Regeln verstößt, kann die mangelhafte Kenntnis sprachspezifischer Register zu viel einschneidenderen Reaktionen der Muttersprachsprecher führen als ein Verstoß gegen sprachliche Regeln, die das gegenseitige Verständnis nicht behindern müssen. Die Auffassung, daß das Register und seine sprachlichen Besonderheiten konventionell mit der Anwendungssituation verbunden sind, leitet sich nun eben daraus her, daß bedeutende Differenzen selbst in relativ nah verwandten Sprachen bezüglich der Register festzustellen waren.

“For foreigners the problem is complicated by the fact that different languages respond to different factors in the situation and to variations in these factors. That is to say, the linguistic grouping of situations involving language differs from language community to language community.” (Ellis/Ure 1969: 255.)

Als Beispiel wird oft darauf verwiesen, daß deutsche Studenten, die in England an der Universität Übungen zur englischen Literatur hörten, erklärten, daß diese Übungen sie mehr an Gespräche bei einem Kaffeeklatsch erinnerten als an deutsche Seminare. Selbst wenn man für seine eigene Sprache das Register in einer bestimmten Situation beherrscht und damit zugleich eine soziale Kompetenz erworben hat, in dieser Situation adäquat zu handeln, folgt daraus also noch nicht die Fähigkeit, ‚dieselbe‘ Situation in einer anderen Sprache unter Rückgriff auf erworbene sprachliche Fähigkeiten zu bewältigen. Diese empirischen Befunde legten für die britischen Registerforscher die Annahme nahe, daß es eine enge funktionale oder kausale Bindung der sprachlichen Varietät an die Situation nicht gibt.

Die Register werden nach verschiedenen Kriterien unterschieden und konkret beschrieben. Der Begriff Register mag zunächst nahelegen, daß es sich um streng gegeneinander abgegrenzte sprachliche Varietäten handelt, die in fester Beziehung zu einer Gesamtsituation stehen. Auch Register sind aber Varietäten einer Sprache, insofern können sie nur in verschiedener Weise das zugrundeliegende sprachliche System realisieren.

“No one suggests, of course, that the various registers characteristic of different types of situation have nothing in common. On the contrary, a great deal of grammatical and lexical material is common to many of the registers of a given language, and some perhaps to all. If this was not so we could not speak of ‘a language’ in this sense at all.” (Halliday/McIntosh/Stevens 1964: 89.)

Sowohl bei den sprachlichen wie bei den situationellen Merkmalen eines Registers handelt es sich also nicht um spezifische qualitative Merkmale. Auszeichnend ist vielmehr eine bestimmte graduelle Stufe, die ein Register, beschrieben nach mehreren Variationsdimensionen, einnimmt. Ein Merkmal des Registers ist z.B. die Formalität der Situation, die nach verschiedenen Graden eingeteilt wird.

"It must be remembered that clear-cut divisions do not always exist to mark a change of register. In the study of register variety as in the study of local or social, or dialect, variety, there may be a continuum. In descriptive linguistics there is a convenient term for such gradations, borrowed from natural science: a *cline*; and in the study of register it may be used equally for situational and linguistic gradations." (Ellis/Ure 1969: 256.)

Die Beschreibung verschiedener Register erfolgt also nicht als Aufzählung der (sehr großen) Menge verschiedener Situationen mit spezifischem Sprachgebrauch; solche charakteristischen Situationen werden immer nur als Beispiele genannt. Stattdessen bezieht man sich zur Analyse der Register auf verschiedene Beschreibungsdimensionen der Situation. Es hat verschiedene Versuche gegeben, solche Dimensionen zu unterscheiden. Eine ganz einheitliche Begrifflichkeit zeichnet sich noch nicht ab.²⁴² Eine besonders geläufige Unterteilung ist die von Halliday/McIntosh/Strevens, die sich mit gewisser Abwandlung auch bei Ellis/Ure findet.

"It seems most useful to introduce a classification along three dimensions, each representing an aspect of the situations in which language operates and the part played by language in them. Registers, in this view, may be distinguished according to *field of discourse*, *mode of discourse* and *style of discourse*." (Halliday/McIntosh/Strevens 1964: 90; Hervorhebungen K.N.)

1. Field of discourse

Das "field of discourse" bezieht sich auf den Gesprächsgegenstand, das Thema. Bei Halliday/McIntosh/Strevens wird aber innerhalb dieser Dimension noch die Frage behandelt, in welcher Relation das Sprechen zum nicht-sprachlichen Handeln steht bzw. welche Rolle das Sprechen in der Situation einnimmt.

"'Field of discourse' refers to what is going on: to the area of operation of the language activity. Under this heading, registers are classified according to the nature of the whole event of which the language activity forms a part." (Halliday/McIntosh/Strevens 1964: 90.)

²⁴² Vgl. Hess-Lüttich 1974, der verschiedene terminologische Differenzierungen vergleichend gegenüberstellt.

Nach diesem Kriterium unterscheiden die Autoren drei Möglichkeiten:

- Situationen, in denen das sprachliche Tun dominiert. Dies gilt z.B. für eine Seminardiskussion, einen Vortrag u.ä. Für mögliche Register sind die Themen ausschlaggebend, die behandelt werden. Sie konstituieren im näheren das "field of discourse".
- Situationen, in denen das nicht-sprachliche Tun dominiert, das Sprechen das Handeln begleitet.

"There are on the other hand situations in which the language activity rarely plays more than a minor part; here the field of discourse refers to the whole event." (Halliday/McIntosh/Strevens 1964: 91.)
- Situationen, in denen eine Diskrepanz zwischen sprachlichem und nicht-sprachlichem Tun existiert, in denen also das sprachliche Tun nicht Teil des nicht-sprachlichen Tuns ist, wenn z.B. zwei Leute während des Abwasches über Politik diskutieren. Das "field of discourse" bildet in diesem Fall wieder das Thema, nämlich Politik.

Gegen diese Vermengung des thematischen Aspekts mit dem der Relation von sprachlichem und nichtsprachlichem Tun wenden sich Ellis/Ure (1969: 253), die eine weitere Dimension "role" einführen, in der "the social or other function of the utterance or text" erfaßt werden soll, um diese Unterscheidungen berücksichtigen zu können.

2. Mode of discourse

"The *mode* dimension of register is defined as correlating with the medium of utterance and the general communicative relations between the participants." (Ellis/Ure 1969: 253.)

Primär kommt dabei die Differenzierung von gesprochener und geschriebener Sprache ins Spiel. Allerdings werden in dieser Dimension auch weiter die Unterschiede zwischen "face-to-face-communication" und Massenkommunikation erfaßt.

3. Style of discourse

Der "style of discourse" bezieht sich nach Halliday/McIntosh/Strevens auf das Verhältnis der Sprecher zueinander. Nach diesem Kriterium werden Register entsprechend dem Formalitätsgrad der Situation unterschieden. Bei Ellis/Ure (1969: 254) heißt diese Dimension daher auch "formality dimension", Gregory/Carroll (1978: 8, 48ff.) benutzen den Terminus "tenor of discourse".

Innerhalb dieser Dimension werden insbesondere auch die sozialen Rollen der Kommunikationspartner berücksichtigt, der Formalitätsgrad der Situation im engeren Sinn ist daher nur ein Faktor, der zu berücksichtigen ist.

Ein bestimmtes Register ist nun durch die spezifische Ausprägung von Situationsmerkmalen im Rahmen dieser unterschiedlichen Dimensionen bestimmt. Ein öffentlicher Vortrag über James Joyce würde durch einen relativ hohen Formalitätsgrad ausgezeichnet sein, das "field of discourse" ist Literatur, der "mode of discourse" „gesprochen“, wobei die graduelle Natur auch solcher Kategorien wie geschrieben – gesprochen deutlich wird, da beim Vortrag in der Regel dem Gesprochenen ein geschriebener Text zugrundeliegt.

Es gibt zwar, sowohl was den Registerbegriff selbst angeht, wie auch bezüglich dieser Dimensionen keine Einheitlichkeit in der Terminologie, alle bisher vorgeschlagenen Differenzierungen bewegen sich aber in etwa auf dem Abstraktionsniveau und einer Genauigkeitsstufe, wie bei Halliday/McIntosh/Strevens und Ellis/Ure.

Damit stellt sich die Frage, inwieweit sich mit Hilfe dieser Beschreibungskategorien spezifische sprachliche Varietäten aussondern lassen. Obwohl die Kategorien der Funktionalstilistik, die unmittelbar nach dem Kommunikationsbereich fragt, auch nicht differenzierter sind als die hier referierten Ansätze zur Deskription von Registern, erlauben sie doch bereits eine Grobklassifikation. Dies ist entsprechend den Dimensionen des Register noch nicht möglich. Zwar lassen sich alle Varietäten nach den hier vorgeschlagenen Kriterien mustern, zu jeder Varietät gehören ein bestimmter "mode", "style" und ein "field". Die Kombination dieser Kategorien sondert aber selbst noch keine Varietäten aus. Ein gesprochener Text mittleren Formalitätsgrades über Kindererziehung kann sowohl im schulischen Pädagogikunterricht, in der Unterhaltung zwischen Bekannten, in der Straßenbahn usw. zu finden sein und wird jeweils eine andere Ausprägung haben. Die Kategorien, die hier unterschieden werden, sind offenbar noch zu grob. Das läßt sich auch daran ersehen, daß in den Darstellungen einer solchen Differenzierung tatsächlich immer nur beispielhaft gesagt wird, welche Varietät sich bei einer bestimmten Konstellation denken ließe, eine vollständige und differenzierte Ableitung ist aber nicht möglich.

Die empirischen Arbeiten setzen daher auch meist nicht bei den theoretisch unterschiedenen Dimensionen an, sondern bearbeiten einzelne Varietäten. Dabei heben sie

„solche Varianten des Englischen hervor wie 'officialese' (mit einer leicht abwertenden Bedeutung für die Bezeichnung des Amtsstils), 'legal English', 'Civil Service English', 'journalese' (eine leicht abwertende Bezeichnung für den Stil der auf sensationelle Meldungen bedachten Journalisten), 'headlines' (die typische sprachliche Form englischer Zeitungsüberschriften), ferner 'telegraphese' (Telegrammstil), 'advertising English', 'technical language', 'public speaking', 'register of family and personal relationships' (was etwa die Alltagsrede umfaßt), den Sprachgebrauch der *disc jockeys*, Sportreporter, Prediger und die spezielle Umgangsform gegenüber Kleinkindern ('baby talk') und Haustieren in England.“ (Gläser 1976: 241.)

Der unmittelbare Bezug zwischen solchen Varietäten und den Unterscheidungsdimensionen ist kaum einsichtig. Es handelt sich um mehr oder minder auffallende Varietäten, die auch in herkömmlichen Darstellungen immer besonderes Interesse gefunden haben. Daher muß Gläser, die einen Vergleich zwischen Funktionalstilistik und Registerkonzeption durchgeführt hat, wohl recht gegeben werden, wenn sie sagt:

„Im Unterschied zu der Konzeption der Funktionalstile bilden die *registers* kein geschlossenes System. Die empirischen Arbeiten englischer Stilforscher untersuchen nur einzelne *registers*. Nicht selten werden stilistische Arbeitsbegriffe für die Bedürfnisse der jeweiligen Analyse *ad hoc* gebildet.“ (Gläser 1976: 243.)

Auch die englischen Forscher behandeln aber Fragen wie die, ob es ein Register der schönen Literatur gibt o.ä., so daß deutlich wird, daß es letztendlich um die gleichen Probleme geht wie in der Funktionalstilistik. Die empirischen Arbeiten zu einzelnen Registern brauchen daher hier nicht behandelt werden. Empirische Arbeiten zu den Registern sind wohl auch noch relativ neu.²⁴³ Halliday/McIntosh/Strevens schreiben:

“Serious work on registers is even more recent in origin. Very large samples of texts have to be subjected to detailed formal analysis if we wish to show which grammatical and lexical features are common to all uses of the language and which are restricted to, or more frequent in, one or more particular register.” (Halliday/McIntosh/Strevens 1964: 98.)

Möglicherweise ist in den 60er Jahren in der englischen Linguistik durch die Konzentration auf den Bernsteinschen Ansatz die Registerforschung in den Hintergrund getreten. Sie hat zumindest im Ausland kaum Einfluß gehabt. Daß von England aus seit den Endsechziger Jahren die Sprechakttheorie ihren Aufschwung nehmen konnte, ohne daß deren Vertreter ausdrücklich auf den doch verwandten Ansatz des Kontextualismus, der Bedeutung pragmatisch fundiert, Bezug genommen hätten, spricht auch nicht für die Annahme, daß in Großbritannien dem Registeransatz gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Für eine erfolgversprechende Weiterentwicklung des Registeransatzes gilt Ähnliches wie für die Funktionalstilistik. Erforderlich ist eine stärkere Differenzierung bezüglich der Merkmale, nach denen die Situationen klassifiziert werden. Erst im Anschluß daran (und an die Auswertung umfangreichen Textmaterials) ist endgültig feststellbar, für welche Situationstypen welche Register, d.h. welche besonderen Realisationsweisen des sprachlichen System, gelten.

²⁴³ Hinzuweisen ist auf Crystal/Davy 1969, die verschiedene "varieties" des Englischen im Rahmen einer stilistischen Analyse behandeln, und zwar: "the language of conversation", "the language of unscripted commentary", "the language of religion", "the language of newspaper reporting" und "the language of legal documents".

4.3. Freiburger Ansatz

In der Bundesrepublik ist bislang weder die Funktionalstilistik noch die Register-Konzeption auf ein breites Interesse gestoßen. Stattdessen ist ein relativ eigenständiger Ansatz zur Erfassung situationsspezifischer Varietäten im Freiburger Projekt entwickelt worden. Die Freiburger Forschungsstelle gehörte zu dem Großprojekt der Untersuchung der „Grundstrukturen der deutschen Sprache“, das 1966 durch das Goethe-Institut angeregt wurde. Während die geschriebene Sprache in Mannheim untersucht wurde, war die Forschungsstelle zur gesprochenen Sprache, die von Hugo Steger geleitet wurde, seit 1968 in Freiburg tätig.

In diesem Projekt stand nicht allein der Versuch einer theoretischen Durchdringung der Problematik im Vordergrund, sondern es sollten hier umfangreiche empirische Untersuchungen durchgeführt werden.

Sowohl bei Arbeiten im Rahmen der Funktionalstilistik wie innerhalb der Register-Konzeption stellte sich das Fehlen geeigneten Materials zu alltäglichen Sprechsituationen als entscheidendes Hindernis für die exakte Analyse situationsspezifischer sprachlicher Varietäten heraus.

„For such a purpose very large samples of textual material are needed. Moreover much of the language activity that needs to be studied takes place in situations where it is practically impossible to make tape recordings. It is not surprising, therefore, that up to now we know very little about the various registers of spoken English.“ (Halliday/McIntosh/Stevens 1964: 90; Hervorhebung K.N.)

Gerade die gesprochene Sprache, zu der es also immer besonders wenig Material gab, ist es aber, die zu erforschen das Ziel des Freiburger Projekts war.

Analog zu den Interessen der Funktionalstilistik und des Registerkonzepts sollte es auch in dem Projekt „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ darum gehen, eine bessere Grundlage für den Sprachunterricht, speziell für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache, zu erarbeiten.

„Auf der Grundlage von hinreichenden Korpora sollten fundierte Erkenntnisse zur Gegenwartssprache gewonnen werden, die für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache aufbereitet werden können.“ (Bausch 1971b: 52.)

Daraus ergab sich als spezifisches Forschungsprogramm die Einbettung in ein soziolinguistisches Modell.

„Sprachunterricht des Deutschen als Fremdsprache konnte nach unserer Auffassung nur heißen, Einübung in sozial übliches Sprechen als Sprachverhalten. Dies war mit der Vermittlung von ‚Grammatik‘ allein nicht getan, denn dieses Sprachverhalten sahen wir im Text niedergelegt, wobei die Bedingungen der Texterzeugung Verhaltenskategorien sein mußten.“ (Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 40.)

Aus der Untersuchung der gesprochenen Sprache entwickelte sich die Forderung, Sprechen aus sozialen Situationen zu begreifen; der Freiburger Ansatz wurde damit zu einem genuin soziolinguistischen. Über das Ziel der Erstellung eines geeigneten Korpus hinaus, setzte er sich daher zum Programm:

„Erarbeiten einer soziolinguistischen Theoriebildung, welche zu einer Typik der im intendierten Bereich relevanten Redekonstellationen und den mit ihnen korrelierenden Textsorten führt.“ (Bausch 1971b: 53.)

Die Analyseeinheiten im Freiburger Ansatz zur Systematisierung der Beschreibung sprachlicher Variation sind also die mit Redekonstellationstypen verbundenen Textsorten.

Es gibt in der BRD verschiedene Ansätze zur Erforschung von Textsorten. Das Freiburger Projekt wird dabei in der Regel kaum erwähnt, da es sich von der üblichen Vorgehensweise wesentlich unterscheidet. Der eigentliche Unterschied liegt eben in der erwähnten soziolinguistischen Fundierung, während die übrigen Textsortenuntersuchungen auf der Textlinguistik aufbauen. Letztere gehen von gegebenen Texten aus, deren sprachliche Spezifik im Vordergrund steht.²⁴⁴ Neuerdings wird jedoch auch von Vertretern der Textlinguistik eine pragmatische Fundierung der Textsortenforschung gefordert. Ein wichtiger Vertreter dieser Richtung ist S.J. Schmidt, der eine Texttheorie als Theorie der sprachlichen Kommunikation fordert. Nach Schmidt

„wächst heute die Einsicht, daß eine Fülle weiterer Fragen nur von einer verwendungsorientierten Texttheorie bzw. einer Textlinguistik mit ‚pragmatischer‘ Komponente adäquat behandelt werden kann.“ (Schmidt 1973: 10.)

Von dieser Tendenz her, daß Texttheorie und Textsortendifferenzierung sich in Richtung auf die Pragmatik hin orientieren,²⁴⁵ scheint eine Verbindung der Überlegungen aus dem Freiburger Ansatz mit anderen Methoden der Textsortenforschung durchaus möglich. In diesem Sinne sind etwa auch die Beiträge Sandigs zu verstehen, die sich auch explizit auf Steger und seine Mitarbeiter bezieht. (Vgl. z.B. Sandig 1972.)

Bevor man sich in Freiburg der Differenzierung von Textsorten widmen konnte, stand aber im Vordergrund der Arbeit die Erstellung eines geeigneten Korpus.²⁴⁶ Dabei stand die Forschungsstelle tatsächlich an einem Neuanfang, da die Untersuchung gesprochener Sprache zwar auch schon in der Mundartforschung betrieben worden war, man aber feststellen mußte:

²⁴⁴ Vgl. dazu die Einleitung von Gülich/Raible 1972.

²⁴⁵ Vgl. Gülich/Raible 1972: 5.

²⁴⁶ Die dabei entstehenden Probleme sind ausführlich in Schank/Schoenthal 1976: Kap. 2 und Schröder 1973 besprochen.

„die natürlichen und vor allem die ‚alltäglichen‘ Sprechsituationen jedoch, die den weitaus größten Teil des Kommunikationsaufkommens der einzelnen Sprecher ausmachen, wurden meist auch von der Dialektologie ohne weitere Differenzierung und ohne weiteres Interesse dem großen Bereich der ‚Umgangssprache‘ zugeschlagen.“ (Schröder 1973: 6.)

Bei einem Versuch zur Gliederung der Gesamtsprache versuchte Steger schon 1966 die allgemein übliche Einteilung durch die Gliederung Behaghels zu ersetzen, dessen Ansatz nicht genügend Berücksichtigung gefunden habe.

„Nicht immer sind in der seitherigen Diskussion die Probleme (der Klassifikation von Typen von Sprechweisen, K.N.) so vielseitig, scharfsinnig und ausgewogen betrachtet worden wie bei Behaghel, und die durch ihn bereits erhärtete methodische Nützlichkeit, ja Notwendigkeit einer Zweiteilung in gesprochene und geschriebene Sprache als Gliederungsprinzip setzte sich gegenüber der methodisch weniger exakten herkömmlichen Dreigliederung Schriftsprache – Umgangssprache – Mundart nicht durch.“ (Steger 1967a: 260.)

Man konnte also nur auf wenige Vorarbeiten zurückgreifen, wenn auch die Problematik der Korpuserstellung (Interviewsituation) schon in der Dialektologie ausführlich behandelt worden war.

Der Freiburger Ansatz versuchte, systematisch die Situation als Variable einzubeziehen. Der Bereich der gesprochenen Sprache wird dadurch als in sich differenziert dargestellt.

„Die zentrale Arbeitshypothese der Forschungsstelle läßt sich folgendermaßen formulieren: Es gibt nicht den Bereich ‚gesprochene Sprache‘, der sich pauschal aufgrund von charakteristischen Selektionsprinzipien von dem Bereich ‚geschriebene Sprache‘ absetzen ließe, sondern es gibt nur Formen oder Typen von gesprochener Sprache, die sowohl nach sprachlichen als auch nach außersprachlichen Merkmalen definierbar sind.“ (Schröder 1973: 24.)

Damit wird die vorher im Vordergrund stehende Hypothese soziolinguistischer Forschung, daß Varietäten schichtenspezifisch verteilt sind, relativiert. Wenn nämlich Sprecher gleicher Schicht verschiedene sprachliche Äußerungstypen in verschiedenen sozialen Situationen zeigen, können diese Unterschiede natürlich nicht mehr aus ihrer Schichtzugehörigkeit entspringen. Die besondere Form des Sprachverhaltens ist auch von situativen Faktoren abhängig. Um dies genau untersuchen zu können, schränken die Freiburger ihre Arbeit auf die Analyse der Sprechweise einer mehr oder weniger homogenen Sprecherschicht ein. Die spezifische Forschungshypothese rechtfertigte, daß im Freiburger Ansatz allein die Standardsprache untersucht wurde, die folgendermaßen definiert wird:

„Standardsprache wird definiert als Sprache, die in öffentlichen Situationen mit der Intention übergruppaler und überregionaler Verständlichkeit sowie mit ausgeprägter sozialer Relevanz für die Öffentlichkeit von Sprechern gesprochen wird, die aufgrund ihrer Ausbildung oder Tätigkeit in öffentlichen Situationen

zu sprechen gewohnt sind oder dazu in der Lage wären. Dabei sind geringfügige regionale Einflüsse nicht auszuschließen.“ (Schank/Schoenthal 1976: 14f.)

Das Korpus der gesprochenen Standardsprache, das in Freiburg gesammelt und aufbereitet worden ist, ist in den vier Bänden der „Texte gesprochener deutscher Standardsprache“ dokumentiert.

In der zweiten Phase der Arbeit stand die Entwicklung einer Situationstypik im Vordergrund. Diese stellt zunächst kein genuin linguistisches Problem dar, so daß man z.T. wenig Hoffnung hatte, daß diese ein geeignetes Modell entwickeln könnte.

„Die Linguistik ist im besten Fall in der Lage, isolierten Kommunikationssituationen oder Redekonstellationen Textsorten zuzuordnen, sie kann also erst aktiv werden, wenn solche Kommunikationssituationen isoliert und fixiert sind, m.a.W. eine Texttypologie setzt eine Situationstypologie voraus, die es (noch) nicht gibt.“ (Sitta 1973: 65.)

Diesem Problem versuchten die Freiburger einerseits durch eine Ausrichtung an in der Soziologie erstellten Rastern²⁴⁷ beizukommen, andererseits bemühte man sich auch um einen eigenständigen Entwurf. Die Erstellung der Situationstypik erfolgte im Rahmen einer „verstehenden Soziologie“.

„Die Merkmale (der Situationen, K.N.) sind aufgrund von direkter Beobachtung an einzelnen Kommunikationsakten gewonnen worden. Ihre Ausgrenzung setzt das Verstehen von Kommunikationsakten voraus und baut auf ihm auf.“ (Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 77.)

Dieses Verfahren stößt sowohl in der Soziologie wie in der Linguistik weithin auf Kritik, da es nicht dem Ideal des völlig neutralen Beobachters, dessen eigene Auffassungen keinen Einfluß auf die Art und die Ergebnisse der Untersuchung haben sollen, gerecht wird. Trotzdem hat man sich im Freiburger Ansatz auf dieses Verfahren festgelegt. Schröder begründet die Entscheidung so:

Entscheidend ist, „daß es sich beim Gegenstandsbereich des Projekts ja um kommunikative Situationen handelt, die einen Sinn, eine Bedeutung haben und denen der Betrachter (in diesem Fall der Wissenschaftler) aus seiner eigenen Lebenssituation heraus immer schon intuitiv verbunden ist. Das heißt aber mit anderen Worten: Der Zugang zu dem Gegenstandsbereich eröffnet sich nur über sog. geisteswissenschaftliche Verfahrensweisen bzw. über Verfahrensweisen einer verstehenden Soziologie. Wollte man nun die Berechtigung bzw. die positive Notwendigkeit hermeneutischer Ansätze im Rahmen der Erfassung und Beschreibung des Gegenstandsbereichs ernsthaft in Zweifel ziehen, so hieße das, von vornherein auf auch nur annähernd adäquate Erkenntnisse über diesen Ge-

²⁴⁷ Der Bezug auf soziologische Forschungen wird besonders in dem Aufsatz von Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974 deutlich.

genstandsbereich, auf in irgendeiner Weise angemessene Beschreibungen zu verzichten.“ (Schröder 1973: 13f.)

Der Nachweis, daß es für bestimmte Situationen spezifische Sprechweisen gibt, kann nur durchgeführt werden, wenn die außersprachlichen Merkmale der Situation und die sprachlichen Merkmale unabhängig voneinander beobachtet und gewonnen werden. Das Freiburger Modell enthält daher zwei elementare Größen, die Redekonstellation und das Textexemplar. Mit diesen beiden Größen sollen die Merkmale der außersprachlichen und der sprachlichen Gegebenheiten je für sich behandelt werden können.

1. Redekonstellation

Eine Redekonstellation ist eine bestimmte Kombination außersprachlicher situativer (redekonstellativer) Merkmale. Zur Beschreibung einer bestimmten sozialen Situation können verschiedene Merkmale relevant sein. Die ausführlichste (aber nicht geschlossene!) Liste solcher Merkmale findet sich bei Schank/Schoenthal (1976: 30ff.). Hier werden dieselben Merkmale genannt, die schon oben bei der Situationscharakterisierung angesprochen wurden und die auch bei der Untersuchung im Rahmen der Register-Konzeption als wichtig erachtet wurden. Die folgende Aufstellung relevanter Merkmale ist jedoch vergleichsweise differenziert.

1. Teilnehmerzahl
2. Verhältnis der Teilnehmer zueinander
 - a) Alter
 - b) Ausbildung
 - c) Geschlecht
 - d) Bekanntschaftsgrad
 - e) Häufigkeit vorausgegangener Kommunikationsakte
 - f) Vorwissen
 - g) Aspekte der räumlichen und körperlichen Beziehungen der Kommunikationspartner
 - h) Rang und Rollenzuteilung
3. Kommunikationsmedium
4. Kommunikationsort
5. Zeitpunkt und -dauer des Kommunikationsaktes
6. Inszeniertheit von Kommunikationssituationen
7. Spontaneität
8. Intentionen der Kommunikationspartner
9. Thematik
10. Themenbehandlung
 - assoziativ
 - deskriptiv
 - argumentativ

11. Relation des Themas zu äußerer Situation und Sprechzeitwelt
12. Relation Thema — Sprecher
 - a) Interesse des Sprechers am Thema
 - b) Vorbereitetheit des Sprechers auf das Thema
 - c) Vorwissen des Sprechers
13. Themafixierung
14. Öffentlichkeitsgrad²⁴⁸
15. Situationsvertrautheit
16. Situationsdistanz

Diese Faktoren sind auch in herkömmlichen Unterteilungen und Gliederungsversuchen des Gesamtphänomens ‚deutsche Sprache‘ gelegentlich berücksichtigt worden. Selten wurde jedoch das Zusammenwirken dieser unterschiedlichen Faktoren in Betracht gezogen. Einzelne Merkmale rückten vielmehr in den Vordergrund und bildeten die Grundlage von Systematisierungen. Darin liegt auch der Kritikpunkt Stegers.

„In den insgesamt aufscheinenden komplizierten Verhältnissen muß denn auch der Grund liegen, weshalb es mit den überkommenen Methoden der Versenkung und des Einlebens in die Sprachgemeinschaft und den daraus resultierenden Erfahrungen und Gliederungsgesichtspunkten schwer möglich ist, eine allgemeiner akzeptierbare Typik der gesprochenen Sprache zu entwickeln; denn die exakte Zusammenschau so vieler variabler Daten ist auf diese Weise kaum möglich, und so ergibt sich meist eine subjektive Auswahl der einem Typenschema zur Beurteilung zugrunde gelegten Daten.“ (Steger 1967a: 276.)

Die Verfahrensweise des Freiburger Ansatzes zielte nun darauf, die isolierten Situationsmerkmale in ihren verschiedenen Ausprägungen in verschiedenen Kombinationen zu Redekonstellationen zusammenzufassen. Zunächst besteht aber das Problem der Gewinnung der Merkmale. Sie entstammen aus der Beobachtung von Interaktionen. Aus ihnen können jedoch nicht immer leicht die situativen Merkmale exakt bestimmt werden. Während bestimmte Merkmale (z.B. Sprecherzahl, Kommunikationsdauer) eindeutig zu ermitteln sind, müssen bei Merkmalen wie Spontaneität besondere Verfahren und Bewertungen vorgenommen werden.²⁴⁹

Weder von einem sprachsoziologischen Ansatz noch von dem Versuch einer didaktischen Umsetzung von Erkenntnissen über das in einer Gesellschaft verbindliche Sprachverhalten kann man eine Beschreibung individueller Situationen erwarten. Eine bestimmte Merkmalskombination ist daher nur

²⁴⁸ Vgl. hierzu genauere Bemerkungen bei Bausch 1971a: 11f.

²⁴⁹ Ein besonderes Problem stellt die Operationalisierbarkeit dar. Vgl. hierzu Schank/Schoenthal 1976: 39; Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 85 und die konkreten Versuche bei Berens 1975: Kap. 2 und Jäger 1976: Kap. 3.

insoweit relevant, als sie ein wiederkehrendes Muster darstellt, d.h. typisch für ein bestimmtes Situationsmuster ist. Deshalb werden von vornherein nur Merkmale berücksichtigt, von denen anzunehmen ist, daß sie typischerweise immer wieder vorkommen und daß sie konstitutiv für eine soziale Situation sind. So werden z.B. u.U. Alter und Geschlecht der Sprecher berücksichtigt, nicht aber ihre Körpergröße oder ihre Kleidung, die nur gelegentlich eine Rolle spielen können (dann aber freilich einbezogen werden müssen). Im Freiburger Ansatz ging man davon aus, daß die aus der Beobachtung konkreter Situationen gewonnenen Merkmalskombinationen typisch für soziale Situationen, für bestimmte Muster von Interaktionen sind. Auf dieser abstrakteren Ebene von Situationsmustern sprechen die Autoren von Redekonstellations typen.

„Aus der Überlegung heraus, daß eine einzelne Redekonstellation keine geeignete Grundlage für die Beobachtung des Sprachverhaltens von einzelnen und Gruppen abgeben kann, da man nicht beurteilen kann, inwiefern hier eine exemplarische Redekonstellation vorliegt, ist es notwendig, auf der Typusebene einen weiteren Begriff einzuführen, der unter noch näher anzugebender Spezifizierung viele, potentiell alle einzelnen konkreten Redekonstellationen zu Klassen zusammenfaßt. Wir begnügen uns hier vorläufig mit folgender Definition: Redekonstellationen, deren Kombinationen von Merkmalen gleich oder annähernd gleich gestaltet sind, bilden jeweils einen ‚Redekonstellationstyp‘.“ (Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 62.)

2. Textexemplar und Textsorte

Nach linguistischen Merkmalen sind nun die einzelnen in den Situationen vorfindlichen Textexemplare (d.h. individuelle konkrete Texte) zu beschreiben. Auch die Textexemplare werden typisiert. Die Gesamtheit der sprachlichen Merkmale, die in einer bestimmten Gruppe von Textexemplaren gleich verteilt ist, bildet die Grundlage für die Ermittlung einer Textsorte. Die Textsorte stellt also eine Klasse von Textexemplaren dar. Dabei bilden bestimmte Häufigkeiten des Auftretens sprachlicher Merkmale die wesentlichen Abgrenzungskriterien, da nur selten bestimmte sprachliche Mittel exklusiv für eine Textsorte sind. Wesentlich dürften aber auch qualitative Merkmale des inneren Aufbaus, der Gliederung des Textes sein, die in Differenzierungsversuchen aus der Textlinguistik ermittelt worden sind.²⁵⁰

Mit den Elementen Redekonstellationstyp und Textsorte sind nun die Voraussetzungen gegeben, die eine überprüfbare Hypothese bezüglich situationsspezifischen Sprachgebrauchs erlauben. Während es für einige Situa-

²⁵⁰ Bei den späteren Versuchen der Textsortendifferenzierung orientierten sich die Freiburger Autoren dann auch an Modellen aus der Textlinguistik, die dieses Gebiet von Anfang an bearbeitet hatte. Vgl. z.B. Schank/Schoenthal 1976: 43f.

nen unmittelbar einsichtig ist, daß in ihnen nur bestimmte immer wiederkehrende sprachliche Muster verwendet werden können (Begrüßung, Bahnhofsauskunft usw.), ist es noch nicht erwiesen, daß durchgängig für bestimmte soziale Situationen ein bestimmter Sprachgebrauch üblich und verbindlich ist. Vor allen Dingen ist es als einigermaßen ungeklärt anzusehen, welche sprachlichen Mittel in diesen Situationen verwendet werden und mit welchen Situationsmerkmalen sie möglicherweise korrelieren. Diese Frage zu beantworten war das Ziel der dritten Phase des Freiburger Projekts. Die diesbezüglichen Untersuchungen gingen von folgender Grundhypothese aus:

„Wenn Sprecher gleicher Schichtzugehörigkeit in unterschiedlichen sozialen Situationen sprachlich handeln, dann treten in Abhängigkeit von der jeweiligen sozialen Situation Unterschiede im sprachlichen Handeln auf. Bei Verwendung der oben eingeführten Begriffe Redekonstellation/Redekonstellationstyp und Textexemplar/Textsorte ergeben sich die beiden folgenden Teilhypothesen:
1. In unterschiedlichen Redekonstellationen wird unterschiedlich sprachlich gehandelt, d.h. es treten unterschiedliche Textexemplare auf.
2. Jedem Redekonstellationstyp entspricht eine bestimmte Textsorte. Es wird also eine eindeutige Zuordnung von Redekonstellationstypen und Textsorten angenommen.“ (Schank/Schoenthal 1976: 41.)

Den ersten Versuch zur Belegung dieser Forschungshypothese legten Elmauer/Müller (1974) vor. Die Untersuchung wird mit statistischen Methoden vorgenommen. In jenem ersten Versuch ging es darum, den Nachweis zu erbringen, daß sich den unterschiedlichen Redekonstellationstypen Unterhaltung, Erzählung, Interview/Diskussion/Vortrag auch unterschiedliche Textsorten zuordnen lassen. Die Autoren untersuchten Merkmale wie den Anteil von Substantiven, die Anzahl von Parenthesen, Verteilung von Konjunktionstypen u.ä. Die Untersuchung kann die eingangs genannte Hypothese untermauern.

„Wir haben anhand von fünf Merkmalen zu belegen versucht, daß tatsächlich eine Kovarianz besteht zwischen Redekonstellationstypen, die sich von außersprachlichen Mitteln her konstituieren, und Textsorten, die sich aufgrund innersprachlicher Merkmale klassifizieren und diesen zuordnen lassen.“ (Elmauer/Müller 1974: 116.)

Ein ähnliches Verfahren verwenden auch Berens (1975) und Jäger (1976) in ihren Untersuchungen, die den Redekonstellationstyp Interview bzw. argumentative Dialogsorten zum Gegenstand haben. Die empirischen Untersuchungen führen zu Verfeinerungen in der Merkmalsmatrix und bei der Klassifizierung von Redekonstellationen und Textsorten.

Das mehrere Jahre lang intensiv geförderte Freiburger Projekt konnte die anfangs gestellte Zielsetzung nicht erreichen. Abschließend seien einige kritische Bemerkungen und Stellungnahmen zum Vorgehen der Forschungsstelle und zu weiteren möglichen Untersuchungen, die auf dem dort erarbeiteten Konzept aufbauen könnten, angeschlossen.

Eine Umsetzung der Ergebnisse für den (Fremdsprach)Unterricht, dem das Projekt wesentlich gegolten hatte, ist im Rahmen der Forschungsstelle Freiburg nicht mehr erfolgt. In weiteren Untersuchungen, die an die im Freiburger Projekt entwickelten Überlegungen anknüpfen wollen, wird es darum gehen müssen, den zu vermittelnden grammatischen Regeln soziale Regeln an die Seite zu stellen, die aus einer Analyse des gegenwärtigen Sprachverhaltens in dieser Gesellschaft gewonnen sind und sich daher nicht mehr an einer kaum legitimierten präskriptiven Norm orientieren. Vor einer Umsetzung in didaktische Programme wird daher der deskriptiven Erfassung sprachlicher Varietäten eine ausführliche Diskussion um die Normenproblematik zu folgen haben.

Die Anlage des Projekt hatte es mit sich gebracht, daß bezüglich des untersuchten Materials weitgehende Beschränkungen vorgenommen werden mußten. Wie bereits erwähnt ging es in der Freiburger Arbeitsstelle allein um die Untersuchung der Standardsprache, so daß die meisten der im letzten Kapitel genannten Varietäten gar nicht berücksichtigt werden konnten. Weiter sticht nicht nur die generelle Einschränkung auf den Bereich der gesprochenen Sprache hervor. Auch hier konnten wesentliche Interaktionssituationen nicht aufgenommen werden.

„Relativ erfolglos verliefen (...) die Versuche, Behördengespräche, Betriebsbesprechungen, geschäftliche Unterredungen, Verkaufssituation, Gespräche in Sprechzimmern von Ärzten und Anwälten für das Archiv zu gewinnen.“ (Schröder 1973: 20.)

In Situationen wie z.B. dem Amtsverkehr gibt es im übrigen häufig eine charakteristische Verbindung von geschriebenen und gesprochenen Texten. Die Verteilung von Texten auf Kommunikationskanäle ist also auch ein wichtiges Merkmal von Redekonstellationen, was wegen der institutionalisierten Trennung von Forschungen zur gesprochenen und geschriebenen Sprache im Projekt ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘ nicht genügend berücksichtigt werden konnte.

Im Freiburger Projekt ist es nicht möglich gewesen,²⁵¹ die quantitative Verteilung bestimmter Redekonstellationen zu ermitteln, d.h. die Frage zu klären, wie häufig einzelne Redekonstellationen vorkommen. An der Häufigkeit bestimmter Interaktionssituationen ermißt sich, wie wichtig ein einzelner Redekonstellationstyp und die zugehörige Textsorte sind. Diese Frage ergibt sich besonders bei dem Problem, das Sprachverhalten bestimmter Gruppen

²⁵¹ Vgl. Deutrich 1973: 115. Dieser Aspekt wird auch bei Deutrich 1971: 41f. angesprochen und spielt eine bedeutende Rolle bei der nachfolgenden Diskussion.

festzustellen. Dies zeichnet sich vermutlich gerade durch bestimmte Anteile an bestimmten Redekonstellationen aus. Die Verbindung von situations- und gruppenspezifischem Sprachgebrauch kann also nur über weitere Untersuchungen in diesem Bereich angebahnt werden.²⁵²

Abschließend soll noch auf eine Erweiterungsmöglichkeit hingewiesen werden, die besonders wichtig erscheint. Sie betrifft die Art der sprachlichen Merkmale, die in den empirischen Untersuchungen im Rahmen des Freiburger Ansatzes herangezogen wurden, um Textsorten zu klassifizieren. Die Aufbereitung des in Freiburg erstellten Korpus, das maschinell bearbeitet werden kann, hat es mit sich gebracht, daß besonders leicht abrufbare Daten bei den empirischen Untersuchungen im Vordergrund stehen. Analysen zur Lautstruktur fallen weitgehend aus, da man mit transkribiertem Material arbeitet. Hier macht sich das Fehlen von geeigneten Kennzeichnungen der satzgebundenen Intonation und von Klangphänomenen auf der Textebene unangenehm bemerkbar. Das Freiburger Material ist besonders zur Erfassung syntaktischer Besonderheiten aufbereitet.

„Die im Rahmen der Untersuchungen der ‚Grundstrukturen der deutschen gesprochenen Sprache‘ gewonnenen Textexemplare sind vor allem im Hinblick auf syntaktische Fragestellungen verschriftlicht und analysiert worden. Damit ist eine Auswahl innersprachlicher Merkmale beschränkt auf die Wahl überwiegend syntaktischer Merkmale.“ (Jäger 1976: 87.)

Die Beschränkung auf syntaktische Untersuchungen, die Erfassung der mittleren Satzlänge, der Anzahl abhängiger Sätze u.ä., kann aber bei der Frage nach situationsspezifischem Sprachgebrauch nicht zufriedenstellen. Diese Merkmale sind einerseits für eine didaktische Umsetzung extrem ungeeignet. Eine Anweisung wie die, in einer bestimmten Redekonstellation etwa 19% Substantive zu benutzen, wird wohl schwerlich befolgt werden können. Die hier aufgestellten Merkmale eignen sich also nahezu allein für eine rein deskriptive Analyse.

Weiter geben Ergebnisse wie die eben angedeuteten aber auch nur relativ wenig Aufschluß über eine funktionale Bindung von Textsortenmerkmal und Redekonstellation. Zwar läßt sich annehmen, daß z.B. mit dem Merkmal „assoziative Themenbehandlung“ vermutlich wenig komplexe Sätze korrelieren, der durchgängige Stellenwert der besonderen sprachlichen Merkmalsausprägungen wird aber nicht deutlich. Es ist allerdings auch tatsächlich anzunehmen, daß eine funktionale Verbindung von bestimmten syntaktischen Merkmalen und Redekonstellationsmerkmalen oft nur schwer nachzuweisen

²⁵² Für diese Untersuchungen ist das Merkmal „Situationsvertrautheit“ wichtig, das bislang allerdings in den empirischen Untersuchungen kaum systematisch ausgewertet worden ist. Vgl. Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 69.

ist. Die Syntax ist demnach ein Bereich, der zwar für die Untersuchung situationsspezifischer Varietäten nicht unwichtig ist, aber doch auch nicht allein im Vordergrund stehen sollte.

Syntaktische Untersuchungen müßten dringend ergänzt werden durch Untersuchungen semantischer und pragmatischer Aspekte. Die Merkmale Thematik und Themenbehandlung werden sich unmittelbar in Besonderheiten der sprachlichen Struktur des Textes auf semantischer Ebene niederschlagen. Die außersprachlichen Merkmale „Intentionen der Kommunikationspartner“, „Rang und Rollenzuteilung“ u.ä. korrelieren vermutlich direkt mit der Wahl bestimmter Sprechhandlungstypen.

Steger selbst fordert in seinem Aufsatz „Soziolinguistik“ eine stärkere Berücksichtigung der Inhaltsseite.

„Es muß nun noch viel genauer erforscht werden, ob Sprachverwendung und -system nur auf dem Weg über die Ausdrucksseite (. . .) mit der Sozialwelt konfrontiert werden können. Es sollte genauso intensiv gefragt werden, ob nicht die Inhaltsseite enger mit der sozialen Komponente verbunden ist und sich infolgedessen mit ihr ändert, während die Ausdrucksseite erhalten bleiben kann.“ (Steger 1971: 23.)

Diese Forderung ist auch in die Darstellung der Forschungshypothese des Freiburger Ansatzes aufgenommen worden.

„Wir nehmen (. . .) vorläufig an, daß in einem gewöhnlich langen Sozialisationsprozeß durch Erziehungsinstitutionen, öffentliche Medien und Literaturumgang von allen Gruppenangehörigen auch mindestens zu einem Teil gemeinsame Inhaltsstrukturen erworben wurden.“ (Steger/Deutrich/Schank/Schütz 1974: 73.)

„Steht jedoch die Verhaltensstruktur in engstem Zusammenhang mit der Inhaltsstruktur, dann wird das Problem einer sozialen Differenzierung des Inhaltssystems unter den Gruppen einer Gesellschaft zur zentralen Frage, der gegenüber die Differenziertheit oder Gleichheit des Ausdruckssystems die geringere Rolle spielt.“ (Ebd.: 51.)

Diese Forderungen und Überlegungen konnten in den empirischen Untersuchungen des Freiburger Ansatzes allerdings nicht hinreichend berücksichtigt werden.²⁵³

Im ganzen erschien die Zielsetzung des Freiburger Ansatzes, der sich sowohl die Korpuserstellung, den Entwurf eines umfassenden theoretischen Analysemodells, konkrete Einzeluntersuchungen für verschiedene Situationsbereiche als auch eine praktische Umsetzung der Ergebnisse für den Fremdsprachen-

²⁵³ Einen Ansatz hierzu bieten Schank/Schoenthal 1976 in ihrem 5. Kapitel, in dem sie abschließend „Regeln für Beratungsgespräche“ aufstellen, die semantisch-pragmatischer Natur sind.

unterricht zur Aufgabe gemacht hatte, von vornherein zu weit gegriffen zu sein, um in einem begrenzten Forschungsprojekt befriedigend eingelöst werden zu können. Auch für die in dieser Arbeit interessierenden Varietäten der deutschen Sprache konnten vom Freiburger Ansatz zunächst nur an einzelnen Stellen wichtige Ergebnisse erwartet werden. Das schränkt allerdings die Bedeutung dieses Ansatzes, der ebenso wie die Funktionalstilistik und die Register-Konzeption eine interessante methodische Konzeption zur Analyse situationsspezifischer Varietäten darstellt, grundsätzlich nicht ein.

4.4. Neuere Variationsforschung

Die neuere Variationsforschung hat das Problem der innersprachlichen Heterogenität erneut zu einem zentralen Thema der Linguistik gemacht, und gegenwärtig wird die Variation in der Sprache im Rahmen dieser Forschungsrichtung am intensivsten diskutiert. Hinweise auf die verschiedenen methodischen Konzepte, die in diesem Zusammenhang entwickelt worden sind, dürfen also in einer Übersicht über Untersuchungen zu sprachlichen Varietäten nicht fehlen. Allerdings überschneiden sich die Fragestellungen dieser Untersuchungsrichtung, die schon einen ganz anderen Ausgangspunkt wählt, nur z.T. mit denen der bisher besprochenen Ansätze. Die theoretischen Grundlagen der Variationsforschung, die bei aller Verschiedenheit der einzelnen Modelle doch mehr oder weniger sämtlich als Weiterentwicklungen der generativen Grammatik (oder anderer formaler Grammatikmodelle) angesehen werden können, sind in der Einleitung schon kurz angesprochen worden. Eine ausführliche oder gar vollständige Übersicht über die unterschiedlichen Ansätze kann hier nicht angestrebt werden. Insbesondere werde ich im folgenden darauf verzichten, den formalen Analyseapparat einzelner Konzepte darzustellen und zu diskutieren.

Die Variationsforschung befindet sich im Augenblick durchaus noch im Entwicklungsstadium und die 1976 von Wolfgang Klein getroffene Feststellung, daß sich ein einigermaßen einheitlicher methodischer Ansatz noch nicht durchgesetzt habe, hat auch heute noch ihre Berechtigung:

„Erst in den letzten Jahren bemüht man sich verstärkt darum, die Variation als wesentlichen Zug einer jeden Sprache, nicht bloß als Störfaktor, zu sehen, sie in die Sprachtheorie einzubeziehen und geeignete Methoden zu ihrer genauen Erfassung zu entwickeln. Dies geschieht von ganz unterschiedlichen Ausgangspunkten her und mit sehr unterschiedlichen Interessen; den Stein der Weisen hat man noch nicht, und die verschiedenen Theorien bzw. Ansätze zu Theorien ergeben ein sehr heterogenes Bild.“ (Klein 1976: 30f.)

Nicht nur vom theoretischen Ansatzpunkt her, sondern auch in der Wahl des konkreten Arbeitsfeldes unterscheiden sich die Variationsstudien von her-

kömmlichen Untersuchungen zu innersprachlichen Varietäten. Während hier das Lexikon oft im Vordergrund der Analyse stand und man sich neben der Erforschung von diatopischen Varietäten und Soziolekten u.a. den sogenannten Gruppen- und Sondersprachen zugewandt hatte, interessieren dort, was die linguistischen Ebenen betrifft, vor allem Phonologie, Morphologie und Syntax und was die Varietäten selbst betrifft, Dialekte, 'social dialects' (z.B. das Black English, aber auch die Sprechweise anderer ethnischer Minderheiten in den Vereinigten Staaten), Pidgin- und Kreolsprachen.

Innerhalb der Untersuchungen aus dem deutschen Bereich sticht als ein Konzept, das bereits in größerem Umfang empirisch angewendet worden ist, die Varietätengrammatik von Klein hervor, die zur Grundlage des Heidelberger Forschungsprojekts Pidgin-Deutsch gewählt worden ist (vgl. S. 86ff.). Daß die Sprache der Gastarbeiter nicht im eigentlichen Sinn zu den Varietäten der deutschen Sprache, wie sie hier verstanden werden, gerechnet werden kann, ist oben schon angemerkt worden. Das in der Bundesrepublik empirisch am weitesten vorangetriebene Konzept der Variationsforschung zielt also nur mit Einschränkungen auf die hier gemeinte innersprachliche Variabilität. Die z.T. sehr ins einzelne gehenden empirischen Ergebnisse der amerikanischen Variationsforschung können hier ohnehin vernachlässigt werden, so daß es im weiteren nur darauf ankommt, einige Hinweise zu verschiedenen theoretischen Modellen zu geben. Dabei werden sich natürlicherweise nur wenig konkrete Bezüge zu den bisher behandelten Konzepten herstellen lassen, und die mögliche Applikation der Modelle auf empirische Einzelfragen, wie sie sich im vorigen Kapitel gestellt haben, kann kaum zur Sprache kommen; dies umso weniger als die deutschen Untersuchungen aus dem Bereich der Variationsforschung ja nicht eigentlich aus empirischen Problemstellungen erwachsen sind, sondern es hierbei im wesentlichen um die Verfeinerung eines sprachtheoretischen Konzepts ging.

Während es den herkömmlichen Untersuchungen an einem geeigneten sprachtheoretischen Modell zur Erfassung sprachlicher Varietäten fehlt, scheinen tatsächlich viele der Variationsstudien zu wenig empirisch fundiert zu sein. Nichtsdestoweniger verspricht die methodische Reflexion darüber, wie die Heterogenität einer Sprache innerhalb linguistischer Theoriebildung berücksichtigt werden kann, letztendlich auch für die empirische Forschung wesentliche Impulse, insofern hier Orientierungspunkte für eine systematische Analyse sprachlicher Varietäten entwickelt werden.

Es bieten sich grundsätzlich unterschiedliche Möglichkeiten an, innersprachliche Variation innerhalb eines Grammatikmodells zu berücksichtigen. Zunächst kann etwa daran gedacht werden, der Heterogenität einer Einzelsprache dadurch Rechnung zu tragen, daß statt einer einheitlichen Grammatik für eine Sprache eine Menge von Grammatiken für die verschiedenen Varietä-

ten dieser Sprache angesetzt wird. Eine Einzelsprache stellt dabei eine Art Hypersystem dar, das verschiedene Dialekte, Soziolekte usw. inkorporiert. Hier erscheinen die einzelnen Varietäten als in sich geschlossene unabhängige Systeme, deren Gemeinsamkeit erst im Vergleich der verschiedenen Grammatiken deutlich gemacht wird.²⁵⁴

Eine andere Möglichkeit besteht darin, eine Ausgangsgrammatik, z.B. die des Standardenglischen, zu wählen und die Varietäten durch Zusatzregeln (Hinzufügen, Weglassen oder Umordnen einzelner grammatischer Regeln) daraus abzuleiten. In gewissem Sinne entsprechen solche Abweichungsgrammatiken vielen traditionellen Untersuchungen, in denen die qualitativen Unterschiede von Varietäten hervorgehoben wurden und z.B. das zusätzliche lexikalische Inventar besondere Beachtung fand. Der Zusammenhang der Varietäten, die als Untersysteme einer Sprache aufgefaßt werden, ist dadurch gewahrt, daß nicht jeweils neue Regelsysteme zur Erzeugung der Varietäten erstellt werden müssen, sondern daß mit der Ausgangsgrammatik eine gemeinsame Grundlage gegeben ist.²⁵⁵

Ein weiteres wichtiges Modell zur Erfassung innersprachlicher Heterogenität stellen die sogenannten Variablenregeln dar, die von William Labov eingeführt worden sind und in verschiedenen Vorschlägen weiterentwickelt wurden. Variablenregeln sind nicht-obligatorische Regeln einer Grammatik, deren *Anwendungswahrscheinlichkeit* vom sprachlichen und außersprachlichen Kontext abhängt. Variablenregeln scheinen aus zwei Gründen für die Erfassung innersprachlicher Variabilität besonders geeignet. Einerseits gewährleisten sie, daß die Sprache bzw. eine Sprachgemeinschaft nicht in disjunkte Teile zerfällt, deren Zusammenhang erst im Nachhinein aufgewiesen werden kann (*eine* Grammatik mit Variablenregeln soll alle Varietäten einer Sprache erfassen), andererseits erweisen sie sich insofern als besonders vorteilhaft, als sie quantitative Verteilungen sprachlicher Variablen beschreiben, die ja — entsprechend den empirischen Untersuchungen — als besonders wesentliches Kriterium zur Unterscheidung sprachlicher Varietäten angesehen werden können.

Ein weiterer methodischer Ansatz, der gegenwärtig zunehmend auf Interesse stößt, liegt darin, nicht allein unterschiedliche Grammatiken oder grammatische Regeln für bestimmte Varietäten anzusetzen, sondern als zusätzliche Komponente Regelbewertungen oder auch Konnotationen einzuführen, die

²⁵⁴ In diese Richtung geht etwa auch der Vorschlag von Luelsdorff 1975, der betont, daß es darauf ankomme, einzelne Dialekte usw. zunächst unabhängig voneinander zu beschreiben (independence principle), und diese dann in einer 'Metagrammatik' zueinander in Beziehung zu setzen.

²⁵⁵ Vgl. zur Abweichungsgrammatik z.B. Abraham 1971. Auch der oben dargestellte Ansatz von Goossens 1977 beruht auf dem Prinzip der Abweichungsgrammatik.

bestimmten Regeln oder Varietäten zugeordnet werden. Solche Bewertungsprozeduren gestatten es, den Zusammenhang zwischen den kommunikativen Absichten von Sprechern und einzelnen sprachlichen Varietäten oder sprachlichen Variablen deutlich zu machen. Denn die Wahl einer spezifischen sprachlichen Varietät ist ja in keiner Weise ‚determiniert‘ durch außersprachliche Bedingungen (wie etwa den Sozialstatus des Sprechers oder den Formalitätsgrad der Situation), sondern vielmehr stellen Varietäten Muster des Sprachgebrauchs dar, die in bestimmter Weise bewertet und eingeschätzt werden und in diesem Sinne eine soziale Norm, nicht aber eine grammatische Vorschrift darstellen.

Mit diesen verschiedenen theoretischen Möglichkeiten, der Heterogenität der Sprache innerhalb eines kohärenten Grammatikmodells Rechnung zu tragen, ist zunächst nur ein allgemeiner Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen unterschiedliche Modelle konkret beurteilt werden können.

Einen frühen Versuch, zur Überwindung der Idealisierungen der klassischen generativen Grammatik zu gelangen, stellt Kanngießers Koexistenzmodell dar, das auf der Grundlage mengentheoretischer Operationen arbeitet.

Kanngießer geht es einerseits um die Weiterentwicklung des methodischen Ansatzes einer generativen Grammatik, deren Explizitheit als wichtigstes Kriterium gilt, andererseits richtet sich sein Interesse auf die Phänomene der Sprachgeschichte. Das Arbeitsgebiet der diachronischen Forschung war im Rahmen der generativen Grammatik zunächst unberücksichtigt geblieben. Kanngießers Kritik setzt eben damit an, daß eine Behandlung diachroner Phänomene in einem unmodifizierten Chomsky-Modell nicht möglich ist. Die Untersuchungen zur Sprachentwicklung, die einen Spezialfall sprachlicher Variation darstellt und letztlich auch nur im Rahmen eines synchronen Varietätenmodells adäquat beschrieben werden kann, haben ja auch andere Forscher zur Revision des orthodoxen Modells der generativen Grammatik geführt.

Kanngießer stellt der Homogenitätsannahme Chomskys zunächst die unmitteibar gegebene Gewißheit der Inhomogenität entgegen, die selbst „auch zur Sprachkenntnis der Sprecher-Hörer, gleichsam zu ihrer Metakompetenz“ (Kanngießer 1972a: 39) gehört.

Die Homogenitätsannahme muß – dies ist ein weiterer Kritikpunkt – zum Postulat der Stabilität der Sprache führen: Da innerhalb der generativen Transformationsgrammatik der Sprachwandel über den Spracherwerb erklärt wird,²⁵⁶ indem man annimmt, daß die Kinder aus dem angebotenen Sprach-

²⁵⁶ Vgl. King 1969.

material die jeweils ‚beste‘ (adäquate und einfachste) Grammatik konstruieren, gilt für eine völlig homogene Sprachgemeinschaft:

1. Es k a n n

„die von einem Sprachakquisitionsmechanismus SAM ausgegebene Grammatik G ersichtlich nur eine Reproduktion derjenigen Grammatik sein, die den Eingabe-Daten des SAM zugrundeliegt“. (Kanngießer 1972a: 39.)

2. Es d a r f auch nur die Grammatik der Erwachsenen reproduziert werden, da sonst eine Ungleichförmigkeit der Kompetenzen, nämlich eine generationsspezifische Differenzierung, angenommen werden müßte.

Die Homogenitätsannahme muß daher zu der Hypothese führen, daß Sprachwandlungsprozesse gleichzeitig und in gleicher Weise bei allen Sprechern der Sprache stattfinden. Dies spricht so sehr gegen jegliche Daten, die über Sprachveränderungen in der Zeit vorliegen, daß diese These als hochgradig inadäquat verworfen werden muß.²⁵⁷

Gegen die Homogenitätsannahme spricht weiter die empirische Tatsache, daß nicht alle Sprecher alle Sätze gleich interpretieren, sie also nicht allen Sätzen der Sprache gleiche Strukturbeschreibungen zuordnen: Die von Kanngießer angenommene Inhomogenität betrifft also sowohl die schwache wie die starke generative Kapazität der Grammatiken der Sprache.²⁵⁸

Kanngießer entwickelt aus dieser Kritik heraus einen Erweiterungsversuch, das ‚Koexistenzmodell‘, das besagt, daß die Sprachgemeinschaft nicht homogen, sondern heterogen ist. Sie zerfällt in disjunkte Gruppen, die in sich homogen sind und jeweils über ihre eigene Grammatik verfügen.

„Die von CHOMSKY als homogen aufgefaßte Sprachgemeinschaft P wird also in endlich viele disjunkte Sprecher-Hörer-Gruppen

P_1, \dots, P_n zerlegt, wobei $P = \bigcup_{i=1}^n P_i$ gilt.“ (Kanngießer 1972b: 98.)

Die verschiedenen Grammatiken der Sprecher-Hörer-Gruppen erzeugen nicht-disjunkte Mengen von Sätzen, d.h. daß die Grammatiken der Sprecher unterschiedlicher Gruppen z.T. dieselben Sätze erzeugen – würde man dies nicht annehmen, wäre eine Verständigung der verschiedenen Sprechergruppen untereinander nicht begründbar –, daß es aber einen Bereich von Sätzen gibt, der jeweils nur von der Grammatik einer Gruppe erzeugt werden kann.

²⁵⁷ Vgl. zu dieser Argumentation Kanngießer 1972a: 39ff.

²⁵⁸ Die schwache generative Kapazität einer Grammatik besteht darin, daß sie Sätze erzeugen kann, die starke generative Kapazität darin, daß sie Strukturbeschreibungen erzeugen kann. Vgl. Chomsky 1969: 83.

Die ‚Sprachen‘ der Gruppen sind in unterschiedlichem Grad miteinander verwandt: Je mehr Sätze von den Grammatiken beider Subsysteme erzeugt werden, desto enger ist die zwischen ihnen bestehende Verwandtschaft. Die Sprache L selbst wird als die Vereinigung der Subsysteme (I_1, \dots, I_n) definiert (Kanngießer 1972b: 99).

$$L = \bigcup_{i=1}^n I_i$$

Gegen dieses Modell sind verschiedene Einwände vorzubringen, die sowohl die Theorie des Ansatzes betreffen, sich aber besonders aus einer Gegenüberstellung mit empirischen Fakten ergeben.

1. Das Modell ist unökonomisch. Im Rahmen der generativen Grammatik ist die Einfachheit und Ökonomie ein starkes Bewertungskriterium. Eine im Sinne des Einfachheitskriteriums (simplicity measure²⁵⁹) hoch bewertete Grammatik muß möglichst weitgehende, aber nur signifikante Generalisierungen vornehmen. Echte Generalisierungen verkürzen eine Grammatik. Wenn nun für jedes Subsystem eine gesonderte Grammatik geschrieben wird, wird der Bereich der gemeinsamen Strukturen, der nur zur Ermittlung der Verwandtschaft der Systeme dient, gar nicht für mögliche Generalisierungen genutzt, die Beschreibung kann also nicht ökonomisch sein. Ein solcher Bewertungsmaßstab müßte nun aber gerade für ein Koexistenzmodell angelegt werden, bei dem die Frage der Generalisierungen sich besonders drängend stellt: Was alles und was genau haben die Subsysteme einer Sprache gemeinsam?

2. Das Modell macht den Zusammenhang der Subsysteme nur ungenügend deutlich.²⁶⁰ Ein Modell, das die Sprache als Vereinigung einer Menge von Subsystemen erklärt, kann gar nichts über den strukturellen Zusammenhang der Systeme sagen. Der einzige Vergleichsmaßstab besteht für ein solches Modell in der Menge der von verschiedenen Grammatiken erzeugten Sätze. Diese Sätze können jedoch auf verschiedenen Ebenen Übereinstimmungen aufweisen, die in einem Varianzmodell systematisch auszuwerten sind. Die Grammatiken dürften erst da als gesonderte geschrieben werden, wo die Gemeinsamkeiten in der Satzableitung aufhören. Es ist jedenfalls wichtig zu wissen, ob die Unterschiede der Systeme in unterschiedlichen Phrasenstrukturregeln, in Transformationsregeln, im Lexikon, in Selektionsregeln, erst in der phonetischen Repräsentation der formalen Strukturen oder an anderer Stelle liegen. So könnte es vorkommen, daß zwei ‚Subsysteme‘ keinen einzigen Satz gemeinsam haben, da sie sich in der Repräsentation eines einzigen, funktionell stark belasteten Phonems unterscheiden. Nichtsdestoweniger ist es

²⁵⁹ Vgl. Chomsky 1969: 56ff.

²⁶⁰ Vgl. auch Habel 1977: 184f.

klar, daß diese Systeme sehr eng miteinander verwandt sind. Auch wenn Kanngießer die Einbeziehung der Oberflächenstruktur oder gar der phonetischen Repräsentation in dem Vergleich der Sätze zurückweisen würde, ließe sich auch auf einer tieferen Ebene leicht ein ‚marginale Merkmal‘ finden, das verhindern würde, daß auch nur ein einziger exakt gleicher Satz von zwei Grammatiken erzeugt wird, obwohl die strukturellen Gemeinsamkeiten der Systeme sehr groß sein können. Das von Kanngießer vorgeschlagene Modell, das mit vergleichsweise einfachen mengentheoretischen Operationen arbeitet, versagt in dieser Form also noch ganz vor der Aufgabe, die Gemeinsamkeiten der Grammatiken der Subsysteme adäquat zu beschreiben.²⁶¹

3. Das Modell kann die Unterschiede, die in der Produktion und der Perzeption von Sätzen für einzelne Systeme bestehen, nicht erklären. Das generative Modell geht mit seinem Kompetenzbegriff davon aus, daß der Sprecher/Hörer eine gleiche Menge von Sätzen erzeugen und verstehen kann. Die Perzeption ist demnach nur die komplementäre Seite der Produktion. Gerade für die Varietäten einer Sprache ist jedoch die Tatsache auffallend, daß diese beiden Fähigkeiten auseinanderklaffen. Ein einfaches Beispiel sind die Soziolekte, die schichtspezifischen sprachlichen Subsysteme – denen Kanngießers besondere Aufmerksamkeit gilt –: Nehmen wir also in der bekannten Terminologie der Soziolinguistik an, daß ein Angehöriger der Unterschicht, der einen restringierten Code spricht, andere Sätze erzeugt als ein Angehöriger der Mittelschicht, der einen elaborierten Code benutzt. Das hindert ersteren aber nicht daran, eine Unzahl von Sätzen des Mittelschichtsprachers, die er selbst nie hervorbringen würde und die er vielleicht auch gar nicht erzeugen könnte, zu verstehen; und zwar genau in der Weise, wie es vom Sprecher intendiert war und genauso, wie ihn andere Mittelschichtspracher auch verstehen. Dieses durchgängige Auseinanderklaffen der Sprachproduktion und des Verständnisses ist mit einem einfachen Kompetenzmodell nicht zu erklären. Kanngießer sieht zwar das „Prinzip der grammatischen Toleranz“ (Kanngießer 1972a: 62f.; 1972b: 102) vor, das jedoch nur besagt, daß die Sprecher/Hörer auch Sätze als Sätze ihrer Sprache akzeptieren, die sie nicht erzeugen können. In diesem Fall spricht Kanngießer (1972b: 102) von Semigrammatizität, eine Kategorie, die aber offenbar noch nicht auf die Überwindung der Spanne zwischen Produktion und Perzeption zielt.

4. Die Annahme, daß die Sprachgemeinschaft in disjunkte Gruppen zerfällt, ist bei Berücksichtigung empirischer Beobachtungen nicht haltbar. Sie bedeutet, daß kein Sprecher gleichzeitig zwei Gruppen zugehören kann, d.h. daß er auch nicht über zwei verschiedene Grammatiken verfügt. Daß Kanngießer dies vorsieht, ist zwar im Rahmen seines Modells äußerst verständlich, da der

²⁶¹ Gegen Versuche zur Analyse sprachlicher Varietäten mit Hilfe einfacher mengentheoretischer Operationen wendet sich auch Habel 1977: 185f.

Kompetenzbegriff selbst problematisch würde, wenn man zuließe, daß ein Sprecher verschiedene Sprachkenntnis-Systeme hat, es widerspricht aber nichtsdestoweniger dem empirischen Befund. Für die auch von Kanngießer behandelten schichtspezifischen Varietäten mag es vielleicht in der Tat eine Ausnahme sein, daß ein Sprecher aktiv über zwei oder mehr Varianten verfügt, obwohl – wie eben ausgeführt – die passive Beherrschung mehrerer Systeme die Regel ist. Bernstein hatte im übrigen angenommen, daß die Kompetenz der Mittelschichtsprecher das System der Unterschichtsprecher einschließe, d.h. also, daß doch sämtliche Mittelschichtsprecher über zwei Systeme verfügen. Für andere Sondersysteme der Sprache ist das Problem jedoch noch offensichtlicher. Unter Rückgriff auf die verschiedenen oben beschriebenen Varietäten der Sprache zeigt sich, daß es etwa für den Problembereich Dialekte – Hochsprache nicht möglich ist, jeden Sprecher genau einer und nur einer Gruppe zuzuordnen, ganz zu schweigen von den anderen Sondersystemen der Sprache wie z.B. Fach- oder Gruppensprachen. Unübersehbar werden die Zuordnungsprobleme bei einer Kombination von verschiedenen Varianzbereichen. Unter der Annahme Kanngießers, daß das Homogenitätspostulat aufgegeben werden muß, ist eine Aufrechterhaltung des herkömmlichen Kompetenzbegriffs also nicht zu rechtfertigen, wenn nicht eine weitgehende Verselbständigung der Theorie gegenüber der Sprachrealität hingenommen werden soll.

Das läßt aber nun auch Kanngießers Einwände gegen eine Behandlung des Variationsproblems im Rahmen einer Performanztheorie bzw. auf einer neu einzuführenden Ebene zwischen Kompetenz und Performanz,²⁶² die in der Feststellung kulminieren, damit würde „eine gleichsam okkulte Komponente in die Linguistik“ (Kanngießer 1972b: 97) eindringen, fragwürdig werden. Der von Kanngießer ironisch vorgebrachte Einwand, daß, wenn die Varietäten des Sprachsystems nicht in der Kompetenz der Sprecher verankert würden, man die Identität der Sprachkenntnis schrankenlos behaupten könnte, da eine „prästabilisierte Harmonie“ angenommen werde, überzeugt nicht. Es hat in der Tat nur einen Sinn, von einer Sprache zu sprechen, insoweit die Kompetenzen (dieser Begriff im Sinne Chomskys verstanden) der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft übereinstimmen. Daher muß um der Konsistenz der Theorie willen eine einheitliche Kompetenz, d.h. es müssen einheitliche Sprachkenntnisse bei den Sprechern einer Sprachgemeinschaft bis zu einem gewissen Grad angenommen werden.

5. Die Annahme, daß die Gruppen, in die die Sprachgemeinschaft zerfällt, in sich homogen sind, ist angesichts empirischer Daten ebenfalls nicht zu halten. Dieser Einwand gegen Kanngießers Koexistenzmodell folgt aus den eben angestellten Überlegungen. Wenn nämlich ein Individuum gleichzeitig mehre-

²⁶² Vgl. die Kritik an dieser Vorstellung in Kanngießer 1972b: 96f. und 1972a: 72ff.

ren Gruppen angehören kann, dann kann es auch sein, daß zwei Individuen einer Gruppe je noch weiter unterschiedlichen Gruppen angehören, so daß ihre Sprachkenntnisse, die sich sozusagen aus dem Schnitt der Gruppengrammatiken ergeben, nicht übereinstimmen. D.h. die Gruppen der Sprachgemeinschaft sind in sich nicht homogen.

Kanngießer (1972b: 98) hatte ausdrücklich vorgesehen, daß nicht Idiolekte beschrieben werden sollen; wollte man aber dennoch zur Rettung des (eingeschränkten) Homogenitätspostulats auf die Beschreibung wirklich homogener Strukturen, die bei einem Individuum vorliegen müßten, zurückgreifen, so würden sich auch hier Probleme auftun. Es gehört zu der Sprachkenntnis jedes Sprecher/Hörers zu wissen, daß ein Sprecher nicht zu jeder Zeit und in jeder Situation gleich spricht, sondern daß er über mehrere Varietäten verfügt, die funktional und situationsgebunden eingesetzt werden. Dabei handelt es sich nun auch nicht um idiosynkratische Merkmale, denn die Sprecher variieren in gleichen oder ähnlichen Situationen tendenziell gleich. Solche nicht gruppen-, sondern situationsspezifischen Varietäten, deren Existenz kein Sprachbeobachter bezweifeln kann, sind aber in Kanngießers Koexistenzmodell gänzlich unbeschreibbar. Die Homogenitätsannahme Chomskys, die Kanngießer so ausführlich kritisiert, wird von ihm selbst nicht überwunden, sondern nur graduell abgeschwächt. Was prinzipiell gegen die Unangemessenheit eines Homogenität der Sprache postulierenden Ansatzes gesagt werden kann, gilt also bis zu einem gewissen Grad auch für Kanngießers Revisionsversuch.

6. Ein wesentlicher Nachteil des Modells von Kanngießer, auf den er auch selbst (1972a: 67f.) hinweist, besteht darin, daß eine Einbettung in eine pragmatische Theorie nicht erfolgt. Das führt natürlich dazu, daß der Varianzbereich, der beschrieben werden kann, nur die Ebenen Phonologie, Morphologie, Syntax, jedenfalls aber nicht die Ebene der Pragmatik erfaßt. D.h. aber weiter, daß, sofern sprachliche Differenzen z.B. im syntaktischen Bereich festgestellt werden können, diese nicht auf die konkreten Gegebenheiten der Sprechsituation bezogen werden können. Es kann mithin nicht die unmittelbar einsichtige oder doch wenigstens bedenkenswerte Hypothese überprüft werden, daß unterschiedliches Sprachverhalten darauf zurückzuführen ist, daß verschiedene Handlungsmuster in unterschiedlichen Intraaktionssituationen realisiert werden. Der gesamte Bereich der situationsspezifischen Varietäten bleibt somit aus der Untersuchung ausgeschlossen. Das Koexistenzmodell macht also weder Aussagen darüber, welche Interaktionsformen in bestimmten Gruppen sowie zwischen bestimmten Gruppen gebräuchlich sind, noch welche sprachlichen Formen bestimmten Interaktionsformen zuzuordnen sind.

Kanngießers Ansatz richtet sich darauf, eine Korrelation der Schichten der Gesellschaft mit den Gruppen, die durch die gemeinsamen Grammatiken konstituiert sind, aufzuweisen. Gefordert wird zwar auch die Einbeziehung der

Kommunikationssituation und eine Korrelation des sprachlichen Verhaltens zum Rollenverhalten, es bleibt jedoch völlig offen, in welcher Form sie in einer konsistenten Grammatiktheorie, wie Kanngießer sie vorschlägt, integriert werden kann. Zu diesem Problem bleiben die Ausführungen Kanngießers unbefriedigend. Das verwundert allerdings keineswegs, da die Möglichkeit der Integration der pragmatischen Komponente in ein explizites formales Grammatikmodell gegenwärtig noch völlig ungewiß ist. Hier bleibt mit Kanngießer selbst zu sagen:

„Überdies wäre die Linguistik sehr viel kohärenter in das System der Kommunikationswissenschaften integrierbar, wenn es vermittle einer linguistischen Pragmatik gelänge, die grammatischen Voraussetzungen des Ablaufs von Kommunikationsprozessen in konkreten Situationen zu beschreiben. Hervorzuheben bleibt noch, daß eine pragmatische Komponente nicht umstandslos in ein syntaktisches oder semantisches System eingebracht werden kann. Denn es ist eine Sache, die Menge der syntaktisch wohlgeformten Sätze einer Sprache zu erzeugen, und es ist eine weitere Aufgabe, die Menge der wohlgeformten und sinnvollen, also der semantisch korrekten Sätze dieser Sprache zu erzeugen, und es ist schließlich ein drittes, die Angemessenheit von wohlgeformten und sinnvollen Sätzen in gewissen Kommunikationssituationen zu spezifizieren.“ (Kanngießer 1972a: 68.)

Der Ansatz Kanngießers beruht auf einem weitgehend unmodifizierten generativen Grammatikmodell, insofern die verschiedenen Varietäten einer Sprache wiederum als in sich geschlossene homogene Systeme beschrieben werden.

Ein anderes bekanntes Modell, das es erlaubt, Variation systematisch in einer generativen Grammatik zu beschreiben, ohne diese grundlegend abzuwandeln, stellt die Implikationsanalyse von David DeCamp dar.²⁶³ Die Vertreter der Implikationsanalyse gehen zunächst davon aus, daß es unterschiedliches Sprachverhalten in einer Sprachgemeinschaft, daß es sprachliche Varietäten gibt. Die einzelnen Varietäten unterscheiden sich aber nicht dadurch voneinander, daß sie völlig verschiedene sprachliche Merkmale enthalten, sondern darin, daß sie für bestimmte sprachliche Variablen verschiedene Ausprägungen haben. DeCamp rechnet zunächst mit einem binären Prinzip: Jede sprachliche Variable hat entweder die Ausprägung 1 oder 0. 1 könnte z.B. einfache Negation sein, 0 doppelte Negation. Es gibt sprachliche Variablen, die in bestimmter Ausprägung in allen Varietäten einer Sprache vorkommen, andere kommen nur in einem Teil der Varietäten und wieder andere vielleicht nur in einer einzigen Varietät vor. Diese Verhältnisse, von denen man zunächst erwarten kann, daß sie nur zu einem unsystematischen Bild der Verteilung

²⁶³ Vgl. DeCamp 1969; 1971; 1973. Die Implikationsanalyse selbst ist von Guttman 1944 eingeführt worden. Kritisch zu DeCamps Implikationsanalyse vgl. u.a. Fasold 1970.

sprachlicher Variablen führen können, lassen sich mit Hilfe der Implikationskala ordnen. Dies geschieht in der Weise, daß deutlich gemacht wird, daß z.B. eine Varietät V_1 für eine bestimmte Menge von sprachlichen Merkmalen M eine bestimmte Ausprägung 1 hat (z.B. für M_1 die Realisation des unbestimmten Artikels *ein*: *das ist ein ding*). Varietät V_2 hat für alle Merkmale Ausprägung 1, nur für ein Merkmal eine andere Ausprägung, nämlich 0 (z.B. die Realisation des unbestimmten Artikels *n*: *das ist n ding*). V_3 hat für zwei Merkmale die Ausprägung 0, sonst 1 (*das is n ding*), usw. Damit ergibt sich statt einer ungeordneten Verteilung ein Kontinuum, das sich in folgendem Bild fassen läßt.²⁶⁴

| Merkmale | | | | | | Varietäten |
|----------|-------|-------|-------|-------|-------|------------|
| M_1 | M_2 | M_3 | M_4 | M_5 | | |
| 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | V_1 | |
| 1 | 1 | 1 | 1 | 0 | V_2 | |
| 1 | 1 | 1 | 0 | 0 | V_3 | |
| 1 | 1 | 0 | 0 | 0 | V_4 | |
| 1 | 0 | 0 | 0 | 0 | V_5 | |
| 0 | 0 | 0 | 0 | 0 | V_6 | |

Aus dieser Darstellung läßt sich ersehen, daß aus jeder Merkmalsausprägung in einer Varietät weitergehende Schlüsse gezogen werden können. Ist die Ausprägung von M_4 bei V_2 1, dann sind alle Merkmale links von M_4 (M_3-M_1) auch 1, und alle Varietäten über V_2 (hier nur V_1) haben bei M_4 ebenfalls die Ausprägung 1. Ist der Wert eines Merkmals einer bestimmten Varietät 0, dann heißt das, daß alle Merkmale rechts davon in dieser Varietät ebenfalls den Wert 0 haben und daß alle Varietäten unter dieser Varietät für dasselbe Merkmal ebenfalls den Wert 0 haben. Wenn sich die sprachlichen Gegebenheiten in einer solchen Skala anordnen lassen, ist erwiesen, daß sprachliche Variation nicht unsystematisch ist, sondern daß die sprachliche Heterogenität äußerst regelmäßige Züge hat. Die Implikationsanalyse ordnet also verschiedene Variablen nur in bestimmter Weise an, sie verdeutlicht damit aber, daß es eine geordnete Variation gibt. Die Grundhypothese DeCamps besagt,

“that the linguistic diversity within any speech community may be factored into a small set of sociolinguistic ‘structures’ each of which may be represented by a simple mathematical function (a line, a circle, etc.) and by a corresponding schema of binary features which, if they are incorporated into a generative

²⁶⁴ Vgl. Dittmar 1973: 187.

grammar, can result in the grammar's generating those aspects of the linguistic diversity which are attributable to that structure." (DeCamp 1969: 165f.)²⁶⁵

Nach Dittmar geht DeCamp davon aus,

„daß die von CHOMSKY (1965) vorgeschlagene Form der Grammatik möglichst beibehalten und lediglich durch eine Anzahl diskreter, durch einfache mathematische Funktionen zu beschreibende Konfigurationen ergänzt werden muß, die der unendlichen Anzahl inter-idiolektaler Sprachwechsel zwischen Sprechern gerecht werden.“ (Dittmar 1973: 185.)

Auf DeCamps Implikationsanalyse bauen auch die Arbeiten von Charles-James N. Bailey auf, der sich insbesondere für Fragen der Sprachgeschichte interessiert, aber sein zunächst für die Erklärung von Sprachwandlungsprozessen geeignetes „wave-model“ zur allgemeinen Grundlage der Variationsforschung im Sinne des „dynamic (time based) paradigm“²⁶⁶ erklärt, das eben dem Zusammenhang von innersprachlicher Variation und Sprachwandel besonders Rechnung trägt.

Ziel von Baileys Untersuchungsansatz ist die Erstellung von „polylectal grammars“,²⁶⁷ das sind Grammatiken einer Sprache, die „include all the variant lects of a language system“ (Bailey 1974: 3).

Bailey vertritt die These, daß es nicht darum gehen kann, verschiedene „lects“ je für sich als diskrete Einheiten zu beschreiben. Denn das Wissen um verschiedene Varietäten einer Sprache gehört zur Sprachkenntnis jedes Sprecher/Hörers und insofern muß die von ihm internalisierte Grammatik polylektal sein. Die polylektale Grammatik eines Sprechers ermöglicht ihm den situationsspezifischen adäquaten Gebrauch verschiedener „lects“, insbesondere

²⁶⁵ DeCamps Implikationskala baut auf dem Binaritätsprinzip auf. Daß damit nicht alle Varietäten erfaßt werden können, ist deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß andere Untersuchungen ergeben hatten, daß man in der Regel mit einer graduellen Stufung rechnen muß. Ein Merkmal kann viele verschiedene Ausprägungen auf einer Skala haben. Diesem Einwand versuchte DeCamp übrigens durch eine Veränderung in seinem Modell Rechnung zu tragen. Vgl. DeCamp 1973.

²⁶⁶ Dieses stellt Bailey relativ scharf dem 'static paradigm' entgegen, auf dessen Grundlage nach Bailey auch die „glottometrists“ (Labov und seine Nachfolger) arbeiten, die sich um die Erforschung statistischer Verteilungen sprachlicher Variablen bemühen. Vgl. Bailey 1973; 1977. In der Auseinandersetzung zwischen Bailey und Labov sind im übrigen ferner von besonderer Bedeutung die Fragen, inwieweit eine Grammatik den Sprachgebrauch einer Gruppe (Labov) oder eines Individuums (Bailey) abzubilden habe und in welcher Beziehung sprachliche und außersprachliche Fakten zueinander stehen. Vgl. zum letzten Punkt besonders Bailey 1977.

²⁶⁷ Vgl. zu „polylektalen Grammatiken“ auch Bickerton 1971; 1973a; 1973b, dessen Ansatz dem von Bailey weitgehend entspricht. Für eine vergleichende Gegenüberstellung der Modelle von Bailey und Bickerton vgl. jedoch Fasold 1975.

gewährleistet sie aber auch, daß ein Sprecher/Hörer andere Sprecher seiner Sprachgemeinschaft versteht, selbst wenn diese Sprechmuster gebrauchen, die dieser Sprecher selbst nicht verwenden würde. Bailey geht also davon aus, daß Diskrepanzen zwischen Sprachproduktion und Sprachperzeption vorliegen.²⁶⁸

Einer polylektalen Grammatik erkennt Bailey auch eine gewisse psycholinguistische Relevanz zu. Er nimmt das häufig gegen Labovs „quantitatives Paradigma“, in dem die statistische Häufigkeit bestimmter sprachlicher Variablen im Zentrum steht, vorgebrachte Argument auf, daß statistische Verteilungen nicht zur Sprachkenntnis eines Sprecher/Hörers gehören können.

„I disagree with glottometrists in that it is not the statistics which are acquired, learned, or internalized, but rather a psychologically credible implicational pattern generated by the wave model“. (Bailey 1973: 22.)

Das „wave model“ erklärt Verschiedenheiten im Sprachgebrauch daraus, daß bestimmte Regeln, die sich in Sprachwandlungsprozessen in Form von Wellen ausbreiten, in bestimmten ‚Lekten‘ bereits gültig sind, in anderen dagegen noch nicht. Die Regeln können implikativ angeordnet werden, d.h. wenn in ‚Lekt‘ A die Regel d gilt, dann sind auch die Regeln c, b und a gültig.

„In its simplest form, the wave model depicts a change moving from its origin outward through social space, crossing the various barriers of age, sex, class, and the like.“ (Bailey 1974: 4.)

Gegen die Implikationsanalyse und polylektale Grammatiken ist vor allem eingewandt worden, daß die konkreten Versuche, sprachliche Variation in diesen Modellen zu beschreiben, den empirischen Gegebenheiten nicht gerecht werden.

„Die bisherigen Versuche, solche Skalen aufzustellen, sind allerdings wenig überzeugend: es scheren selbst bei den wenigen untersuchten immer wieder Sprecher aus, die z.B. die Merkmale a, b, d, nicht aber c haben; Implikationen finden sich bloß für wenige Regeln vor allem im phonologischen Bereich“. (Klein 1976: 41.)

Labov wendet zudem gegen DeCamps Konzept ein, daß es Chomskys theoretisches Analysemodell mehr oder weniger unmodifiziert übernimmt. Er selbst betont demgegenüber, daß der neue Gegenstandsbereich einer ‚sozial realistischen Linguistik‘ auch eine grundlegende Neufassung des theoretischen Ansatzes erfordert.

„DeCamp's approach to 'sociolinguistic theory' seems to be the translation of small amounts of data – essentially fragmentary examples – into the terminology

²⁶⁸ Vgl. z.B. Bailey 1973: 35.

devised by Chomsky and Halle for their treatment of standard English. Those who have been carrying out sociolinguistic work within the speech community — including Gumperz, Shuy, Wolfram, Fasold and myself — have been motivated by a keen awareness of the limitations of current linguistic theory. Our intention was to use this rich data on change and variation to repair the obvious weaknesses of theories which are incapable of dealing with it (...) a socially realistic linguistics should be all too conscious of the limitations of current linguistic theory; we turn to the speech community because we know that better data is needed, and we hope to derive theory which is accountable to that better data. To lean parasitically upon generative grammar for theoretical support will inevitably lead to the rejection of the data itself". (Labov 1971a: 463f.)

Labov rückt in seinem eigenen Ansatz tatsächlich von grundlegenden Positionen der generativen Grammatik ab, insofern er aus empirischen Untersuchungen über das Sprachverhalten von Gruppen innerhalb einer Sprachgemeinschaft gewonnene Daten in die grammatische Beschreibung einer Sprache einzubeziehen sucht. Bei der Beschreibung homogener Grammatiken und auch bei dem Versuch, Ideolekte zu beschreiben, bleibt nach Labov nicht nur eine Vielzahl von sprachlichen Gegebenheiten unberücksichtigt, sondern solche Analysen erscheinen ihm im Ansatz verfehlt, da das Sprachverhalten von Gruppen regelmäßiger und systematischer Züge trägt als das von Individuen.

"the construction of complete grammars for 'idiolects', even one's own, is a fruitless and unrewarding task; we now know enough about language in its social context to realize that the grammar of the speech community is more regular and systematic than the behavior of any one individual (...). Unless the individual speech pattern is studied within the over-all system of the community, it will appear as a mosaic of unaccountable and sporadic variation." (Labov 1969: 759.)²⁶⁹

Der quantitative Ansatz, den Labov wählt, wird von ihm selbst nicht als ein Zugang gewertet, der über die Grammatik hinausgehend zusätzliche Informationen über den Sprachgebrauch bereitstellt, sondern in den Variablenregeln, die statistische Verteilungen sprachlicher Variablen erfassen, sieht Labov den einzig adäquaten Zugang zur Grammatik einer Sprache.

"It should be equally clear that we are in no way dealing with statistical statements or approximations to some ideal or true grammar. We are dealing with a set of quantitative RELATIONS which are the form of the grammar itself." (Labov 1969: 759.)

Variablenregeln, d.h. das Wissen um quantitative Verteilungen sprachlicher Variablen, gehören nach Labov zur Sprachkenntnis eines Sprecher/Hörers.²⁷⁰

²⁶⁹ Vgl. zu diesem Problem auch Kay 1978.

²⁷⁰ Vgl. für eine genauere Diskussion dieser Frage Fasold 1978.

Allerdings rechnet Labov mit signifikanten Verschiebungen in der Wahrnehmung von Sprachäußerungen und hält es insbesondere für wahrscheinlich, daß Sprecher ihre Sprachkenntnis nicht durch Angabe von Frequenzen explizieren, sondern dazu tendieren, 'kategorische' Regeln zu formulieren.

"The structure of linguistic variation is governed by quantitative functions: that is, people can react to the frequency of certain forms rather than to the occurrence of a single form. *They may perceive this quantitative range in categorical terms: beyond a certain frequency, a speaker is heard as 'always' using a socially significant form.* Such quantitative functions must take the form of a rule:

Category A is realized as Subcategory B (and not B') in environment C with a frequency F, where F is a function of other linguistic or extralinguistic variables (sex, age, class, style, ethnic group)." (Labov 1971c: 218; Hervorhebung K.N.)

Neben den kategorischen Regeln einer traditionellen generativen Grammatik, die die Ersetzung von X durch Y im Kontext A → B fordern, gibt es dort auch optionale oder fakultative Regeln, deren Anwendung sozusagen in das Belieben des Sprechers gestellt ist. Dieser Begriff der „optionalen Regel“ scheint Labov ebenso ungenügend wie der der „freien Variation“; beide Termini implizieren bereits den Verzicht auf eine Analyse der Systematik sprachlicher Variation. Der von Labov eingeführte neue Regeltyp soll eben dies leisten, d.h. angeben, unter welchen Bedingungen eine Regel angewendet wird oder nicht bzw. mit welcher Wahrscheinlichkeit eine Regel angewendet wird. Dabei berücksichtigt Labov als Einflußfaktoren nicht allein den sprachlichen Kontext, sondern bezieht zugleich außersprachliche Bedingungen wie Alter, Geschlecht, Herkunft des Sprechers, Formalitätsgrad der Situation usw. ein.

Das Prinzip der Variablenregel läßt sich grob folgendermaßen darstellen. Jeder Regel wird eine spezifische Quantität φ zugeordnet, die die Wahrscheinlichkeit der Regelanwendung angibt. Die Wahrscheinlichkeitswerte für φ liegen zwischen 1 und 0. Eine kategorische Regel, die tatsächlich immer angewendet wird, hat also den Wert 1; eine Regel, die nie angewendet wird, den Wert 0. Alle übrigen Werte, die zeigen, daß eine Regel nur in bestimmten Fällen (nicht) angewendet wird, liegen zwischen diesen beiden Extremfällen. Der Wert von φ ergibt sich genauer aus $1 - k_0$, wobei k_0 die Größe ist, die hemmende Faktoren für die Anwendung der Regel angibt. Alle hemmenden Faktoren müssen demnach auch einen bestimmten Wert zugewiesen bekommen, der bei den empirischen Untersuchungen über den Sprachgebrauch verschiedener Gruppen ermittelt wird.

In der Diskussion um Labovs Ansatz haben die Verfahren zur Berechnung der Anwendungswahrscheinlichkeit einer Regel im Mittelpunkt gestanden.²⁷¹

²⁷¹ Die wesentlich auch allgemeine Fragen berührende Kritik Baileys an Labov wurde schon erwähnt.

Labov selbst hat sich einer Modifizierung seines ersten Versuchs durch Cedergren und Sankoff²⁷² angeschlossen.

Gegen das Modell Labovs hat Klein folgenden Einwand vorgebracht, dem er mit Hilfe seines weiterentwickelten Ansatzes, der Varietätengrammatik, Rechnung zu tragen versucht:

Die Variablenregel hat „gewisse Mängel, von denen ich einen hier kurz erläutern will (. . .). Jedem Faktor, sei er nun im engeren Sinne linguistisch (Morphemgrenze) oder außersprachlich (Schicht), wird ein fester Wert p zugeordnet, der seinen Einfluß ausdrückt; dabei wird keine Rücksicht darauf genommen, daß dieser Einfluß u.U. ganz unterschiedlich sein kann, je nachdem, welche Faktoren sonst vorliegen; es kann z.B. sein, daß in der Schicht S_1 der Faktor Morphemgrenze sehr wichtig ist, in der Schicht S_3 hingegen überhaupt nicht; oder es kann sein, daß das Vorhandensein eines Faktors die Regel obligatorisch macht, egal welche Faktoren sonst noch präsent sind und wie diese sich ansonsten auswirken. Dies ist in der Tat oft so; damit sind aber die einzelnen Faktoren nicht mehr unabhängig, und man kann ihren Gesamteinfluß nicht mehr multiplikativ bestimmen. Man kann dieses Problem nur dadurch in den Griff bekommen, daß man nicht einzelnen Kontextfaktoren, sondern dem gesamten Kontext einen Wert zuordnet. Dies gilt allerdings nur für Abhängigkeiten zwischen den linguistischen Faktoren; bei Abhängigkeiten zwischen linguistischen und außerlinguistischen Faktoren ist man mit der Variablenregel am Ende.“ (Klein 1976: 37.)

Klein beschränkt sich nicht auf die Ermittlung der Anwendungswahrscheinlichkeit einzelner Regeln, sondern versucht, geschlossene Varietäten zu beschreiben. Dabei fordert er, den Gesamtbereich möglicher sprachlicher Variation zu erfassen, und unterscheidet zunächst vier Dimensionen:²⁷³

- „(a) die diachrone Dimension: Variabilität der Sprache im Hinblick auf die Kalenderzeit;
- (b) die räumliche Dimension: Variabilität der Sprache im Hinblick auf die Gebiete, in denen sie gesprochen wird;
- (c) eine soziale Dimension: Variabilität der Sprache im Hinblick auf soziale Gruppen;
- (d) die situative Dimension: Variabilität der Sprache im Hinblick auf die Situation, in der sie gesprochen wird.“ (Klein 1974b: 41f.)

Mit den Begriffen „Stadium“, „Dialekt“, „Soziolekt“ und „Register“ hat man nach Klein (1974b: 43) versucht, Varietäten innerhalb dieser Dimensionen zu unterscheiden. Klein selbst plädiert aber dafür, daß eine bestimmte Varietät

²⁷² Cedergren/Sankoff 1974; vgl. zur Diskussion um die Variablenregel u.a. auch Dressler 1976; Rousseau/Sankoff 1978; Unsöld 1977; Sankoff/Labov 1979; Kay/McDaniel 1979.

²⁷³ Diese Dimensionen bilden bei Klein allerdings keine geschlossene Liste, sondern entsprechen den Faktoren, die in der Forschung eine größere Rolle gespielt haben.

nur unter Berücksichtigung aller Dimensionen anzusetzen ist. Er ordnet daher die Dimensionen in einem vierdimensionalen Koordinatensystem an und nimmt an, daß jede Varietät als Punkt innerhalb dieses Koordinatensystems zu beschreiben ist. Entsprechend diesem Modell kann eine Untersuchung eine beliebig feine Untergliederung vornehmen, die zu signifikanten Variationseinheiten führen soll. Möglich ist es natürlich auch, eine oder mehrere Dimensionen konstant zu halten und z.B. die situations- und schichtspezifischen Varietäten in Schwaben um das Jahr 1500 zu untersuchen.

Für die empirische Arbeit sieht Klein nun vor, daß der Linguist verschiedene Aufgaben erfüllen muß:

- „1. Er muß die Varietäten festlegen, auf die sich seine Untersuchung erstrecken soll: Wahl des Varietätenraums.
2. Er muß entscheiden, welche Äußerungstypen er zu untersuchen gedenkt, ob irgendwelche morphologischen Kategorien, ob die Entwicklung phonologischer Regeln, die Relativsatzeinbettung, usw.: Wahl der Äußerungstypen.
3. Er muß für seine Varietäten Korpora zusammenstellen, die für diese Varietäten und für die gewählten Äußerungstypen repräsentativ sind: Datengewinnung.
4. Er muß die Häufigkeitsverteilung seiner Äußerungstypen in den einzelnen Korpora feststellen: Korpusanalyse.
5. Er muß einen geeigneten Grammatiktyp wählen und entsprechend eine Grammatik bzw. einen Teil einer Grammatik schreiben: Ausarbeitung der Bezugsgrammatik.
6. Er muß auf der Grundlage der in den Korpora ermittelten Häufigkeiten die Bewertungen²⁷⁴ vornehmen: Regelbewertung.“ (Klein 1974b: 74f.)

Bei Klein werden die einzelnen Varietäten „mithilfe probabilistischer Grammatiken beschrieben, besser gesagt, mithilfe *einer* Grammatik, die für jede Varietät eine probabilistische Gewichtung erhält.“ (Klein 1976: 38). Jede Varietät ist durch eine Menge von Regeln mit einer bestimmten Anwendungswahrscheinlichkeit beschreibbar.

Für eine bestimmte sprachliche Erscheinung, z.B. die Ersetzung der Kategorie NP, kann man in einer generativen Grammatik einen ‚Regelblock‘ bzw. ein Regelschema ansetzen, das verschiedene Regeln, d.h. alternative Expansionen einer Kategorie, zusammenfaßt.

$$VP \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} V \\ V + NP \\ V + NP + NP \end{array} \right\}$$

²⁷⁴ Bei Klein bedeutet ‚Regelbewertung‘ also die Umsetzung der ermittelten Häufigkeitswerte in Anwendungswahrscheinlichkeiten für Regeln. Die Regelbewertung stellt eine wesentliche Prozedur dar, da sich nicht in allen Fällen die Anwendungswahrscheinlichkeit unmittelbar aus der Häufigkeitsverteilung ergibt. Vgl. Klein 1974b: 95ff., 123ff.

Bei der Ersetzung von VP muß eine der angegebenen Möglichkeiten gewählt werden. Klein berechnet nun die jeweiligen Anwendungswahrscheinlichkeiten einzelner Teilregeln aus dem Regelblock. Allen Regeln zusammen kann die Anwendungswahrscheinlichkeit 1 zugewiesen werden, wenn die Liste der aufgeführten alternativen Expansionen vollständig ist. Die Gesamtwahrscheinlichkeit 1 setzt sich aus der Anwendungswahrscheinlichkeit der einzelnen Teilregeln additiv zusammen; im Beispiel:

| | | |
|------|-------------|----------|
| VP → | V | 0.3 |
| VP → | V + NP | 0.6 |
| VP → | V + NP + NP | 0.1 |
| | | <u>1</u> |

Für jede Varietät werden nun die verschiedenen Regeln mit ihrer jeweiligen Anwendungswahrscheinlichkeit angegeben, so daß sich eine Varietätengrammatik aus der Gesamtmenge dieser bewerteten Regeln ergibt. Ein Fragment solch einer Varietätengrammatik, das verschiedene Varietäten nebeneinanderstellt, sieht etwa folgendermaßen aus:

| | | V ₁ | V ₂ | V ₃ | V ₄ |
|------|-------------|----------------|----------------|----------------|----------------|
| VP → | V | 1 | 0.2 | 0.3 | 0.1 |
| VP → | V + NP | 0 | 0.7 | 0.4 | 0.5 |
| VP → | V + NP + NP | 0 | 0.1 | 0.3 | 0.4 |

Während sich bei solchen Regeln wie der Expansion von S, NP oder VP die Alternativen relativ übersichtlich zusammenstellen lassen — der syntaktische Bereich wurde bisher auch am ausführlichsten mit der Varietätengrammatik beschrieben — dürften sich etwa bei der Einsetzung lexikalischer Elemente nicht nur praktisch, sondern auch prinzipiell größere Probleme ergeben. Diese sind letztendlich sämtlich darauf zurückzuführen, daß eine Varietätengrammatik — und Kleins Beschreibungsverfahren stellt eben allein eine *grammatische* Analyse dar — in ein pragmatisches Untersuchungskonzept eingebettet werden müßte, wenn der Zusammenhang von außersprachlichen und sprachlichen Faktoren hinreichend berücksichtigt werden soll.

Die Varietäten werden bei Klein außersprachlich definiert. Ihre (grammatische) Vergleichbarkeit ergibt sich allein daraus, daß gleiche Regeln mit unterschiedlicher Häufigkeit angewendet werden. Für einen grammatischen

Vergleich ist dieses Verfahren auch durchaus hinreichend und angemessen. In einer im engeren Sinne sprachsoziologischen Untersuchung von Varietäten müßten aber nicht nur einzelne außersprachliche Dimensionen wie Geschlecht, Alter usw. berücksichtigt werden, sondern die verschiedenen Interaktionsformen und Handlungsmuster aufgenommen und beschrieben werden. Erst auf dieser Grundlage kann eine funktionale Analyse sprachlicher Varietäten einsetzen.

Den Anspruch, die genannten Ebenen zu berücksichtigen, scheint Wildgen (1977a, b) in seinem auf einer Montague-Grammatik aufgebauten Modell zu erheben. Die empirische Arbeit, innerhalb derer Wildgen seinen formalen Ansatz entwickelt hat, ist noch einmal dem Versuch gewidmet, die Defizithypothese zu überprüfen. Als Material wurden die Nacherzählungen von Schülern benutzt. Der Untersuchung Wildgens haften durchaus viele der Nachteile an, die auch herkömmliche Untersuchungen zum schichtspezifischen Sprachgebrauch aufwiesen. Zwar setzt Wildgen (1977a) sich ausdrücklich die Messung „semantischer und pragmatischer Variation“ zur Aufgabe, dieses Ziel dürfte aber bei der Konstanthaltung von Situation, Kommunikationsabsicht, Kommunikationspartner und -medium, wie sie die Untersuchung Wildgens fordert,²⁷⁵ gerade nicht zu erfüllen sein.

Einen anderen Versuch, „Struktur und Funktion von Varianten im Sprachsystem“ in einer (heterogenen) Grammatik zu erfassen, hat Bierwisch (1976; 1978) mit seiner Konnotationsgrammatik unternommen.²⁷⁶ Bierwischs Ansatz knüpft in gewissem Sinn relativ eng an traditionelle Formen der Beschreibung innersprachlicher Variabilität an.²⁷⁷ Es werden verschiedene Existenzformen der Sprache (Dialekte, Standardsprache, Umgangssprache usw.) unterschieden, die definiert werden als

„(nicht notwendig disjunkte) sprachliche (Teil-)Systeme mit bestimmten gesellschaftlich determinierten Bedingungen für die angemessene Verwendung der zu ihnen gehörenden Sätze. Diese Bedingungen werden repräsentiert durch Konnotationen.“ (Bierwisch 1978: 100.)

Bestimmten Sätzen einer Sprache (bzw. sprachlichen Elementen) werden Konnotationen zugeordnet, während andere Sätze ‚neutral‘ sind, d.h. gleichermaßen in verschiedenen Varianten des Systems eingesetzt werden können. Damit ist im Prinzip eine rein qualitative Unterscheidung von Varietäten (bzw. einzelnen Sätzen) vorgesehen. Ausschlaggebend für die Beschrei-

²⁷⁵ Vgl. Wildgen 1977a: 45ff.

²⁷⁶ Einen ähnlich gelagerten Ansatz bietet auch Kanyó 1976.

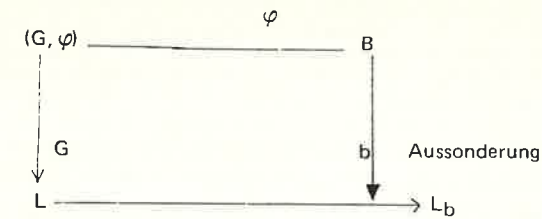
²⁷⁷ Mit dem Konnotationsbegriff arbeitet im übrigen auch Rossipal 1973, der sich allerdings auf eine Untersuchung des lexikalischen Materials beschränkt.

bung einer bestimmten Sprachvariante sind allein die mit bestimmten Konnotationen versehenen Regeln, während der Zusammenhang verschiedener Varietäten, der ihre Zugehörigkeit zu einem sprachlichen System aufweist, durch eine Menge von Regeln mit der ‚Konnotation‘ neutral aufgezeigt wird. Daß Bierwisch in seinem Ansatz einen kleineren Bereich sprachlicher Variation erklärt als die eben genannten Ansätze zeigt sich auch daran, daß er neben den konnotierten Varietäten die „freie Variation“ zuläßt, d.h. nicht den Gesamtbereich innersprachlicher Variabilität in seinem Modell zu erklären sucht.

Die unterschiedliche quantitative Ausnutzung von im System der Sprache vorgegebenen Möglichkeiten als Grundmerkmal innersprachlicher Variation kommt so bei Bierwisch kaum in den Blick. Nur abschließend geht er auf diesen Gedanken ein und verweist damit (allerdings nicht ausdrücklich!) im Grunde selbst auf die Notwendigkeit von Analyseverfahren, wie sie etwa die Variablenregel oder die Varietätengrammatik bereitstellen:

„Für die unterschiedlichen Existenzformen und die mit ihnen konnotativ verbundenen Verwendungsbedingungen sind auch Eigenschaften charakteristisch, die im hier entwickelten Rahmen nicht dargestellt werden können. Gehäuftes Auftreten von Nominalisierungen, relativ große durchschnittliche syntaktische Komplexität z.B. sind, außer charakteristischen lexikalischen Einheiten, kennzeichnend für bestimmte Verwendungsformen der Schriftsprache. Auch phonologische Varianten sind mitunter für bestimmte regionale Ausprägungen nicht dadurch charakteristisch, daß sie vorkommen (oder nicht vorkommen), sondern daß sie mehr oder weniger gehäuft auftreten. Alle diese Erscheinungen, die wiederum an unterschiedliche konnotative Dimensionen gebunden sind, beruhen darauf, daß fakultative Regeln einen konnotativ relevanten Ausnutzungsgrad haben können. Diese Art der Variabilität würde mithin verlangen, daß konnotative Komponenten nicht den Regeln, sondern dem Ausnutzungs- oder Anwendungsgrad von Regeln zugeschrieben werden.“ (Bierwisch 1978: 129.)

Ein in gewisser Weise mit Bierwischs Konzept verwandtes Modell hat Habel (1977; 1978) vorgeschlagen, der Grammatiken mit „bewerteten Ableitungen“ zu entwickeln sucht. Die Bewertungen Habels entsprechen nicht den Wahrscheinlichkeitswerten, die Klein Regeln zugewiesen hatte, sondern mehr oder weniger genau den Konnotationen von Bierwisch. Die Inhomogenität einer Sprache L wird durch eine Binnenstrukturierung BS berücksichtigt. Die Binnenstruktur stellt einen Bewertungsbereich dar mit einer Menge von ‚Teilsprachen‘ b. Eine Abbildung $\varphi: s \rightarrow b$ ordnet einem Satz s von L eine Bewertung zu (b ist dabei z.B. bairisch, umgangssprachlich usw.). Das Prinzip der bewertenden Grammatik veranschaulicht Habel in folgendem Diagramm:



Das Paar (G, φ) generiert über G eine Sprache $L(G)$ und gleichzeitig durch φ eine Bewertung im Bewertungsbereich. Durch die Wahl eines $b \in B$ wird anschließend eine Teilsprache L_b ausgesondert.“ (Habel 1977: 191.)

Die Besonderheit von bewertenden Ableitungen im Gegensatz etwa zu Variablenregeln²⁷⁸ besteht darin, daß extralinguistische und linguistische Kriterien direkt korreliert werden, wovon Habel (1978: 146) sich eine bessere Möglichkeit des Anschlusses einer Pragmatik an eine Grammatik verspricht.

Dennoch bleibt auch ein Konzept wie das von Habel noch unbefriedigend; denn von einer sprachsoziologischen Fragestellung her ist das Problem, wie die Vermittlung zwischen außersprachlichen, sozialen, und sprachlichen Faktoren angemessen dargestellt und beschrieben werden kann, der Ausgangspunkt für die Analyse innersprachlicher Variabilität. Statt die Pragmatik an die Grammatik anzuschließen, käme es darauf an, die grammatische Analyse einzubetten in ein pragmatisch fundiertes Konzept, das die soziale Differenzierung einer Gesellschaft und die innersprachliche Heterogenität funktional aufeinander bezieht und von hier aus ein geeignetes sprachtheoretisches Modell entwirft, das den sprachlichen Varietäten als sozial verbindlichen Realisationsmustern einer Sprache einen eigenen systematischen Stellenwert zuweist. Die Aufnahme soziolinguistischer Fragestellungen in eine Grammatiktheorie bedeutet so gesehen zwar gegenüber einer idealisierenden Betrachtung, die von der Homogenität einer Sprache ausgeht, einen enormen Fortschritt; aber ebensowenig wie die empirischen Untersuchungen zu einer unmittelbaren Veränderung sprachtheoretischer Grundannahmen geführt haben, leisten Untersuchungen, die die Pragmatik im Nachhinein an eine Grammatik anbinden wollen, einen Beitrag zu einer sprachtheoretischen Neukonzeption, die Sprache konkret als gesellschaftliches Phänomen begreift und die deren Realisationstypen, eben die sprachlichen Varietäten, auf die Formen gesellschaftlicher Interaktion abzubilden in der Lage ist.

Dell Hymes (1972b) hat verschiedene soziolinguistische Forschungsrichtungen unter dieser Fragestellung voneinander abgehoben. Er unterscheidet:

²⁷⁸ Zum Verhältnis von Variablenregeln und bewertenden Regeln vgl. Habel 1978: 166ff.

1. "The social as well as the linguistic"

"Here may be placed ventures into social problems involving language and the use of language, which are not seen as involving a challenge to existing linguistics." (Hymes 1972b: 315.)

Dabei handelt es sich also um Untersuchungsansätze, in denen die Bedeutung der Sprache für bestimmte soziale Prozesse erkannt ist und in konkrete Untersuchungen einbezogen wird, ohne daß damit das Interesse an einer umfassenden Deutung der Beziehungen von Sprache und Sozialstruktur verbunden wird. Solche Untersuchungen setzen nach Hymes an Einzelproblemen an, an praxisbezogenen Interessen wie Sprachpolitik, Akkulturation ethnischer Minderheiten, Fremdsprachunterricht u.ä. Die damit angesprochenen Problem-bereiche erscheinen in der Regel als Sonderphänomene im Gesamtfeld linguistischer Untersuchungen, als Bereiche, die *z u s ä t z l i c h* zum Kerngebiet der Linguistik – der Grammatik – untersucht werden müssen.

2. "Socially realistic linguistics"

Als Proto-Typ dieser Forschungsrichtung nennt Hymes William Labov. Dieser bezieht systematisch und konsequent soziale Daten in seine Sprachbeschreibung mit ein und erweitert damit die Linguistik nicht nur peripher durch den Hinweis darauf, daß Fragen des Zusammenhangs von Sprache und Sozialstruktur *a u c h* behandelt werden müssen, sondern er sieht diese Beziehung als wesentliche Konstituente der Sprache an. Ausgangspunkt bleibt aber die Beschreibung der Sprachstruktur, die nun allerdings eingebettet wird in den sozialen Kontext der Sprachgemeinschaft.

3. "Socially constituted linguistics"

Der Ansatz, den Hymes favorisiert und dem er sich selbst zurechnet, wird von ihm als sozial konstituierte Linguistik bezeichnet.

"The phrase 'socially constituted' is intended to express the view that social function gives form to the ways in which linguistic features are *encountered* in actual life. This being so, an adequate approach must begin by identifying social functions, and discover the ways in which linguistic features are selected and grouped together to serve them." (Hymes 1972b: 326.)

D.h. daß Phänomene der Sprachstruktur überhaupt nur im Rahmen von Untersuchungen zur sozialen Interaktion angemessen beschrieben werden können. Es reicht nicht aus, eine bloße Korrelation von sozialen und sprachlichen Daten anzunehmen. Erforderlich ist nach Hymes die Ersetzung einer bloß reformierten, d.h. um Gesichtspunkte der Sozialstruktur erweiterten Grammatiktheorie durch eine Sprachtheorie, die Sprache als Bestandteil sozialen Handelns auffaßt.

"Such a conception reverses the structuralist tendency of most of the twentieth century, toward the isolation of referential structure, and the posing of questions about social functions from that standpoint. The goals of social relevance and social realism can indeed be fully accomplished only from the standpoint of the new conception, for much of what must be taken into account, much of what is there, organized and used, in actual speech, can only be seen, let alone understood, when one starts from function and looks for the structure that serves it." (Hymes 1972b: 316.)

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen deutet Hymes die Richtung an, in die eine sprachsoziologische Untersuchung sprachlicher Varietäten gehen könnte, ohne allerdings sehr konkret auf die sprachtheoretischen Implikationen "of the new conception" einzugehen.

5. Zum sprachtheoretischen Status der Varietäten: ihre Stellung zwischen System und Rede

Eines der Probleme, die sich bei einer Analyse innersprachlicher Heterogenität im Rahmen bzw. aufbauend auf der sprachtheoretischen Konzeption Chomskys stellen, wird immer wieder genannt: es geht zurück auf die Dichotomie Kompetenz – Performanz und betrifft die Frage, ob sprachliche Varietäten zur Sprachkenntnis des Sprecher/Hörers gehören und im System der Sprache verankert sind, oder ob sie nur gewisse Regelmäßigkeiten des Sprachverhaltens darstellen, die für die Kenntnis des sprachlichen Systems irrelevant sind.

Solange man sprachliche Varietäten als *Subsysteme* einer Sprache begriffen hatte, konnten sie Anspruch auf Behandlung innerhalb der Erforschung des Sprachsystems erheben. Betrachtet man sie dagegen als Realisationsmuster des Systems, wie es hier vorgeschlagen wurde, so scheint es, als könnten sie allenfalls noch im Rahmen der angewandten Linguistik erörtert werden und müßten innerhalb der Dichotomie *langue* – *parole* bzw. Kompetenz – Performanz dem letzteren Bereich zugeordnet werden. Da seit Saussure ausdrücklich die *langue* zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand der Sprachwissenschaft erklärt worden ist, müßten die sprachlichen Varietäten in diesem Fall aus dem engeren Rahmen (system) linguistischer Fragestellung herausfallen.

Sind aber die sprachlichen Varietäten wirklich Erscheinungen der *parole*? Sind sie auf der Ebene der Performanz, des aktuellen Sprachverhaltens zu beschreiben, das ja nach Chomsky (1969: 13f.) deshalb keine direkte Abbildung der Kompetenz ist, weil sich in ihm grammatisch irrelevante Bedingungen wie begrenztes Gedächtnis, Zerstreuung und Verwirrung oder Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse bemerkbar machen sowie zufällige oder auch typische Fehler finden?

Genau besehen handelt es sich bei diesen Performanzphänomenen lediglich um 'Störfaktoren', die nicht etwa die tatsächliche Realisierung des sprachlichen Systems regelhaft steuern, sondern diese nur beeinträchtigen. Für die hier besprochenen Varietäten der Sprache muß man dagegen davon ausgehen, daß sie eben systematisch durch bestimmte Faktoren gesteuert werden. Bei den Besonderheiten der verschiedenen Realisationsformen der Sprache handelt es sich nämlich offenbar nicht um zufällige oder unwichtige, für die Kommunikation irrelevante Erscheinungen, sondern um konstitutive Momente. Die soziale Situation, in der Sprache realisiert wird, ist dabei als elementare Kate-

gorie anzusehen, da das sprachliche System nicht 'als solches' realisiert werden kann, sondern sich Sprechen immer in sozialen Situationen vollzieht und die benutzten sprachlichen Realisationsmuster unmittelbar an diese gekoppelt sind.

Die Regelmäßigkeiten sprachlicher Varietäten stellen also nicht empirische Faktoren dar, die für die Kenntnis des Sprecher/Hörers von seiner Sprache ohne Bedeutung sind. Vielmehr gilt, daß zur Kenntnis des Sprechers auch die regelhaften Beziehungen zwischen bestimmten sprachlichen Merkmalen und Situationsmerkmalen gehören; so gehört es z.B. zu seiner Sprachkenntnis, daß bestimmte Verwendungsweisen gegenüber bestimmten Partnern zwar 'richtig' sind, daß sie aber dennoch sozial sanktioniert werden oder daß bestimmte sprachliche Merkmale typisch für bestimmte Sprecher sind und dergleichen mehr.

Die Kenntnis der Strukturen und Funktionen sprachlicher Varietäten kann deshalb nicht einfach der Performanz zugeschlagen werden. Dagegen sprechen im einzelnen folgende Gründe:

1. Die Varianzmerkmale sind *regelmäßig* und nicht zufällig. Sie gehören wie bestimmte grammatische Phänomene zu dem (intuitiven) Wissen des Sprechers.
2. Die Verwendung von Sprache entsprechend den vorgeprägten Realisationsmustern ist *normiert*. Während es für die von Chomsky genannten Performanzfaktoren keine Norm geben kann, man also nicht die Regel aufstellen kann, daß Fehler gemacht werden sollen – außer z.B. in einer Sprachparodie, in der die Fehler aber keine Fehler sind –, daß der Sprecher zerstreut sein soll u.ä., stellen die Regeln der Varietäten der Sprache eine echte Norm dar, die sozial verbindlich ist, expliziert und 'eingeklagt' werden kann.
3. Sprachliche Varietäten bzw. Realisationsformen der Sprache können *gelehrt* werden. Die typische Form der Regeln in solchen Lehrsituationen kombiniert aber immer – und dies unterscheidet sie von den Regeln der Kompetenz bei Chomsky – Aussagen über die Anwendungssituation (im weitesten Sinne) und über sprachliche Merkmale, d.h. sie macht bestimmte Auswahlen aus den möglichen Regeln oder Elementen des Systems abhängig von außersprachlichen Bedingungen wie es etwa folgende Beispiele zeigen: Zu deinem Lehrer darfst du nicht „du“ sagen; Merke dir für deine Schulaufsätze: Deine Sätze dürfen nicht mit „und“ anfangen usw.

Wenn die Varietäten also nicht der *parole* bzw. Performanz zugeordnet werden sollen, können sie dann als im Sprachsystem verankerte Größen angesehen werden, gehört ihre Kenntnis zur Kompetenz eines Sprecher/Hörers? Innerhalb der Variationsforschung, in der die Regelmäßigkeit und Systema-

tik sprachlicher Variation aufgezeigt wurde, ist eine gewisse Tendenz dazu festzustellen, Varietäten, da sie nicht zur Performanz gehören können, der Kompetenz zuzurechnen und der Versuch, sprachliche Variation innerhalb des formalen Regelapparats einer Grammatik zu behandeln, gründet ja auf einer solchen Voraussetzung.

Dennoch sprechen auch Gründe dagegen, Varietäten auf der Ebene des Sprachsystems zu beschreiben und sie der Kompetenz im Sinne Chomskys zuzuweisen.

Während eine Grammatik das allgemein gültige Regelsystem einer Sprache zu formulieren hat und alle möglichen Sätze des Deutschen, Englischen usw. erzeugen können muß, werden durch die Regeln der Varietäten Einschränkungen formuliert. Sie erlauben jeweils nur eine bestimmte Auswahl aus den Möglichkeiten der Sprache, die vom System her nicht begründbar ist, sondern außersprachlich bestimmt wird. Varietäten enthalten jeweils nur begrenzt gültige Regeln und steuern den Sprachgebrauch bestimmter sozialer Gruppen in bestimmten sozialen Situationen. Insofern gehören sie nicht zur rein linguistischen Kompetenz, in der das Wissen um die formalen Bildungsmöglichkeiten einer Sprache gespeichert ist.

Weder traditionelle noch generative Grammatiken enthalten normalerweise Informationen über die Varietäten und sie können dennoch als eine brauchbare Deskription des Sprachsystems gelten. D.h. aber, daß es sehr wohl möglich ist, das Sprachsystem ohne Rückgriff auf die Varietäten zu beschreiben, und daß dieses mithin eine von letzteren unabhängige Größe darstellt.

Sowohl die Zuweisung der Varietäten zur Performanz als auch zur Kompetenz ist demnach als problematisch anzusehen. Es bietet sich daher an, die Realisationsmuster der Sprache auf einer dritten Ebene zwischen Kompetenz und Performanz bzw. *langue* und *parole* anzusiedeln.

Die Schwierigkeit, Varietäten innerhalb der begrifflichen Scheidung von Kompetenz und Performanz zu behandeln, ist als solche längst erkannt, und es gibt auch vereinzelte Ansätze, eine neue Zwischenebene einzuführen.²⁷⁹ So schlägt z.B. Susan Houston (1973) eine Dreiteilung in Kompetenz – systematische Performanz – aktualisierte Performanz vor, wobei sie auf der Zwischenebene regelhafte Muster des Sprachgebrauchs (Register) beschreiben möchte.

Auch die Überlegungen, neben der linguistischen Kompetenz, eine Sozialkompetenz oder kommunikative Kompetenz anzusetzen, können als ein Versuch angesehen werden, den sozial konventionalisierten und normierten Sprachgebrauch einer gesonderten Ebene zuzuweisen. In diesen Vorschlägen

²⁷⁹ Vgl. auch Bailey 1971: 321.

wird ja gerade die Einsicht berücksichtigt, daß Sprechen soziales Handeln ist, d.h. daß die Fähigkeit, miteinander zu sprechen, real zu kommunizieren, nicht allein grammatische Fertigkeiten erfordert, sondern daß der Sprecher ein Wissen um soziale Regeln haben muß bzw. die Fähigkeit erworben haben muß, soziale Situationen (sprachlich) zu bewältigen. Allerdings bewegen sich die Arbeiten zur Sozial- bzw. kommunikativen Kompetenz noch auf der Ebene relativ abstrakter Aussagen, in denen es meist nur darum geht, zu verdeutlichen, daß, wenn Sprechen soziales Handeln ist, der Sprecher mehr als eine Sprachkompetenz, eben auch eine Handlungskompetenz, besitzen muß. Die Varietäten selbst sind jedenfalls in den Untersuchungen zur kommunikativen Kompetenz nicht direkt in den Blick gekommen, und die Implikationen, die die Einführung einer solchen Größe für die Sprachstruktur und die Beschreibung einer Sprache selbst hat, werden in diesem Rahmen kaum diskutiert.

Überhaupt sind viele der Untersuchungen, in denen die Problematik der Dichotomie Kompetenz – Performanz angesprochen wird, über Hinweise auf die Schwierigkeiten kaum hinausgekommen; jedenfalls kann man heute noch nicht davon sprechen, daß die Unzulänglichkeit des Kompetenz – Performanz-Modells nicht nur aufgedeckt und kritisiert, sondern auch in einer Neukonzeption aufgehoben wäre.

Im folgenden möchte ich nun auf den hier weiterführenden Vorschlag Coserius zur Einführung einer systematischen Zwischenebene zurückgreifen, der auf einer ausführlichen Kritik der Saussureschen Dichotomie *langue* – *parole* gründet und für eine Untersuchung sprachlicher Varietäten fruchtbar gemacht werden könnte.²⁸⁰

Coseriu geht von der Saussureschen Bestimmung aus, daß die Sprache (*langue*) ein funktionelles System darstellt.²⁸¹ D.h. daß in ihr nur die distinktiven Oppositionen zwischen den sprachlichen Einheiten von Bedeutung sind, deren konkrete Substanz dagegen für das Funktionieren des Systems unwesentlich erscheint. Als funktionelles System ist die Sprache ein System von Oppositionen, in dem es darauf ankommt, daß die einzelnen sprachlichen Zeichen voneinander unterscheidbar bleiben, während es außer Betracht bleiben kann, wie diese Oppositionen realisiert werden (können). Bei Saussure heißt es geradezu:

„dans la langue il n'y a que des différences. Bien plus: une différence suppose en général des termes positifs entre lesquelles elle s'établit; mais dans la langue il n'y a que des différences sans termes positifs.“ (Saussure 1967: 270.)

²⁸⁰ Eine Reihe von Vorläufern seiner Kritik bespricht Coseriu 1975 selbst.

²⁸¹ Die weiteren von Coseriu behandelten Differenzierungen werden hier unberücksichtigt gelassen.

Die "termes positifs", d.h. die konkreten Realisationen funktioneller Oppositionen, sind eine Angelegenheit der parole, sie sind variabel und akzidentuell.

Dem stellt Coseriu nun entgegen, daß die verschiedenen Realisationen funktioneller Oppositionen tatsächlich *nicht* frei variabel und unendlich verschieden sind, sondern daß bestimmte Typen von Realisationen ständig wiederkehren und eine konventionelle und normale Form des Sprachgebrauchs darstellen. Bei diesen wiederkehrenden typischen Realisationsformen handelt es sich um Regelmäßigkeiten, die zwar nicht die Ebene des Systems betreffen, aber doch von allgemeinerer Natur sind als die individuellen konkreten Sprechakte.

Diese typischen Realisationsmuster, die normale und konstante Erscheinungen in einer Sprache darstellen, können nach Coseriu nicht als Fakten der parole bezeichnet werden.

In Abgrenzung gegen Hjelmslevs Konzept, der die Sprache als ein System von Invarianten bezeichnet, wobei jede (freie oder kombinatorische) Variante die Realisierung einer Invariante darstellt, betont Coseriu (1975: 61f.), daß nicht allein die Invarianten, also die funktionellen Oppositionen zur Sprache gehören, sondern daß auch die *normalen Varianten* in jeder Sprache in beschränkter Anzahl vorkommen und für sie charakteristisch sind.

„D.h. es gibt in jeder Sprache konstante und besondere Oppositionen sowohl unter den Invarianten wie unter den normalen Varianten, mit dem einen Unterschied freilich, daß die Oppositionen zwischen den Invarianten funktionell sind, die zwischen den Varianten dagegen nicht, obwohl sie in der jeweiligen Sprache weder gleichgültigen noch willkürlichen Charakter besitzen. Somit gäbe es also außerphonologische und ganz allgemein außerstrukturelle, afunktionelle, nicht zum System gehörige Züge, die aber nicht rein zufällig auftreten, sondern eine Sprache jeweils kennzeichnen, d.h., *die Sprache im weiteren Sinne des Wortes ist nicht allein funktionelles System, sondern ebenso normale Realisierung.*“ (Coseriu 1975: 62.)

Diese normalen Varianten können nicht auf der Ebene des Systems angesiedelt werden, das eben nur die funktionellen Oppositionen erfaßt. Da es sich aber um typische und auch sozial verbindliche Formen des Sprachgebrauchs handelt, müssen sie auf einer höheren Abstraktionsstufe beschrieben werden als der parole, die nur die Besonderheiten konkreter individueller Sprechakte erfaßt. Hier zeigt sich die Notwendigkeit, eine Zwischenebene einzuführen, auf der die Varianten als konstante wiederkehrende Realisationsmuster beschrieben werden können.

„Wo aber sind nun sprachlich diese oder jene in einer Sprache normalen und konstanten, aber funktionell ‚irrelevanten‘ Elemente anzusetzen, zumal sie sich nicht in das System einfügen lassen? Eben nirgendanders als in jener dem System vorausgehenden Abstraktion, der von uns so genannten *Norm*.“ (Coseriu 1975: 62.)

Bei der Unterscheidung von System, Norm und Rede handelt es sich um verschiedene Abstraktionsstufen, die Coseriu auch an Erscheinungen aus anderen Bereichen als der Sprache verdeutlicht. Dabei unterscheidet er jeweils drei Merkmalsketten:

„1. die der konkreten Merkmale der betrachteten Objekte, welche unendlich verschieden bzw. variierbar sind, 2. die der normalen, gemeinsamen und unabhängig von der besonderen Funktion der Gegenstände mehr oder minder konstanten Merkmale (erster Abstraktionsgrad), 3. die der unabdingbaren, d.i. funktionellen Merkmale (zweiter Abstraktionsgrad).“ (Coseriu 1975: 56.)

System, Norm und Rede werden dementsprechend folgendermaßen definiert: Es gilt,

„daß das *System* eine Gesamtheit funktioneller Oppositionen ist; die *Norm* wiederum die ‚kollektive‘ Realisierung des Systems, welche das System selbst und dazu die funktionell ‚irrelevanten‘, jedoch im Sprechen der Gemeinschaft normalen Züge enthält; sowie das *Sprechen* (oder wenn man so will, die *Rede*) endlich die individuell-konkrete Verwirklichung der Norm, welche schon die Norm selbst und daneben noch alles am Ausdruck der Einzelsprecher Originale umfaßt.“ (Coseriu 1975: 88.)

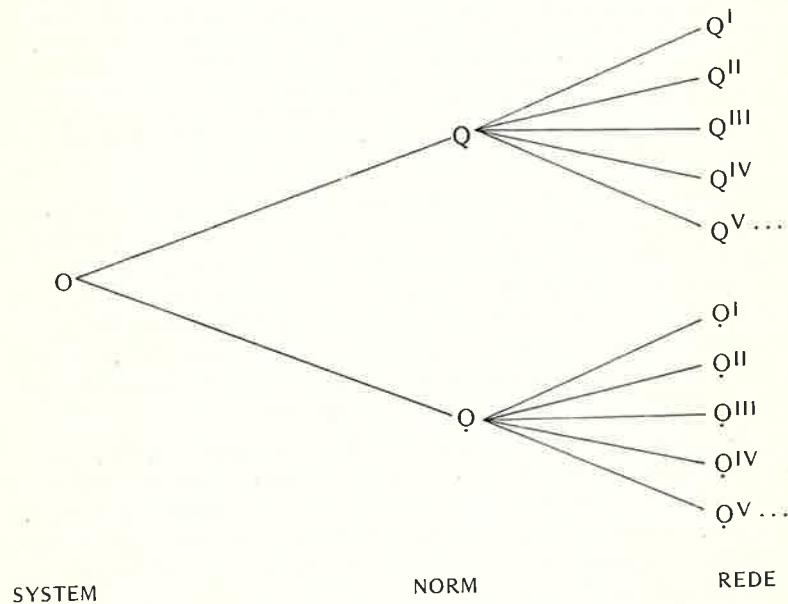
Es fragt sich nun, inwieweit die Coseriusche Dreiteilung in System – Norm – Rede aus den Schwierigkeiten heraushilft, die hier behandelten Varietäten einer sprachtheoretischen Ebene zuzuweisen. Die sprachlichen Varietäten, die als rekurrente Realisationen des Sprachsystems bezeichnet wurden und die als kollektive Formen der Sprachverwendung gelten können, sind auf einer Abstraktionsstufe anzuordnen, die die konkreten Besonderheiten individueller Sprechakte bereits vernachlässigt. Sie scheinen also gerade der von Coseriu eingeführten Ebene der Norm zu entsprechen.

Dennoch gibt es einige Schwierigkeiten bei der Applikation des Normbegriffs von Coseriu auf die hier in Rede stehenden sprachlichen Varietäten. Die verschiedenen Varietäten einer Sprachen stehen für Coseriu nicht im Vordergrund der Betrachtung, sondern ihm geht es um die – mehr oder weniger einheitliche – typische Form der Realisierung des sprachlichen Systems innerhalb der gesamten Sprachgemeinschaft. D.h. Coseriu geht davon aus, daß es *eine* Norm in der Sprache gibt. Die Norm ist bei Coseriu *der* normale Gebrauch eines Sprachsystems in einer Sprachgemeinschaft. Sprachverwendungen, die nicht dieser Norm entsprechen, werden nur am Rande behandelt.

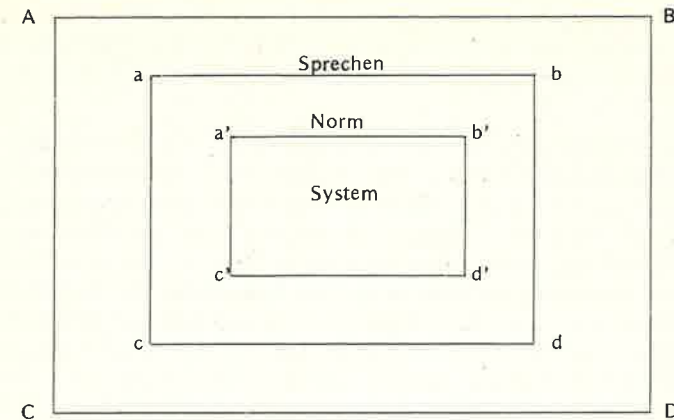
„Bei der Norm, d.h. der normalen Realisierung des Systems, ist wiederum festzustellen, wie unter den vom System zugelassenen Varianten *nur eine jeweils* vom Inhalt und der Form her *die normale* zu sein pflegt, während die übrigen entweder unnormal sind oder aber einen bestimmten Stilwert erhalten.“ (Coseriu 1975: 78; Hervorhebungen K.N.)

Realisationen mit ‚besonderem Stilwert‘ erscheinen nach Coseriu also auch in gewissem Sinne als Sonderphänomene; sie gehören jedenfalls nicht zum Kern seiner Untersuchung.

Dort, wo Coseriu tatsächlich verschiedene normale Realisationsweisen einer sprachlichen Einheit unterscheidet, handelt es sich charakteristischerweise um stellungsbedingte Varianten eines Phonems, also eine allein durch die sprachliche Umgebung bedingte Differenzierung. Coseriu (1975: 66) gelangt dabei zu folgendem Schema, in dem er die Unterscheidung von offenem und geschlossenem o im Spanischen verdeutlicht, wo beide Formen zwar nicht in phonologischer Opposition zueinander stehen, aber als Stellungsvarianten eines Phonems auftreten.



Demgegenüber erscheint die Norm als eine einheitliche Größe innerhalb der graphischen Darstellung, die Coseriu (1975: 86) zur Charakterisierung seiner Konzeption entwirft:



Bei dem Versuch, Coserius eigene Einschätzung der Varietäten einer Sprache hinsichtlich des Normbegriffs zu ermitteln, kommt man zu keinem eindeutigen Ergebnis. An verschiedenen Stellen weist er darauf hin, daß es in einer Sprache verschiedene Normen geben kann.

Es „bestehen verschiedene (soziale und regionale) Teilnormen, zumal da die Norm schon ihrer Anlage nach immer weniger allgemein ist als das System.“ (Coseriu 1975: 70.)

„So lassen sich innerhalb derselben Sprachnation und auch desselben funktionellen Systems ganz unterschiedliche Normen feststellen (Umgangssprache, Volkssprache, Schriftsprache, Hochsprache, Vulgärsprache usw.).“ (Ebd.: 88.)

An anderer Stelle bezeichnet Coseriu die Varietäten aber wieder als Subsysteme der Sprache.

„eine ‚Sprache‘ umgreift daher eine ganze Reihe untergeordneter Systeme (Mundarten, Fachsprachen, sozial oder kulturell unterschiedliche Systeme: Gelehrtensprache, Hochsprache, Volkssprache, Umgangssprache; alle mit variabler und oft auch konventioneller Abgrenzung).“ (Coseriu 1975: 92.)²⁸²

Wenn das Konzept der Norm für die Behandlung sprachlicher Varietäten fruchtbar gemacht werden soll, ist es zu interpretieren als eine Ebene, auf der Realisationsformen des sprachlichen Systems angesiedelt werden können, wobei davon auszugehen ist, daß es unterschiedliche Realisationsmuster gibt, die auf dieser Ebene gleichberechtigt nebeneinanderstehen. D.h. es gibt nicht jeweils eine normale Realisierung des Sprachsystems, sondern verschiede-

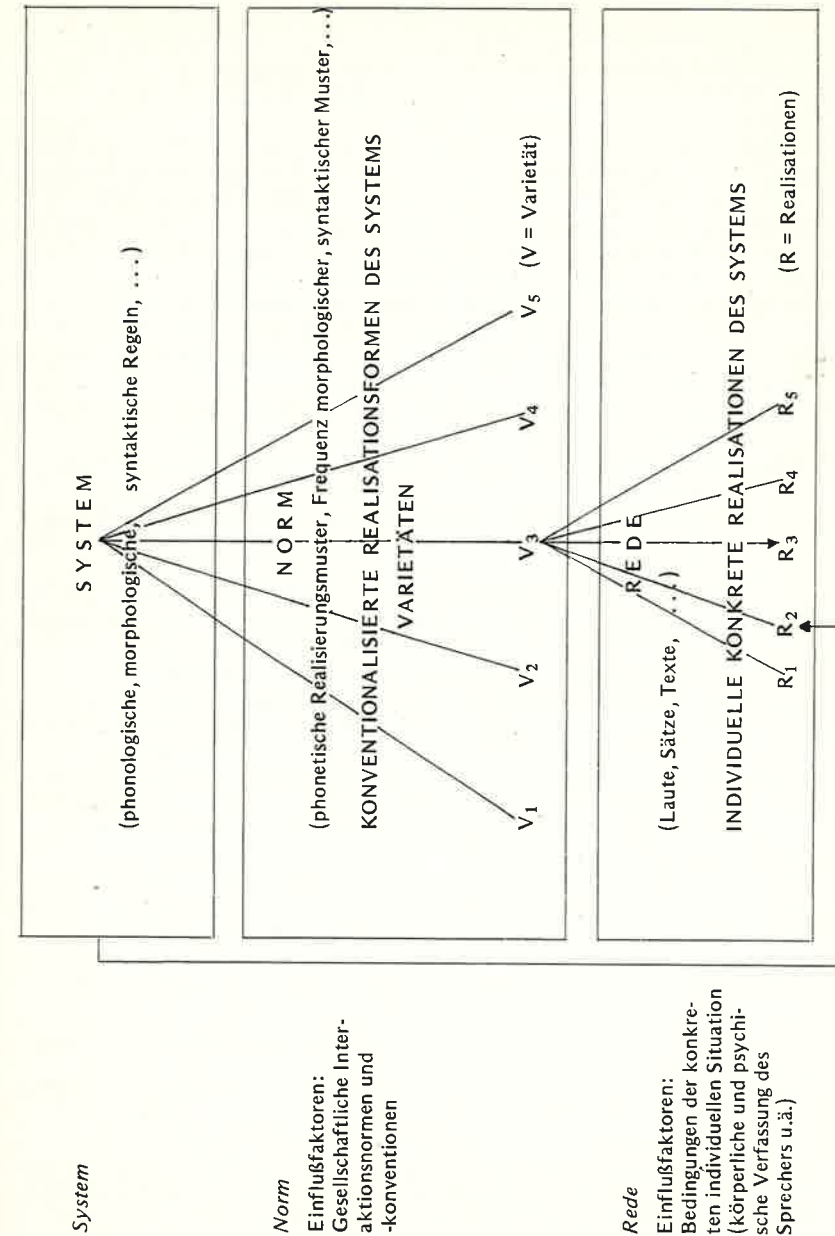
²⁸² Zu Coserius Einschätzung der Fachsprache vgl. im übrigen Niederehe 1973/74.

ne Muster des Sprachgebrauchs, die an bestimmte Interaktionsformen gekoppelt sind und insofern außersprachlichen Einflußfaktoren unterliegen. Diese verschiedenen Realisationsformen werden als Varietäten einer Sprache bezeichnet.

Das impliziert nun nicht, daß jede Varietät sich von allen anderen dadurch unterscheidet, daß sie für jede Einheit des Systems ein exklusives Realisationsmuster enthält, sondern nur, daß in ihr insgesamt gesehen eine typische Auswahl aus den vom System vorgegebenen Möglichkeiten getroffen wird. Diese Auswahl unterliegt sozialen Konventionen und Normen, die jeweils nur für bestimmte Interaktionsbereiche gültig sind. Daher haben die Regeln der Varietäten eine geringere Reichweite als die des Sprachsystems, das allen möglichen Formen des Sprachgebrauchs zugrundeliegt. Das sprachliche System ist frei von den Bedingungen empirischer Gegebenheiten, da es nur die abstrakten Regeln der Sprache enthält, die Sprache als reine Potentialität, als System bloßer Möglichkeiten, erfaßt. Erst auf der Ebene der Norm werden die Bedingungen für die mögliche Verwendung von Sprache in sozialen Situationen spezifiziert. Bei der konkreten Realisation der Sprache in einem individuellen Sprechakt greift der Sprecher demnach zunächst auf die innerhalb einer Varietät vorgegebenen Muster zurück und nicht unmittelbar auf das Regelsystem der Sprache, das allerdings allen diesen Varietäten zugrundeliegt.

Zum Abschluß seien diese Gedanken noch einmal in einem Schema zusammengefaßt, das die Stellung der sprachlichen Varietäten und die Interdependenz zwischen System, Norm und Rede verdeutlicht.²⁸³

²⁸³ Der Außenpfeil berücksichtigt die Möglichkeit der Realisierung des Sprachsystems unter Umgehung bestimmter Varietäten. Das betrifft insbesondere Situationen, für die eine spezifische Varietät (noch) nicht entwickelt ist. Dabei greift der Sprecher auf Möglichkeiten des Systems zurück, die noch nicht konventionalisiert sind.



System

Norm

Einflußfaktoren:
Gesellschaftliche Inter-
aktionsnormen und
-konventionen

Rede

Einflußfaktoren:
Bedingungen der konkre-
ten individuellen Situation
(körperliche und psychi-
sche Verfassung des
Sprechers u.ä.)

Literaturverzeichnis

- ABRAHAM, Werner 1971, Stil, Pragmatik und Abweichungsgrammatik, in: Beiträge zur generativen Grammatik, Referate des 5. Linguistischen Kolloquiums Regensburg 1970, hrsg. v. Arnim v. Stechow, Braunschweig: Vieweg, 1–13.
- ADELUNG, Johann Christoph 1782, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprachlehre für Schulen, Leipzig: Breitkopf, 2 Bde., Reprografischer Nachdruck Hildesheim/New York: Olms 1971.
- ADMONI, Wladimir 1979, Die Verwendung der grammatischen Formen in den Fachsprachen. Offenheit und Zuspitzung, in: Mentrup 1979, 218–228.
- AEBISCHER, Verena 1979, Chit-chat: Women in interaction, in: Sprache und Geschlecht II, 96–108.
- AGHEYISI, R./FISHMAN, Joshua A. 1970, Language attitude studies, in: Anthropological Linguistics 12, 137–157.
- AMMON, Ulrich 1972a, Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule, Weinheim/Basel: Beltz, 21973.
- — — 1972b, Dialekt als sprachliche Barriere. Eine Pilotstudie über Schwierigkeiten von Dialektprechern im Schulaufsatz, in: Muttersprache 82, 224–237.
- — — 1973a, Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit, Weinheim/Basel: Beltz.
- — — 1973b, Probleme der Soziolinguistik, Tübingen: Niemeyer.
- — — 1978, Schulschwierigkeiten von Dialektprechern. Empirische Untersuchungen sprachabhängiger Schulleistungen und des Schüler-Lehrerbewußtseins — mit sprachdidaktischen Hinweisen, Weinheim/Basel: Beltz.
- AMMON, Ulrich/SIMON, Gerd 1974, Thesen zur sozialen Verteilung von Dialekt und Einheitssprache, in: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft, Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, hrsg. v. W. Müller-Seidel, München: Fink, 337–345.
- ANDRESEN, Helga/GLÜCK, Helmut 1978, Sprache und Geschlecht. Editorial, in: Sprache und Geschlecht I, 1–8.
- ANDRESEN, Helga/GLÜCK, Helmut/WIGGER, Arndt 1979, Sprache und Geschlecht. Editorial, in: Sprache und Geschlecht II, 1–24.
- ANTOS, Gerd 1975, Zum Begriff der Funktionalität in der Soziolinguistik, in: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 3, 298–313.
- ARNDT, Horst 1978, Determinanten sprachlicher Interaktion: Gruppen- und Interaktionstypen, in: Die Neueren Sprachen 27, 300–317.
- AUBURGER, Leopold 1975, Sprachliche Subsysteme: Linguistische Untersuchung zur philosophischen Fachsprache bei M.V. Lomonosov, Hamburg: Fundament-Vlg.
- AVE-LALLEMENT, Friedrich Christian Benedict 1858–62, Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande, Leipzig: Brockhaus.
- BACH, Adolf 1965, Geschichte der deutschen Sprache, ⁸Heidelberg: Quelle & Meyer, (¹1938).
- — — 1969, Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben, ³Heidelberg: Winter (¹1934, ²1950).
- BACHRACH, J.A. 1960, Problèmes des langues de spécialité, in: Review of the ITL 7, 57–64.
- BAILEY, Charles-James N. 1971, Trying to talk in the new paradigm, Papers in Linguistics 4, 312–338.
- — — 1972, The integration of linguistic theory: internal reconstruction and the comparative method in descriptive analysis, in: Linguistic change and generative theory, ed. by R.P. Stockwell, R.K.S. Macaulay, Bloomington/London: Indiana University Press, 22–31.
- — — 1973, Variation and linguistic theory, Arlington: Center for Applied Linguistics.
- — — 1974, Contributions to the study of variation to the framework of the new linguistics, in: Linguistische Berichte 29, 1–10.
- — — 1977, Variation and linguistic analysis, in: Papiere zur Linguistik 12, 5–56.
- BAILEY, Charles-James N./SHUY, Roger W. (Ed.) 1973, New ways of analyzing variation in English, Washington: Georgetown University Press.
- BAILEY, Lee Ann/TIMM, Lenora A. 1976, More on women's — and men's — expletives, in: Anthropological Linguistics 18, 438–449.
- BAIRD, John E. 1976, Sex differences in group communication: a review of relevant research, in: The Quarterly Journal of Speech 62, 179–192.
- BARTH, Erhard 1970, Die funktionale Differenzierung der Sprache, in: Die Neueren Sprachen 69, 186–191.
- — — 1971, Überlegungen zur sozialen Differenzierung der Sprache, in: Beiträge zur generativen Grammatik, Referate des 5. Linguistischen Kolloquiums Regensburg 1970, hrsg. v. Arnim v. Stechow, Braunschweig: Vieweg, 14–28.
- — — 1972a, Linguale und soziale Regeln, in: Linguistik 1971, Referate des 6. Linguistischen Kolloquiums, 11.–14. August in Kopenhagen, hrsg. v. Karl Hyldgaard-Jensen, Frankfurt/M.: Athenäum, 307–319.
- — — 1972b, Fachsprache. Eine Bibliographie, in: Germanistische Linguistik H. 2/72, 205–363.
- BARTH, Fredrik 1969, Ethnic groups and boundaries: The social organization of culture difference, Boston: Little, Brown & Co.
- BAUSCH, Karl-Heinz 1971a, Vorschlag zu einer Typik der gesprochenen Sprache, in: Forschungen zur gesprochenen Sprache, 9–15.
- — — 1971b, Die Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache, in: Linguistische Berichte 15, 52–55.
- — — 1976, Fach- und Gemeinsprache als kommunikationssoziologisches Problem, in: Bausch/Schewe/Spiegel 1976, 124–136.
- — — 1977, Sprachvariation und Sprachwandel in der Synchronie, in: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung im Deutschen, 118–144.
- BAUSCH, Karl-Heinz/SCHWEWE, Wolfgang H.U./SPIEGEL, Heinz-Rudi 1976, Fachsprachen. Terminologie, Struktur, Normung, Berlin: Beuth.

- BAUSINGER, Hermann 1967, Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch, 292–312.
- — — 1971, Subkultur und Sprachen, in: Sprache und Gesellschaft, 45–59.
- — — 1972, Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen, Frankfurt/M.: Fischer.
- BECKER, Angelika/DITTMAR, Norbert/KLEIN, Wolfgang 1978, Sprachliche und soziale Determinanten im kommunikativen Verhalten ausländischer Arbeiter, in: Quasthoff 1978, 158–192.
- BEHAGHEL, Otto 1927, Geschriebenes und gesprochenes Deutsch, in: O. Behaghel, Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien, Lahr (Baden): Schauenburg, 11–34.
- BEIER, Rudolf 1979, Zur Syntax in Fachtexten, in: Mentrup 1979, 276–301.
- BELING, Gerd/WERSIG, Gernot 1979, Pragmatische Aspekte der Terminologienormung, in: Mentrup 1979, 144–154.
- BENES, Eduard 1966, Syntaktische Besonderheiten der deutschen wissenschaftlichen Fachsprache, in: Deutsch als Fremdsprache 3, H. 3, 26–36.
- — — 1971, Fachtext, Fachstil und Fachsprache, in: Sprache und Gesellschaft, 118–132.
- BENES, Eduard/VACHEK, Josef (Hrsg.) 1971, Stilistik und Soziolinguistik. Beiträge der Prager Schule zur strukturellen Sprachbetrachtung und Spracherziehung, Berlin.
- BERANEK, Franz J. 1950, Die Umgangssprache und ihre Erforschung, in: Muttersprache, 65–71.
- BERENS, Franz-Josef 1975, Analyse des Sprachverhaltens im Redekonstellationstyp „Interview“. Eine empirische Untersuchung, München: Hueber.
- BERGMANN, Karl 1916, Wie der Feldgraue spricht. Scherz und Ernst in der neuesten Soldatensprache, Gießen: Töpelmann.
- BERKO GLEASON, Jean 1973, Code switching in children's language, in: Cognitive development and the acquisition of language, ed. by Timothy E. Moore, New York etc.: Academic Press, 159–167.
- BERNSTEIN, Basil 1971a, Class, codes and control. Vol. 1: Theoretical studies towards a sociology of language, London: Routledge & Kegan Paul.
- — — 1971b, A critique of the concept of compensatory education, in: Bernstein 1971a, 190–201.
- — — 1971c, A socio-linguistic approach to socialization: with some reference to educability, in: Bernstein 1971a, 143–169.
- — — 1971d, A socio-linguistic approach to social learning, in: Bernstein 1971a, 118–139.
- — — 1971e, Social class, linguistic codes and grammatical elements, in: Bernstein 1971a, 95–117.
- — — 1972, Soziale Schicht und sprachliche Entwicklung: eine Theorie sozialen Lernens, in: B. Bernstein, Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf: Schwann, 115–148.
- — — (Hrsg.) 1975, Sprachliche Kodes und soziale Kontrolle, Düsseldorf: Schwann, (Original 1973).
- BESCH, Werner 1973, Frühneuhochdeutsch, in: Lexikon der germanistischen Linguistik, 421–430.
- BETZ, Werner 1962, Zwei Sprachen in Deutschland?, in: Merkur 16, 9, 873–879.

- BICHEL, Ulf 1972, Arbeitsbericht der Gruppe „Sprache der Technik“, in: Gegenwartssprache und Gesellschaft, Beiträge zu aktuellen Fragen der Kommunikation, hrsg. v. Ulrich Engel und Olaf Schwencke, Düsseldorf: Schwann, 187–194.
- — — 1973, Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung, Tübingen: Niemeyer.
- BICKERTON, Derek 1971, Inherent variability and variable rules, in: Foundations of Language 7, 457–492.
- — — 1973a, The structure of polylectal grammars, in: Monograph Series on Languages and Linguistics 25, 1972 [1973], 17–42.
- — — 1973b, Quantitative versus dynamic paradigms: the case of Montreal *que*, in: Bailey/Shuy 1973, 23–43.
- BIERWISCH, Manfred 1976, Social differentiation of language structure, in: Language in focus: Foundations, methods and systems, Essays in memory of Yehoshua Bar-Hillel, ed. by Asa Kasher, Dordrecht/Boston: Reidel, 407–456.
- — — 1978, Struktur und Funktion von Varianten im Sprachsystem, in: Kontexte der Grammatiktheorie, hrsg. v. Wolfgang Motsch, Berlin: Akademie-Vlg., 81–130.
- BODINE, Ann 1975, Sex differentiation in language, in: Thorne/Henley 1975a, 130–151.
- BRANDT, Wolfgang 1973, Die Sprache der Wirtschaftswerbung. Ein operationelles Modell zu Analyse und Interpretation von Werbung im Deutschunterricht, in: Germanistische Linguistik, H. 1–2/73.
- BRAUN, Peter (Hrsg.) 1979, Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen – Entwürfe – Diskussionen, München: Fink.
- BREMER, Ernst/GLUTH, Klaus/KNOOP, Ulrich/RADTKE, Ingulf 1976, „Stadtsprache“. Sozio-/pragmalinguistische und sprachdidaktische Forschungen im urbanen Anwendungsbereich, in: Viereck 1976, 51–70, 355.
- BREND, Ruth M. 1975, Male-female intonation patterns in American English, in: Thorne/Henley 1975a, 84–87.
- BRIGHT, William/RAMAUJAN, A.K. 1964, Sociolinguistic variation and language change, in: Proceedings of the 9th international congress of linguists, ed. by H. Lunt, The Hague: Mouton, 1107–1113, 1113–1114 (Diskussion).
- BRINKMANN, Hennig 1955/56, Hochsprache und Mundart, in: Wirkendes Wort 6, 65–76.
- BUCHMANN, Oskar 1960, Das Verhältnis von Mensch und Technik in sprachwissenschaftlicher Sicht, in: Muttersprache 70, 257–273, 289–299.
- BÜHLER, Karl 1978, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Frankfurt/M./Berlin/Wien: Ullstein (1934).
- BÜNTING, Karl-Dieter/PAPROTTE, Wolf 1973, Methodik der Linguistik, in: Lexikon der germanistischen Linguistik, 55–66.
- CARSTENSEN, Broder 1965, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945, Heidelberg: Winter.
- CATFORD, J.C. 1965, A linguistic theory of translation, London: Oxford University Press.
- CAZDEN, Courtney B. 1970, The situation. A neglected source of social class differences in language use, in: Journal of Social Issues 26, 2, 35–60, (dt. in Klein/Wunderlich 1973, 279–308).

- CEDERGREN, Henrietta C.J./SANKOFF, David 1974, Variable rules, in: *Language* 50, 333–355.
- CHERUBIM, Dieter (Hrsg.) 1975, *Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft*, Berlin/New York: de Gruyter.
- CHOMSKY, Noam 1969, *Aspekte der Syntaxtheorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp (Original 1965).
- CHROMEČ, Eva 1974, Phonologische und stilistische Differenzierung in der Kindersprache, in: *Wiener Linguistische Gazette* 5, 63–71.
- CLYNE, Michael 1968, Zum Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter, in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 35, 2, 130–139.
- CONRAD, James R./MORE, William W. 1976, Lexical codes and subcultures: Some questions, in: *Anthropological Linguistics* 18, 22–26.
- COOPER, Robert L./FISHMAN, Joshua A. 1974, The study of language attitudes, in: *Linguistics* 136, 5–19.
- CORDES, Gerhard 1963, Zur Terminologie des Begriffs „Umgangssprache“, in: *Festschrift für Ulrich Pretzel, zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern*, hrsg. v. Werner Simon, Wolfgang Bachofer und Wolfgang Dittmann, Berlin: Schmidt, 338–354.
- COSERIU, Eugenio 1975, System, Norm und Rede, in: E. Coseriu, *Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft*, 5 Studien, München: Fink, 11–101 (Erstfassung 1952).
- — — 1976, Die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes, in: *Probleme der Lexikologie und Lexikographie, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache* 1975, Düsseldorf: Schwann, 7–25.
- CROSBY, Faye/NYQUIST, Linda 1977, The female register: an empirical study of Lakoff's hypotheses, in: *Language in Society* 6, 313–322.
- CRYSTAL, David/DAVY, Derek 1969, *Investigating English style*, London: Longmans.
- CZICHOCKI, Sieglinde/HEYDRICH, Ingeborg/LANGNER, Helmut 1964, Die Erscheinungsformen der Sprache, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Potsdam, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe*, Sonderheft, 113–124.
- DEBUS, Friedhelm 1962, Zwischen Mundart und Hochsprache. Ein Beitrag zur Stadtsprache — Stadtmundart und Umgangssprache, in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 29, 1–43.
- DECAMP, David 1969, Is a sociolinguistic theory possible?, in: *Monograph Series on Languages and Linguistics* 22, 157–173.
- — — 1971, Implicational scales and sociolinguistic linearity, in: *Linguistics* 73, 30–43.
- — — 1973, What do implicational scales imply?, in: Bailey/Shuy 1973, 141–148.
- DePLAEN, Jacqueline 1979, La terminologie criminologique: un instrument et un symptôme, in: *Meta* 24, 141–145.
- DEUTRICH, Karl-Helge 1971, Überlegungen zu Sprechsituationen und zum Kommunikationsrahmen, in: *Forschungen zur gesprochenen Sprache*, 40–52, 53–70 (Diskussion).
- — — 1973, Redekonstellation und Sprechsituation. Versuch zur Beschreibung eines Kommunikationsaktes, in: *Gesprochene Sprache* 1973, 111–192.

- DEUTSCHER, Irwin 1971, Die Sprache in der subkulturellen und in der interkulturellen Forschung, in: *Zur Soziologie der Sprache, Ausgewählte Beiträge vom 7. Weltkongreß der Soziologie*, hrsg. v. Rolf Kjolseth und Fritz Sack, Opladen: Westdeutscher Vlg., 87–97.
- DIECKMANN, Walther 1967, Kritische Bemerkungen zum sprachlichen Ost-West-Problem, in: *Zeitschrift für Deutsche Sprache* 23, 136–165.
- — — 1969, Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache, Heidelberg: Winter, (2)1975.
- DIEGRITZ, Theodor/ROSENBUSCH, Heinz S. 1977, Kommunikation zwischen Schülern. Schulpädagogische und linguistische Untersuchungen. Didaktische Konsequenzen, München etc.: Urban & Schwarzenberg.
- DIGEL, Helmut 1976, Sprache und Sprechen im Sport: Eine Untersuchung am Beispiel des Hallenhandballs, Schorndorf bei Stuttgart: Hofmann.
- DITTMAR, Norbert 1973, Soziolinguistik. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung. Mit kommentierter Bibliographie, Frankfurt/M.: Athenäum Fischer.
- DORE, John 1978, Variation in preschool children's conversational performances, in: *Children's language*, Vol. 1, ed. by Keith E. Nelson, New York etc.: Gardner, 397–444.
- DRESSLER, Wolfgang 1976, Inhärente Variation und Variable Regel: Zur Relativierung eines amerikanischen soziolinguistischen Konzepts, in: Schaff 1976, 53–73.
- DROZD, Lubomir/SEIBICKE, Wilfried 1973, *Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme — Theorie — Geschichte*, Wiesbaden: Brandstetter.
- DUBOIS, Betty Lou/CROUCH, Isabel 1975, The question of tag questions in women's speech: they don't really use more of them, do they?, in: *Language in Society* 4, 289–294.
- — — (Ed.) 1978, American minority women in sociolinguistic perspective, in: *International Journal of the Sociology of language*.
- EAKINS, Barbara W./EAKINS, R. Gene 1978, *Sex differences in human communication*, Boston: Houghton Mifflin.
- EDELMAN, Murray 1977, *Political language. Words that succeed and policies that fail*, New York etc.: Academic Press.
- EDELSKY, Carole 1977, Acquisition of an aspect of communicative competence: Learning what it means to talk like a lady, in: *Child discourse*, ed. by Susan M. Ervin-Tripp, Claudia Mitchell-Kernan, New York etc.: Academic Press, 225–243.
- EGGERS, Hans 1962, Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart, in: *Studium Generale* 15, 49–59.
- — — 1963, *Deutsche Sprachgeschichte I. Das Althochdeutsche*, Reinbek: Rowohlt.
- EILENBERGER, Rudolf 1910, *Pennälersprache. Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch*, Straßburg: Trübner.
- ELLIS, J./URE, Jean N. 1969, Language varieties: register, in: *Encyclopaedia of linguistics. Information and control*, ed. by A.R. Meetham, R.A. Hudson, Oxford etc.: Pergamon Press, 251–259.
- ELMAUER, Ute/MÜLLER, Rolf 1974, Belegung der Freiburger Forschungshypothese über die Beziehung zwischen Redekonstellation und Textsorte, in: *Gesprochene Sprache* 1974, 98–128.

- ENGEL, Ulrich 1962, Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche. Zur Gliederung der Alltagssprache, in: Muttersprache 72, 298–307.
- ERMERT, Karl (Hrsg.) 1979, Gibt es die Sprachbarriere noch? Soziolinguistik – Sprachdidaktik – Bildungspolitik, Düsseldorf: Schwann.
- ERVIN-TRIPP, Susan M. 1972a, Children's sociolinguistic competence and dialect diversity, in: Early childhood education, ed. by Ira Gordon, Chicago: University of Chicago Press, 262–301.
- — — 1972b, On sociolinguistic rules: alternation and co-occurrence, in: Gumperz/Hymes 1972, 213–250.
- FARRELL, R.A. 1972, The argot of the homosexual subculture, in: Anthropological Linguistics 14, 97–109.
- FASOLD, Ralph W. 1970, Two models of socially significant variation, in: Language 46, 551–563.
- — — 1975, The Bailey wave model: a dynamic quantitative paradigm, in: Fasold/Shuy 1975, 27–58.
- — — 1978, Language variation and linguistic competence, in: Sankoff 1978, 85–95.
- FASOLD, Ralph W./SHUY, Roger W. (Ed.) 1975, Analyzing variation in language. Papers from the Second Colloquium on New ways of analyzing variation, Washington: Georgetown University Press.
- — — 1977, Studies in language variation: semantics, syntax, phonology, pragmatics, social situations, ethnographic approaches, Washington: Georgetown University Press.
- FAUST, Manfred 1978, Wortfeldstruktur und Wortverwendung, in: Wirkendes Wort 28, 365–401.
- FERGUSON, Charles A. 1964, Baby talk in six languages, in: Gumperz/Hymes 1964, 103–114.
- — — 1972, Diglossia, in: Language and social context. Selected readings, ed. by P.P. Giglioli, Harmondsworth: Penguin, 232–251 (Erstveröffentlichung 1959).
- — — 1977a, Simplified registers, broken language and Gastarbeiterdeutsch, in: Molony/Zobl/Stölting 1977, 25–39.
- — — 1977b, Baby talk as a simplified register, in: Talking to children. Language input and acquisition, ed. by Catherine E. Snow, Charles A. Ferguson, Cambridge etc.: Cambridge University Press, 209–235.
- FILIPPEC, Josef 1969, Zur Spezifik des spezialsprachlichen Wortschatzes gegenüber dem allgemeinen Wortschatz, in: Deutsch als Fremdsprache 6, 407–414.
- FIRTH, John Rupert 1968a, Selected papers of J.R. Firth. 1952–59, ed. by F.R. Palmer, London/Harlow: Longmans.
- — — 1968b, A new approach to grammar, in: Firth 1968a, 114–125 (Erstveröffentlichung 1956).
- — — 1968c, A synopsis of linguistic theory, 1930–55, in: Firth 1968a, 168–205 (Erstveröffentlichung 1957).
- — — 1968d, The treatment of language in general linguistics, in: Firth 1968a, 206–209 (Erstveröffentlichung 1959).
- FISCHER, John L. 1958, Social influences on the choice of a linguistic variant, in: Word 14, 47–56.
- FISHMAN, Joshua A. 1965, Who speaks what language to whom and when?, in: La Linguistique 2, 67–88.

- FISHMAN, Joshua A. 1966, Language loyalty in the United States, The maintenance and perpetuation of Non-English mother tongues by American ethnic and religious groups, The Hague: Mouton.
- — — (Ed.) 1972a, Readings in the sociology of language, ³The Hague/Paris: Mouton (¹1968).
- — — 1972b, Domains and the relationship between micro- and macrosociolinguistics, in: Gumperz/Hymes 1972, 435–453.
- FLEISCHER, Wolfgang/MICHEL, Georg 1975, Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Unter Mitarbeit von Rosemarie Gläser, Wolfgang Heinemann, Ursula Kändler, Günter Starke, Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- FLEMMING, Dagmar 1974/75, Wege der Sondersprachenforschung, in: Semantische Hefte 2, 129–195.
- FLUCK, Hans-Rüdiger 1976, Fachsprachen. Einführung und Bibliographie, München: Francke.
- FOLSON, Marvin H./RENCER, Alvin C. 1977, Zur Frage der sprachlichen Unterschiede in der BRD und der DDR, in: Deutsche Sprache 5, 48–55.
- FORSCHUNGEN ZUR GESPROCHENEN SPRACHE und Möglichkeiten ihrer Didaktisierung. Protokoll eines Werkstattgesprächs des Goethe-Instituts am 10. und 11. Dezember 1970; veranstaltet vom Referat für Unterrichtstechnologie und Mediendidaktik in Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim, hrsg. v. Goethe-Institut, Referat für Unterrichtstechnologie und Mediendidaktik, München.
- FOX, James A. 1977, Implications of the jargon/pidgin dichotomy for social and linguistic analysis of the Gastarbeiter Pidgin German speech community, in: Molony/Zobl/Stölting 1977, 40–46.
- FRANCESCATO, Giuseppe 1965, Structural comparison, diasystems and dialectology, in: Zeitschrift für Romanische Philologie 81, 484–491.
- FRESE, Jürgen 196⁴, Sprechen als Metapher für Handeln, in: Das Problem der Sprache, hrsg. v. Hans-Georg Gadamer, München: Fink, 45–55.
- GAL, Susan 1978, Variation and change in patterns of speaking: Language shift in Austria, in: Sankoff 1978, 227–238.
- GARVIN, Paul L. 1964, The standard language problem – concepts and models, in: Hymes 1964, 521–526.
- GARVIN, Paul L./MATHIOT, Madeleine 1972, The urbanization of the Guaraní language: a problem in language and culture, in: Fishman 1972a, 365–374 (Erstveröffentlichung 1956).
- GAUDIG, Richard 1958/59, Die deutsche Sprachspaltung, in: Neue Deutsche Hefte 5, 55, 1008–1014.
- GEISLER, Ewald 1933, Schriftsprache, Hochsprache, Hochlautung und Gemeinsprache, in: Muttersprache 48, 316–318.
- GENNÉP, Arnold van 1908, Essai d'une théorie des langues spéciales, in: Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques 1, 327–337.
- GENTHE, Arnold 1892, Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten, Straßburg: Trübner.
- GERNENTZ, Hans Joachim 1964, Sprachschichten im heutigen Deutsch, in: Języki obce w szkole 5, 257–268.
- — — 1965, Die Umgangssprache in der Schichtung der deutschen Nationalsprache, in: Weimarer Beiträge 11, 570–589.

- GERNENTZ, Hans Joachim 1967, Zum Problem der Differenzierung der deutschen Sprache in den beiden deutschen Staaten, in: Weimarer Beiträge 13, 463–468.
- GESPROCHENE SPRACHE 1973, Arbeitsbericht der Forschungsstelle des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim.
- GESPROCHENE SPRACHE 1974, Jahrbuch 1972 des Instituts für Deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann.
- GEYL, Ernst-Günther 1975, Was ist Umgangssprache?, in: Muttersprache 85, 25–32.
- GIPPER, Helmut 1969, Zur Problematik der Fachsprachen. Ein Beitrag aus sprachwissenschaftlicher Sicht, in: Festschrift für Hugo Moser, hrsg. v. Ulrich Engel, Paul Grebe, Heinz Rupp, Düsseldorf: Schwann, 66–81.
- — — 1976, Soziolinguistik oder Sprachsoziologie?, in: Schaff 1976, 75–101.
- — — 1979, Fachsprachen in Wissenschaft und Werbung. Erkenntnisgewinn und Irreführung, in: Mentrup 1979, 125–143.
- GLÄSER, Rosemarie 1974, Die Kategorie ‚Funktionalstil‘ in soziolinguistischer Sicht, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 27, 487–496.
- — — 1976, Die Stilcategory ‚register‘ in soziolinguistischer Sicht, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 29, 234–243.
- GLÜCK, Helmut 1979, Der Mythos von den Frauensprachen, in: Sprache und Geschlecht II, 60–95.
- GOEPPERT, Herma C. (Hrsg.) 1977, Sprachverhalten im Unterricht. Zur Kommunikation von Lehrer und Schüler in der Unterrichtssituation, München: Fink.
- GOFFMAN, Erving 1964, The neglected situation, in: Gumperz/Hymes 1964, 133–136.
- GOOSSENS, Jan 1969, Strukturelle Sprachgeographie. Eine Einführung in Methodik und Ergebnisse, Heidelberg: Winter.
- — — 1973, Areallinguistik, in: Lexikon der germanistischen Linguistik, 319–327.
- — — 1977, Deutsche Dialektologie, Berlin/New York: de Gruyter.
- GREGORY, Michael CARROLL, Susan 1978, Language and situation. Language varieties and their social contexts, London: Routledge & Kegan Paul.
- GRIMM, Jacob 1853, Geschichte der deutschen Sprache, ²Leipzig: Hirzel.
- GROSSE, Rudolf 1969, Die soziologischen Grundlagen von Nationalsprache und Literatursprache, Umgangssprache und Halbmundart, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 18, 507–511.
- GÜLICH, Elisabeth/RAIBLE, Wolfgang (Hrsg.) 1972, Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt/M.: Athenäum Fischer.
- GÜNTHER, Ludwig 1919, Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen, Leipzig: Quelle & Meyer, Neudruck Wiesbaden: Sändig 1965.
- GUMPERZ, John J. 1966, The social group as a primary unit of analysis in dialect study, in: Social dialects and language learning, ed. by Roger W. Shuy, Champaign, Ill.: National Council of Teachers of English, 127–129.
- — — 1972, Types of linguistic communities, in: Fishman 1972a, 460–472 (Erstveröffentlichung 1962).
- GUMPERZ, John J./HYMES, Dell (Ed.) 1964, The ethnography of communication, in: American Anthropologist, Special Publication, Vol. 66, No. 6, Part 2.
- — — (Ed.) 1972, Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication, New York: Holt.

- GUTTMAN, Louis 1944, A basis for scaling qualitative data, in: American Sociological Review 9, 139–150.
- HAAS, Mary R. 1964, Men's and women's speech in Koasati, in: Hymes 1964, 228–233.
- HABEL, Christopher 1977, Ein formales Modell zur Beschreibung von Sprachvariationen. Binnenstruktur und Satzbewertung, in: Viethen/Bald/Sprenkel 1977, 183–193.
- — — 1978, Phrasen-Struktur-Grammatiken mit bewerteten Ableitungen, in: Habel/Kanngießer 1978a, 141–177.
- HABEL, Christopher/KANNGIEßER, Siegfried (Hrsg.) 1978a, Sprachdynamik und Sprachstruktur. Ansätze zur Sprachtheorie, Tübingen: Niemeyer.
- — — 1978b, Prolegomena zu einer Nicht-Saussureschen Linguistik, in: Habel/Kanngießer 1978a, 1–29.
- HABERMAS, Jürgen 1978, Umgangssprache, Wissenschaftssprache, Bildungsjargon, in: Merkur 32, 327–342.
- HAEBERLIN, Urs 1971, Sozialbedingte Wortschatzstrukturen. Bericht über eine empirische Untersuchung an Abiturienten, in: Muttersprache 81, 239–254.
- — — 1974, Wortschatz und Sozialstruktur. Untersuchungen zu sozialbedingten sprachlichen Unterschieden und Umrissen einer kommunikativen Pädagogik, Zürich/Köln: Benziger // Frankfurt/M.: Sauerländer.
- HAGER, Frithjof/HABERLAND, Hartmut/PARIS, Rainer 1973, Soziologie + Linguistik. Die schlechte Aufhebung sozialer Ungleichheit durch Sprache, Stuttgart: Metzler.
- HALLIDAY, M.A.K. 1978a, Language as social semiotic. The social interpretation of language and meaning, London: Edward Arnold.
- — — 1978b, Eine Interpretation der funktionalen Beziehung zwischen Sprache und Sozialstruktur, in: Quasthoff 1978, 30–42.
- HALLIDAY, M.A.K./McINTOSH, Angus/STREVEN, Peter 1964, The linguistic sciences and language teaching, London: Longmans (dt. 1972).
- HAMMARSTRÖM, Göran 1967, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion der Sprache, in: Zeitschrift für Mundartforschung 34, 205–216.
- HANDT, Friedrich (Hrsg.) 1964, Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land? Polemik, Analysen, Aufsätze, Berlin: Literarisches Colloquium.
- HANNERZ, Ulf 1970, Language variation and social relationships, in: Studia Linguistica 24, 2, 128–151.
- HARTIG, Matthias 1977a, Soziolinguistik und Sprachwandel. Neue Aspekte eines alten Themas, in: Viethen/Bald/Sprenkel 1977, 195–205.
- — — 1977b, Die Struktur der Sprachvariation im Verhältnis zur sozialen Interaktion, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 44, 1–15.
- HARTIG, Matthias/BINNICK, Robert I. 1978, Grammatik und Sprachgebrauch. Neue Ansätze der Sprachverhaltensforschung, München: Beck.
- HARTMANN, Peter 1979, Die Position W. Admonis aus der Sicht einer realistischen Sprachwissenschaft, in: Wirkendes Wort 29, 353–365.
- HASAN, R. 1975, Code, Register und sozialer Dialekt, in: Bernstein 1975, 191–232.
- HASSELBERG, Joachim 1972, Die Abhängigkeit des Schulerfolgs vom Einfluß des Dialekts, in: Muttersprache 82, 201–223.
- — — 1976, Dialekt und Bildungschancen. Eine empirische Untersuchung an 26 hessischen Gesamtschulen als Beitrag zur soziolinguistischen Sprachbarrierendiskussion, Weinheim/Basel: Beltz.

- HASSELMO, Nils 1970, Code-switching and modes of speaking, in: *Texas studies in bilingualism*, ed. by Glenn G. Gilbert, Berlin: de Gruyter, 179–210.
- HAUGEN, Einar 1972, Dialect, language, nation, in: *Sociolinguistics. Selected readings*, ed. by J.B. Pride and Janet Holmes, Harmondsworth: Penguin, 97–111 (Erstveröffentlichung 1966).
- HAUSENBLAS, Karel 1971, Stile der sprachlichen Äußerungen und die Sprachschichtung, in: Beneš/Vachek 1971, 38–53 (Original 1962).
- HAUSWALDT-WINDMÜLLER, Brigitte 1977, Sprachliches Handeln in der Konsumwerbung. Eine herrschaftsbestimmte Form der Kommunikation. Polit-ökonomische, pragmatische und ideologiekritische Aspekte bei der Untersuchung sprachlicher Handlungen in der Konsumwerbung am Beispiel der Rundfunkwerbung, Basel/Weinheim: Beltz.
- HAVRÁNEK, Bohuslav 1964a, The functional differentiation of the standard language, in: *A Prague School reader on esthetics, literary structure and style*. Selected and translated by Paul L. Garvin, Washington, 3–16 (Original 1932).
- — — 1964b, Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur, in: Vachek 1964, 413–420 (Original 1936).
- HEGER, Klaus 1969, „Sprache“ und „Dialekt“ als linguistisches und soziolinguistisches Problem, in: *Folia Linguistica* 3, 46–67.
- HEIDELBERGER FORSCHUNGSPROJEKT „PIDGIN-DEUTSCH“ 1975, Sprache und Kommunikation ausländischer Arbeiter, Kronberg: Scriptor.
- — — 1976, Zur Sprache ausländischer Arbeiter. Syntaktische Analysen und Aspekte des kommunikativen Verhaltens, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 18, 78–121.
- — — 1977a, Aspekte der ungesteuerten Erlernung des Deutschen durch ausländische Arbeiter, in: Molony/Zobl/Stölting 1977, 147–183.
- — — 1977b, Die ungesteuerte Erlernung des Deutschen durch spanische und italienische Arbeiter. Eine soziolinguistische Untersuchung, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Beiheft 2.
- — — 1977c, Transitional grammars in the acquisition of German by Spanish and Italian workers, in: *Langues en contact — Pidgins — Creoles — Languages in contact*, ed. by Jürgen M. Meisel, Tübingen: Narr, 167–183.
- — — 1978, The acquisition of German syntax by foreign migrant workers, in: Sankoff 1978, 1–22.
- HELLMANN, Manfred W. 1976, Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Zusammenestellt und kommentiert von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von M. Hellmann, Düsseldorf: Schwann.
- — — 1978, Sprache zwischen Ost und West — Überlegungen zur Wortschatzdifferenzierung zwischen BRD und DDR und ihren Folgen, in: Kühlwein/Radden 1978, 15–54.
- HENLEY, Nancy M. 1975, Power, sex, and nonverbal communication, in: Thorne/Henley 1975a, 184–203.
- HENLEY, Nancy M./THORNE, Barrie 1975, Sex differences in language, speech, and nonverbal communication: an annotated bibliography, in: Thorne/Henley 1975a, 205–305.
- HENNE, Helmut/REHBOCK, Helmut 1979, Einführung in die Gesprächsanalyse, Berlin/New York: de Gruyter.

- HENZEN, Walter 1954, Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen, ²Bern: Francke.
- HESS-LÜTTICH, Ernest W.B. 1974, Das sprachliche Register. Der Register-Begriff in der britischen Linguistik und seine Relevanz für die Angewandte Sprachwissenschaft, in: *Deutsche Sprache*, 269–286.
- — — 1976, Nachrichten aus dem Untergrund. Zum Stil der underground-Presse, in: *Grazer Linguistische Studien* 3, 85–102.
- KEYDEL, Jörg 1973, „verunsichern“ 1972, in: *Der Sprachdienst* 17, H. 4, 52–53.
- HIRT, Herman 1968, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung, München: Beck (¹1909).
- HOFFMANN, Lothar 1976, Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung, Berlin: Akademie-Vlg.
- HOFFMANN-RIEM, W. et al. 1978, Interaktion vor Gericht, Baden-Baden: Nomos-Verlagsges.
- HORÁLEK, Karel 1964, Les fonctions de la langue et de la parole, in: *Travaux Linguistiques de Prague* 1, 41–46.
- HOUSTON, Susan H. 1973, Kompetenz und Performanz im „Black English“ von Kindern, in: Klein/Wunderlich 1973, 207–220 (Original 1970).
- HYMES, Dell (Ed.) 1964, *Language in culture and society. A reader in linguistics and anthropology*, New York: Harper & Row.
- — — 1971, (Ed.) *Pidginization and creolization of languages*, Cambridge: University Press.
- — — 1972a, The ethnography of speaking, in: Fishman 1972a, 99–138 (Erstveröffentlichung 1962).
- — — 1972b, The scope of sociolinguistics, in: *Monograph Series on Languages and Linguistics* 25, 313–333.
- IHLENBURG, Karl Heinz 1964, Entwicklungstendenzen des Wortschatzes in beiden deutschen Staaten, in: *Weimarer Beiträge* 10, 372–397.
- ISCHREY, Heinz 1965, Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik. Institutionelle Sprachlenkung in der Terminologie der Technik, Düsseldorf: Schwann.
- IVIĆ, Pavle 1963, Importance des caractéristiques structurales pour la description et la classification des dialectes, in: *Orbis* 12, 117–131.
- — — 1964, Structure and typology of dialectal differentiation, in: *Proceedings of the 9th international congress of linguists*, ed. by H. Lunt, The Hague: Mouton, 115–129.
- JACHNOW, Helmut 1975, Zur Soziolinguistik in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Studia Linguistica* 29, 43–58.
- JÄGER, Karl-Heinz 1976, Untersuchungen zur Klassifikation gesprochener deutscher Standardsprache. Redekonstellationstypen und argumentative Dialogsorten, München: Hueber.
- JÄGER, Siegfried 1970, Linke Wörter. Einige Bemerkungen zur Sprache der APO, in: *Muttersprache* 80, 85–107.
- — — 1971, Sprachnorm und Schülersprache. Allgemeine und regional bedingte Abweichungen von der kodifizierten hochsprachlichen Norm in der geschriebenen Sprache bei Grund- und Hauptschülern, in: *Sprache und Gesellschaft*, 166–233.

- JAKOBSON, Roman 1964, Linguistics and poetics, in: *Style in language*, ed. by Thomas A. Sebeok, ²Cambridge: MIT Press, 350–377.
- JANICH, Peter 1975, Die methodische Abhängigkeit der Fachsprachen von der Umgangssprache, in: Petöfi/Podlech/Savigny 1975, 33–54.
- JEDLIČKA, Alois 1964, Zur Prager Theorie der Schriftsprache, in: *Travaux linguistiques de Prague* 1, 47–58.
- JESPERSEN, Otto 1925, Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Vom Verfasser durchges. Übers. aus dem Englischen von Rudolf Hittmair und K. Waibel, Heidelberg: Winter (Original 1922).
- JOOS, Martin 1962, The five clocks, in: *International Journal of American Linguistics* 28, II, 9–62.
- — — 1972, The isolation of styles, in: Fishman 1972a, 185–191 (Erstveröffentlichung 1959).
- KALVERKÄMPER, Hartwig 1979a, Die Frauen und die Sprache, in: *Linguistische Berichte* 62, 55–71.
- — — 1979b, Quo vadis Linguistica? — Oder: Der feministische Mumpsismus in der Linguistik, in: *Linguistische Berichte* 63, 103–107.
- KANNGIESSER, Siegfried 1972a, Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik, Tübingen: Niemeyer.
- — — 1972b, Bemerkungen zur Soziolinguistik, in: *Gegenwartssprache und Gesellschaft. Beiträge zu aktuellen Fragen der Kommunikation*, hrsg. von Ulrich Engel und Olaf Schwencke, Düsseldorf: Schwann, 82–112.
- KANYÓ, Zoltán 1976, Stil und Konnotation, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 6, H. 22, 63–77.
- KAY, Paul 1978, Variable rules, community grammar, and linguistic change, in: Sankoff 1978, 71–83.
- KAY, Paul/McDANIEL, Chad K. 1979, On the logic of variable rules, in: *Language in Society* 8, 151–187.
- KEIM, Inken 1978a, Studien zum Sprachverhalten ausländischer Arbeitnehmer. Dargestellt an türkischen Gastarbeitern im Raum Mannheim, Tübingen: Narr.
- — — 1978b, Zum Problem der Gastarbeitersprache, in: *Deutsche Sprache* 6, 289–305.
- KEINTZEL-SCHÖN, Fritz 1969, Sprache — Mundart — Generationen, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 1, 77–81.
- KEY, Mary Ritchie 1975, *Male/female language*, Metuchen, N.J.: The Scarecrow Press.
- KING, Robert 1969, *Historical linguistics and generative grammar*, Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall, (dt. 1971).
- KLANN, Gisela 1978, Weibliche Sprache — Identität, Sprache und Kommunikation von Frauen, in: *Sprache und Geschlecht* 1, 9–62.
- KLAPPENBACH, Ruth 1960, Gliederung des deutschen Wortschatzes der Gegenwart, in: *Der Deutschunterricht* 12, H. 5, 29–45.
- KLEIN, Wolfgang 1974a, Variation, Norm und Abweichung in der Sprache, in: *Sprache und Sprechnormen, Verhalten und Abweichung*, hrsg. v. Geert Lotzmann, Heidelberg: Groos, 7–21.
- — — 1974b, Variation in der Sprache. Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung, Kronberg: Scriptor.
- — — 1976, Sprachliche Variation, in: *Studium Linguistik* 1, 29–46.

- KLEIN, Wolfgang/WUNDERLICH, Dieter (Hrsg.) 1973, *Aspekte der Soziolinguistik*, ³Frankfurt/M.: Athenäum Fischer (¹1972).
- KLUGE, Friedrich 1897, *Deutsche Studentensprache*, Straßburg: Trübner.
- — — 1901, *Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen*, Bd. 1: *Rotwelsches Quellenbuch*, Straßburg: Trübner (mehr nicht erschienen).
- — — 1958a, *Unser Deutsch*, ⁶Heidelberg: Quelle & Meyer (¹1907).
- — — 1958b, *Unsere Geheimsprachen*, in: Kluge 1958a, 83–100.
- — — 1958c, *Studentensprache*, in: Kluge 1958a, 101–115.
- KÖNIG, René 1967, Gruppe, in: *Soziologie, Fischer Lexikon* 10, 112–119.
- KÖNIG, Werner 1978, *dtv-Atlas zur deutschen Sprache*, München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- KORLÉN, Gustav 1966, Führt die Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung?, in: *Mannheimer Hefte* 15, 20–27.
- — — 1979, Führt die Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung?, in: Braun 1979, 69–92.
- KRAMER, Cheris 1975, Women's speech: separate but unequal?, in: Thorne/Henley 1975a, 43–54 (Erstveröffentlichung 1974).
- — — 1975a, Sex-related differences in address systems, in: *Anthropological Linguistics* 17, 198–210.
- — — 1977, Perceptions of female and male speech, in: *Language and Speech* 20, 151–161.
- — — 1978, One review of U.S.A. language and sex research, in: *Sprache und Geschlecht* 1, 93–101.
- KRETSCHMER, Paul 1969, *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*, ²Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- KRISTENSSON, Göran 1977, Angloamerikanische Einflüsse in DDR-Zeitungstexten unter besonderer Berücksichtigung semantischer, pragmatischer, gesellschaftlich-ideologischer, entlehnungsprozessualer und quantitativer Aspekte, Stockholm: Almqvist & Wiksell International.
- KRÖTZSCH-VIANNAY, Monique 1979, Sexisme et lexicographie. Les mots "femme" et "homme" dans le dictionnaire, in: *Sprache und Geschlecht* 11, 109–143.
- KUBCZAK, Hartmut 1979, Was ist ein Soziolekt? Überlegungen zur Symptombfunktion sprachlicher Zeichen unter besonderer Berücksichtigung der diastratischen Dimension, Heidelberg: Winter.
- KÜHLWEIN, Wolfgang/RADDEN, Günter (Hrsg.) 1978, *Sprache und Kultur: Studien zur Diglossie, Gastarbeiterproblematik und kulturellen Integration*, Tübingen: Narr.
- KÜPPER, Heinz 1963–70, *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache*, Hamburg: Classen, Bd. 1: ³1963 — Bd. 6: 1970.
- — — 1977, Die deutsche Schülersprache 1973/74, in: *Wirkendes Wort* 27, 318–330.
- — — 1978, *ABC Komiker bis Zwitschergemüse. Das Bundessoldatendeutsch*, Wiesbaden: Vlg. für Deutsche Sprache.
- KÜPPER, Marianne/KÜPPER, Heinz 1972, *Schülerdeutsch*, Düsseldorf: Claassen.
- LABOV, William 1966, *The social stratification of English in New York City*, Washington: Center for Applied Linguistics.

- LABOV, William 1969, Contraction, deletion, and inherent variability of the English copula, in: *Language* 45, 715–762.
- — — 1971a, The notion of 'system' in Creole languages, in: Hymes 1971, 447–472.
- — — 1971b, The study of language in its social context, in: *Advances in the sociology of language*, Vol. 1, ed. by Joshua A. Fishman, The Hague/Paris: Mouton, 152–216 (Erstveröffentlichung 1970, dt. in: Klein/Wunderlich 1973, 123–206).
- — — 1971c, Variation in language, in: *The learning of language*, ed. by Carroll E. Reed, New York: Meredith Corporation, 187–221.
- — — 1972a, Language in the inner city. *Studies in the black English vernacular*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- — — 1972b, Sociolinguistics patterns, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- — — 1972c, The isolation of contextual styles, in: Labov 1972b, 70–109.
- — — 1972d, The logic of nonstandard English, in Labov 1972a, 201–240 (Erstveröffentlichung 1970).
- — — 1975, Über den Mechanismus des Sprachwandels, in: Cherubim 1975, 305–334 (Original 1965).
- LABOV, William/COHEN, Paul/ROBINS, Clarence/LEWIS, John 1968, A study of the Non-Standard English of negro and Puerto Rican speakers in New York City. Final Report, Cooperative Research Project No. 3288, Washington, D.C.: Office of Education.
- LAKOFF, Robin 1973, Language and woman's place, in: *Language in Society* 2, 45–80.
- LE LANGAGE DES FEMMES. Enquête linguistique à l'échelle mondiale, in: *Orbis* 1, 10–85, 335–384.
- LANGER, Inghard 1979, Verständliche Gestaltung von Fachtexten, in: Mentrup 1979, 229–245.
- LANGNER, Helmut 1974, Sprachschichten und soziale Schichten. Zu einigen Problemen des Einflusses sozialer Faktoren auf den Sprachgebrauch, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 27, 93–104.
- LEHMANN, D. et al. 1977, Sprachwissenschaft und Terminologiearbeit. Linguistische Normung zu Lasten der Verständigung unter Technikern, Dortmund: Sander.
- LEISI, Ernst 1978, Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung, Heidelberg: Quelle & Meyer.
- LEODOLTER, Ruth 1973, Das Sprachverhalten von Angeklagten vor Gericht, in: *Wiener Linguistische Gazette* 5, 3–36.
- — — 1975, Das Sprachverhalten von Angeklagten bei Gericht. Ansätze zu einer soziolinguistischen Theorie der Verbalisierung, Kronberg: Scriptor.
- — — 1976, Interaktion und Stilvariation: Teilaspekte einer explorativen Studie über das Sprachverhalten von Angeklagten vor Gericht, in: Viereck 1976, 139–170.
- LERCH, Eugen 1925, Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht mit besonderer Berücksichtigung der Lautgesetze, in: *Jahrbuch für Philologie* 1, 70–124.

- LERCHNER, Gotthard 1974, Nationalsprache, Literatursprache, gemeinsprachliche Norm, in: *Linguistische Arbeitsberichte* 10, 71–77.
- LEWANDOWSKI, Theodor 1973–75, *Linguistisches Wörterbuch*, Heidelberg: Quelle & Meyer (³1979).
- LEXIKON DER GERMANISTISCHEN LINGUISTIK, hrsg. v. Hans Peter Althaus, Helmut Henne, Herbert Ernst Wiegand, Tübingen: Niemeyer 1973.
- LIPPERT, Herbert 1979, Sprachliche Mittel in der Kommunikation im Bereich der Medizin, in: Mentrup 1979, 84–99.
- LIPPS, Hans 1958, Sprache, Mundart, Jargon, in: H. Lipps, *Die Verbindlichkeit der Sprache. Arbeiten zur Sprachphilosophie und Logik*, ²Frankfurt/M.: Klostermann, 80–96 (Erstveröffentlichung 1935/36).
- LÖFFLER, Heinrich 1972, Mundart als Sprachbarriere, in: *Wirkendes Wort* 22, 23–39.
- — — 1974, Probleme der Dialektologie. Eine Einführung, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- LOOSE, Gerhard 1947, Zur deutschen Soldatensprache des zweiten Weltkriegs, in: *The Journal of English and Germanic Philology* 46, 279–289.
- LUCKMANN, Thomas 1969, Soziologie der Sprache, in: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, hrsg. v. René König, Bd. II, Stuttgart: Enke, 1050–1101.
- LUELSENDORFF, Philip 1975, Generative dialectology: A review and critique, in: *Linguistische Berichte* 37, 13–26.
- LUTHER, Martin 1909, Von der falschen Betler buberey, in: M. Luther, *Werke*, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 26, Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger, 638–654 (Erstveröffentlichung 1528).
- MACKENSEN, Lutz 1959, Muttersprachliche Leistungen der Technik, in: *Sprache. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber*, hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf: Schwann, 293–305.
- MAIER, Lonni 1979, Geschlechtsspezifisches Sprachverhalten als Gegenstand der Soziolinguistik, in: *Sprache und Geschlecht* II, 163–179.
- MALINOWSKI, Bronislaw 1936, The problem of meaning in primitive languages, Supplement I to Charles K. Ogden/I.A. Richards, *The meaning of meaning. A study of the influence of language upon thought and of the science of symbolisms*, ⁴London: Routledge & Kegan Paul, 296–336 (¹1923, dt. 1974).
- MAURER, Friedrich 1956, Mundarten und Schriftsprache, in: *Der Deutschunterricht*, 5–14.
- — — 1964a, *Volkssprache. Gesammelte Abhandlungen*, Düsseldorf: Schwann.
- — — 1964b, Zur deutschen Handwerkersprache, in: Maurer 1964a, 37–52, (Erstveröffentlichung 1943).
- — — 1964c, *Volkssprache*, in: Maurer 1964a, 5–22 (Erstfassung 1927).
- MEIER, John 1894, *Hallische Studentensprache. Eine Festgabe zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle, Halle (Saale)*: Niemeyer.
- MEILLET, Antoine 1974, Wie die Wörter ihre Bedeutung ändern, in: *Zur Theorie der Sprachveränderung*, hrsg. v. Gudula Dinser, Kronberg: Scriptor, 19–66, (Original 1905/06).
- MEISEL, Jürgen 1977, The language of foreign workers in Germany, in: Molony/Zobl/Stölting 1977, 184–212.

- MENTRUP, Wolfgang (Hrsg.) 1979, Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für Deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann.
- MITZKA, Walther 1952, Handbuch zum Deutschen Sprachatlas, Marburg: Elwert.
- MÖHN, Dieter 1968, Fach- und Gemeinsprache. Zur Emanzipation und Isolation der Sprache, in: Wortgeographie und Gesellschaft, hrsg. v. Walther Mitzka, Berlin: de Gruyter, 315–348.
- — — 1976, Sprache — Schlüssel zur Technik, in: Bausch/Schewe/Spiegel 1976, 20–32.
- — — 1979, Zur Aktualität der Fachsprachenforschung, in: Mentrup 1979, 10–24.
- MOLONY, Carol/ZOBL, Helmut/STÖLTING, Wilfried (Hrsg.) 1977, Deutsch im Kontakt mit anderen Sprachen, Kronberg: Scriptor.
- MOSER, Hugo 1956, Mundart und Hochsprache im neuzeitlichen Deutsch, in: Der Deutschunterricht, 36–61.
- — — 1960, „Umgangssprache“. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, in: Zeitschrift für Mundartforschung 27, 215–232.
- — — 1962a, Zur Situation der deutschen Gegenwartssprache, in: Studium Generale 15, 40–48.
- — — 1962b, Sprachliche Folgen der politischen Teilung Deutschlands, Düsseldorf: Schwann.
- — — 1969, Deutsche Sprachgeschichte. Mit einer Einführung in die Fragen der Sprachbetrachtung,⁶ Tübingen: Niemeyer (¹1950).
- MUDRAK, Edmund 1953, Schriftsprache und Mundart, in: Muttersprache 63, 111–115.
- MÜLLER, Bodo 1975, Das Französische der Gegenwart. Varietäten, Strukturen, Tendenzen, Heidelberg: Winter.
- MÜLLER, Josef 1926, Die Rede des Volkes, in: Deutsche Volkskunde, hrsg. v. John Meier, Berlin/Leipzig: de Gruyter, 169–192.
- NAUMANN, Hans 1925, Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht, in: Jahrbuch für Philologie 1, 55–69.
- NIEDEREHE, Hans-Josef 1973/74, Die Sprache der Wissenschaft — Ein Problem der Sprachwissenschaft, in: Semantische Hefte 1, 84–112.
- NIEKERKEN, Walther 1960, Probleme der Sprachschichten im niederdeutschen Raum, in: Niederdeutsches Jahrbuch 83, 115–125.
- NIEPOLD, Wulf 1974, Sprache und soziale Schicht. Darstellung und Kritik der Forschungsliteratur seit Bernstein,⁷ Berlin: Spiess (¹1970).
- NILSEN, Aileen Pace/BOSMAJIAN, Haig/GERSHUNY, H. Lee/STANLEY, Julia P. 1977, Sexism in language, Urbana, Ill.: National Council of Teachers of English.
- NIRVI, R.E. 1952, Einige Erscheinungen von Wortvermeidung in der Sprache der Frauen, in: Orbis 1, 366–375.
- OKSAAR, Els 1977a, Spracherwerb im Vorschulalter. Einführung in die Pädolinguistik, Stuttgart etc.: Kohlhammer.
- — — 1977b, Zum Prozeß des Sprachwandels: Dimensionen sozialer und linguistischer Variation, in: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung im Deutschen, 98–117.

- OKSAAR, Els 1979, Sprachliche Mittel in der Kommunikation zwischen Fachleuten und zwischen Fachleuten und Laien im Bereich des Rechtswesens, in: Mentrup 1979, 100–113.
- OLIVER, Marion M./RUBIN, Joan 1975, The use of expletives by some American women, in: Anthropological Linguistics 17, 191–197.
- PAPE, Sabine 1970, Bemerkungen zur sogenannten Teenager- und Twensprache, in: Muttersprache 80, 368–377.
- PAUL, Hermann 1975, Prinzipien der Sprachgeschichte,⁹ Tübingen: Niemeyer, (¹1880).
- PELKA, Roland 1979, Kommunikationsdifferenzierung in einem Industriebetrieb, in: Mentrup 1979, 59–83.
- PETÖFI, János./PODLECH, Adalbert/v. SAVIGNY, Eike (Hrsg.) 1975, Fachsprache — Umgangssprache. Wissenschaftstheoretische und linguistische Aspekte der Problematik, sprachliche Aspekte der Jurisprudenz und der Theologie, maschinelle Textverarbeitung, Kronberg: Scriptor.
- PFITZNER, Jürgen 1978, Der Anglizismus im Deutschen. Ein Beitrag zur Bestimmung seiner stilistischen Funktion in der heutigen Presse, Stuttgart: Metzler.
- PHILIPS, S. 1972, Acquisition of roles for appropriate speech usage, in: Language and cultural diversity in American education, ed. by R.D. Abrahams/R.C. Troike, Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall, 167–183.
- PICHT, Georg 1964, Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation, Olten/Freiburg i.Br.: Walter.
- POLENZ, Peter v. 1958, Hochsprache und Mundarten heute, in: Muttersprache 68, 309–310.
- — — 1972, Geschichte der deutschen Sprache. Erweiterte Neubearbeitung der früheren Darstellung von Prof. Dr. Hans Sperber,⁸ Berlin/New York: de Gruyter.
- — — 1974, Idiolektale und soziolektale Funktionen von Sprache, in: Leuvense Bijdragen 63, 97–112.
- — — 1976, Wissenschaftssprache und Bildungsjargon. Kurze Zusammenfassung eines Vortrags gehalten am 11.11.1976 an der WWU Münster, unveröffentlicht.
- PORZIG, Walter 1971, Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft.⁵ München: Francke (¹1950).
- PRIESEMANN, Gerhard 1971, Zur Theorie der Unterrichtssprache, Düsseldorf: Schwann.
- PROJEKT DIALOGSTRUKTUREN. Von Franz-Josef Berens, Karl-Heinz Jäger [u.a.], München: Hueber 1976.
- PÜSCHEL, Ulrich 1977, Bemerkung zum Objektbereich einer Theorie des Sprachwandels, in: Viethen/Bald/Sprengel 1977, 215–225.
- PULGRAM, Ernst 1964, Structural comparison, diasystems, and dialectology, in: Linguistics 4, 66–82.
- PUSCH, Luise F. 1979, Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihn — Eine Antwort auf KALVERKÄMPERs Kritik an TRÖMEL-PLÖTZ' Artikel über „Linguistik und Frauensprache“, in: Linguistische Berichte 63, 84–102.
- QUASTHOFF, Uta (Hrsg.) 1978, Sprachstruktur — Sozialstruktur. Zur linguistischen Theorienbildung, Königstein: Scriptor.

- RADTKE, Ingulf 1972, Soziolinguistik von Stadtsprachen. Tendenzen soziolinguistischer Forschungen in der BRD, in: *Germanistische Linguistik* 4, 441–517.
- — — 1973, Die Umgangssprache. Ein weiterhin ungeklärtes Problem der Sprachwissenschaft, in: *Muttersprache* 83, 161–171.
- — — 1976, Stadtsprache? Überlegungen zu einem historisch gewachsenen Forschungsdesiderat, in: *Viereck* 1976, 29–48, 351–355.
- — — 1976a, Bibliographie zur Sozialdialektologie, in: *Germanistische Linguistik* H. 3–4/76, 161–204.
- REICH, Hans H. 1968, Sprache und Politik. Untersuchungen zu Wortschatz und Wortwahl des offiziellen Sprachgebrauchs in der DDR, München: Hueber.
- RICH, Elaine 1977, Sex-related differences in colour vocabulary, in: *Language and Speech* 20, 404–409.
- RIESEL, Elise 1954, Abriß der deutschen Stilistik, Moskau: Verlag für fremdsprachige Literatur.
- — — 1963, Stilistik der deutschen Sprache, ³Moskau: Verlag für fremdsprachige Literatur.
- — — 1964, Der Stil der deutschen Alltagsrede, Moskau.
- — — 1975, Grundsatzfragen der Funktionalstilistik, in: *Linguistische Probleme der Textanalyse*, Jahrbuch 1973 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann, 36–53.
- RÖMER, Ruth 1968, Die Sprache der Anzeigenwerbung, Düsseldorf: Schwann.
- ROSSIPAL, Hans 1973, Konnotationsbereiche, Stiloppositionen und die sogenannten „Sprachen“ in der Sprache, in: *Germanistische Linguistik* H. 4/73, 1–87.
- ROUSSEAU, Pascale/SANKOFF, David 1978, Advances in variable rule methodology, in: *Sankoff* 1978, 57–69.
- RUOFF, Arno 1973, Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe „Idiomata“ mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen, Tübingen: Niemeyer.
- RYEN, Else 1978, Das Weibliche und das Männliche. Einige Gesichtspunkte zum Zusammenhang von Sprachgebrauch und Gesellschaftsverhältnissen, in: *Sprache und Geschlecht* I, 63–87.
- SACHS, Jacqueline 1975, Cues to the identification of sex in children's speech, in: *Thorne/Henley* 1975a, 152–171.
- SACHS, Jacqueline/DEVIN, Judith 1976, Young children's use of age-appropriate speech styles in social interaction and role playing, in: *Journal of Child Language* 3, 81–98.
- SACHS, Jacqueline/LIEBERMAN, Philip/ERICKSON, Donna 1973, Anatomical and cultural determinants of male and female speech, in: *Shuy/Fasold* 1973, 74–84.
- SANDIG, Barbara 1970, Probleme einer linguistischen Stilistik, in: *Linguistik und Didaktik* 1, 177–194.
- — — 1972, Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen, in: *Güllich/Raible* 1972, 113–124.
- — — 1978, Stilistik: sprachpragmatische Grundlegung der Stilbeschreibung, Berlin/New York: de Gruyter.
- SANKOFF, David (Ed.) 1978, *Linguistic variation. Models and methods*, New York etc.: Academic Press.
- SANKOFF, David/LABERGE, Suzanne 1978a, The linguistic market and the statistical explanation of variability, in: *Sankoff* 1978, 239–250.
- — — 1978b, Statistical dependence among successive occurrences of a variable in discourse, in: *Sankoff* 1978, 119–126.
- SANKOFF, David/LABOV, William 1979, On the uses of variable rules, in: *Language in Society* 8, 189–222.
- SANKOFF, David/THIBAUT, Pierrette/BÉRUBÉ, Hélène 1978, Semantic field variability, in: *Sankoff* 1978, 23–43.
- SAPORTA, Sol 1979, Sexistische Sprache und die Kompetenz/Performanz-Unterscheidung, in: *Sprache und Geschlecht* II, 144–162.
- SATZ UND WORT IM HEUTIGEN DEUTSCH. Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung. Jahrbuch 1965/66 des Instituts für Deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann 1967.
- SAUSSURE, Ferdinand de 1967, *Cours de linguistique générale*. Édition critique par Rudolf Engler, Wiesbaden: Harrassowitz, (Erstveröffentlichung 1916).
- SAVIGNY, Eike v. 1975, Inwiefern ist die Umgangssprache grundlegend für die Fachsprachen?, in: *Petöfi/Podlech/Savigny* 1975, 1–32.
- SCHAFF, Adam (Hrsg.) 1976, *Soziolinguistik*, Wien: Europa-Vlg.
- SCHANK, Gerd/SCHOENTHAL, Gisela 1976, *Gesprochene Sprache*. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden, Tübingen: Niemeyer.
- SCHATZMAN, Leonard/STRAUSS, Anselm 1955, Social class and modes of communication, in: *American Journal of Sociology* 60, 329–338.
- SCHERFER, Peter 1975, Funktionale Sprachvarianten. Eine Untersuchung zum Französischen unter fremdsprachendidaktischem Aspekt, Kronberg: Scriptor.
- — — 1976, Über funktionale Varietäten des Französischen, in: *Linguistische Berichte* 46, 1–15.
- SCHILLING, Helmut 1972, „antiautoritär“-Analyse eines Schlagwortes, in: *Muttersprache* 82, 143–149.
- SCHIRMER, Alfred 1913, Die Erforschung der deutschen Sondersprachen, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 5, 1–22.
- SCHIRMUNSKI, Viktor 1930, Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 17, 113–122, 171–188.
- SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte 1973, *Soziolinguistik*. Eine Einführung. Stuttgart etc.: Kohlhammer.
- SCHLOTTKE, Erdmuthe 1970, *Mitteldeutschland*. Semantische und psycholinguistische Untersuchungen zur jüngsten Wortgeschichte, München: Hueber.
- SCHMID, Rudolf 1973, Dialekt und Vorurteil. Zur Beurteilung von Dialektsprechern, in: *Papiere zur Linguistik* 5, 116–135.
- SCHMIDT, Günter Dietrich 1978, Bald zweierlei Deutsch in den Schulen des Auslands? Zur Anerkennung der Vier-Varianten-These in der Sowjetunion, in: *Muttersprache* 88, 287–290.
- SCHMIDT, Siegfried J. 1973, *Texttheorie*. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation, München: Fink.
- SCHMIDT, Wilhelm 1968, *Deutsche Sprachkunde*. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende mit einer Einführung in die Probleme des sprachkundlichen Unterrichts, ⁶Berlin: Volk und Wissen.

- SCHMIDT, Wilhelm 1969, Charakter und gesellschaftliche Bedeutung der Fachsprachen, in: Sprachpflege 18, 10–21.
- SCHMIDT, Wilhelm/SCHERZBERG, Johanna 1968, Fachsprachen und Gemeinsprache, in: Sprachpflege 17, 65–84.
- SCHMITT, Alfred 1931, Volksmundart, Gemeinsprache und Schriftsprache, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 19, 434–448.
- SCHNEIDER, Peter 1974, Die Sprache des Sports. Terminologie und Präsentation in Massenmedien. Eine statistisch vergleichende Analyse, Düsseldorf: Schwann.
- SCHÖNFELD, Helmut 1976, Methoden bei empirischen Untersuchungen zum Sprachverhalten hinsichtlich der sprachlichen Existenzformen, in: Viereck 1976, 219–247, 367.
- SCHÖNFELD, Helmut/DONATH, Joachim 1978, Sprache im sozialistischen Industriebetrieb. Untersuchungen zum Wortschatz bei sozialen Gruppen, Berlin: Akademie-Vlg.
- SCHRÖDER, Peter 1973, Die Untersuchung gesprochener Sprache im Projekt 'Grundstrukturen der deutschen Sprache'. Planungen, Probleme, Durchführung, in: Gesprochene Sprache 1973, 5–46.
- SCHUMACHER, Wilfried W. 1973, LTT: The language of teens and twens (in West Germany), in: Acta Germanica 8, 133–136.
- SCHULZ, Muriel R. 1975, The semantic derogation of women, in: Thorne/Henley 1975a, 64–75.
- SEIBICKE, Wilfried 1959, Fach- und Gemeinsprache, in: Muttersprache 69, 70–84.
- SHATZ, Marilyn/GELMAN, Rochelle 1973, The development of communication skills: Modifications in the speech of young children as a function of listener, in: Monographs of the Society for Research in Child Development 38, 5, Serial no. 152.
- SHUY, Roger W. 1970, The sociolinguists and urban language problems, in: Language and poverty. Perspectives on a theme, ed. by Frederick Williams, Chicago: Markham, 335–350.
- — — 1975, What is the study of variation useful for?, in: Fasold/Shuy 1975, 312–327.
- SHUY, Roger W./FASOLD, Ralph W. (Ed.) 1973, Language attitudes, Georgetown: University Press.
- SIEBS, Theodor 1898, Deutsche Bühnenaussprache, Berlin: Ahn (¹⁹1969).
- SIMON, Alfred 1940, Hochsprache und Umgangssprache, in: Zeitschrift für deutsche Bildung 16, 1–9.
- SIMON, Gerd/AMMON, Ulrich 1974, Thesen zum Verhältnis von Soziolinguistik und Systemlinguistik, in: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, hrsg. v. W. Müller-Seidel, München: Fink, 329–336.
- SITTA, Horst 1973, Kritische Überlegungen zur Textsortenlehre, in: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Horst Sitta und Klaus Brinker, Düsseldorf: Schwann, 63–72.
- SKOPEK, Lucienne 1979, Doctor-patient conversation: A way of analyzing its linguistic problems, in: Semiotica 28, 301–311.
- SMITH, David M. 1973, Language, speech and ideology: a conceptual framework, in: Shuy/Fasold 1973, 97–112.

- SOWINSKI, Bernhard 1972, Deutsche Stilistik. Beobachtungen zur Sprachverwendung und Sprachgestaltung im Deutschen, Frankfurt/M.: Fischer.
- SPANHEL, Dieter 1971, Die Sprache des Lehrers. Grundformen didaktischen Sprechens, Düsseldorf: Schwann.
- — — (Hrsg.) 1973, Schülersprache und Lernprozesse, Düsseldorf: Schwann.
- SPENDER, Dale 1979, Language and sex differences, in: Sprache und Geschlecht II, 38–59.
- SPITZER, Leo 1961, Stilstudien, ²München: Hueber (¹1928).
- SPRACHE UND GESCHLECHT I, hrsg. v. H. Andresen, H. Glück u. S. Markmann, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 8, 1978.
- SPRACHE UND GESCHLECHT II, hrsg. v. H. Andresen, H. Glück, S. Markmann u. A. Wigger, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 9, 1979.
- SPRACHE UND GESCHLECHT III, Akten des Symposions, 29.–31.3.1979 in Osnabrück, hrsg. v. V. Aebischer, H. Andresen, H. Glück u. T. Pavlidou, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Beiheft 3.
- SPRACHE UND GESELLSCHAFT. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch 1970 des Instituts für Deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann 1971.
- SPRACHWANDEL UND SPRACHGESCHICHTSSCHREIBUNG IM DEUTSCHEN. Jahrbuch 1976 des Instituts für Deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann 1977.
- STEGE, Hugo 1964, Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachforschung, in: Zeitschrift für Mundartforschung 31, 125–138.
- — — 1967a, Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch, 259–291.
- — — 1967b, Probleme der sprachlichen Kommunikation in der Industriegesellschaft, in: H. Steger, Zwischen Sprache und Literatur, Göttingen: Sachse & Pohl, 9–42.
- — — 1971, Soziolinguistik: Grundlagen, Aufgaben und Ergebnisse für das Deutsche, in: Sprache und Gesellschaft, 9–44.
- STEGE, Hugo/DEUTRICH, Helge/SCHANK, Gerd/SCHÜTZ, Eva 1974, Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. Begründung einer Forschungshypothese, in: Gesprochene Sprache 1974, 39–97.
- STEINBRUCKNER, Bruno F. 1968, Stadtsprache und Mundart. Eine sprachsoziologische Studie, in: Muttersprache 78, 302–311.
- STEINER, George 1978, Klasse, Kind, Geschlecht und Sprache, in: Merkur 32, 313–326.
- STEINIG, Wolfgang 1976, Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen, Düsseldorf: Schwann.
- — — 1977, Soziolekt und soziale Rolle, in: Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung, hrsg. v. Hans-Ulrich Bielefeld, Ernest W.B. Hess-Lüttich u. André Lundt, Wiesbaden: Athenaion, 234–239.
- — — 1980, Zur sozialen Bewertung sprachlicher Variation, in: Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung, hrsg. v. Dieter Cherubim, Tübingen: Niemeyer, 106–123.

- STEUBE, Anita 1974, Funktionalstilistische Differenzierung der Sprache, in: *Linguistische Arbeitsberichte* 10, 114–119.
- STRAKA, Georges 1952, Quelques observations phonétiques sur le langage des femmes, in: *Orbis* 1, 335–357.
- STREVS, Peter D. 1965, Varieties of English, in: P.D. Stevens, *Papers in language and language teaching*, London: Oxford University Press, 74–86.
- STROH, Friedrich 1952, *Handbuch der germanischen Philologie*, Berlin: de Gruyter.
- STROSS, Brian 1975, Variation and natural selection as factors in linguistic and cultural change, in: *Linguistics and anthropology, in honor of C.F. Voegelin*, ed. by M. Dale Kinkade, Kenneth L. Hale, Oswald Werner, Lisse: Peter de Ridder, 607–632.
- SÜSKIND, Wilhelm E. 1951, Mundart, Umgangssprache und Hochsprache in ihrem Lebensrecht und gegenseitigen Verhältnis, in: *Der Deutschunterricht* 3, H. 4–5, 16–28.
- SWACKER, Marjorie 1975, The sex of the speaker as a sociolinguistic variable, in: Thorne/Henley 1975a, 76–83.
- SYLVESTER-BRADLEY, Ben/TREVARTHEN, Colwyn 1978, Baby talk as an adaptation to the infant's communication, in: *The development of communication*, ed. by Natalie Waterson, Catherine Snow, Chichester etc.: Wiley, 75–92.
- TEXTE GESPROCHENER DEUTSCHER STANDARDSPRACHE I, München: Hueber/Düsseldorf: Schwann 1971.
- TEXTE GESPROCHENER DEUTSCHER STANDARDSPRACHE II. „Meinung gegen Meinung“. Diskussionen über aktuelle Themen, ausgewählt, redigiert und eingeleitet von Charles van Os, München: Hueber/Düsseldorf: Schwann 1974.
- TEXTE GESPROCHENER DEUTSCHER STANDARDSPRACHE III. „Alltagsgespräche“, hrsg. u. eingeleitet v. Harald P. Fuchs u. Gerd Schank, München: Hueber 1975.
- TEXTE GESPROCHENER DEUTSCHER STANDARDSPRACHE IV. „Beratungen und Dienstleistungsdialoge“, hrsg. u. eingeleitet von Karl-Heinz Jäger, München: Hueber 1979.
- THÈSES DU CERCLE LINGUISTIQUE DE PRAGUE 1929, in: *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 1, 7–29.
- THOMA, Werner 1976, Einleitung [zum Heft Stilistik], in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 6, H. 22, 7–15.
- THORNE, Barrie/HENLEY, Nancy (Ed.) 1975a, *Language and sex. Difference and dominance*, Rowley, Mass.: Newbury House Publishers Inc.
- — — 1975b, *Difference and dominance: an overview of language, gender, and society*, in: Thorne/Henley 1975a, 5–42.
- TRIER, Jost 1966, Alltagssprache, in: *Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck, 110–133.
- TRÖMEL-PLÖTZ, Senta 1978, Linguistik und Frauensprache, in: *Linguistische Berichte* 57, 49–68.
- TROST, Pavel 1968, Primäre und sekundäre Dialektmerkmale, in: *Verhandlungen des zweiten internationalen Dialektologenkongresses, Marburg/Lahn 5.–10. September 1965*, Wiesbaden: Steiner, 823–826.

- TRUDGILL, Peter 1972, Sex, covert prestige and linguistic change in the urban British English of Norwich, in: *Language in Society* 1, 179–195.
- TTSCHRIC, Fritz 1970, Sit-in, Go-in, Teach-in. Beispiele jüngster Pejorisation, in: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 26, 37–41.
- UNGEHEUER, Gerold 1973, Bemerkungen zum Thema „Umgangssprache“, in: G. Ungeheuer, *Sprache und Kommunikation*, ²Hamburg: Buske, 207–212 (Erstveröffentlichung 1968).
- UNSÖLD, Robert F. 1977, Ist das Konzept der Variablenregel haltbar? Konsequenzen und Einwände, in: *Papiere zur Linguistik* 13/14, 6–81.
- VACHEK, Josef (Ed.) 1964, *A Prague school reader in linguistics*, Bloomington: Indiana University Press.
- VAHLE, Fritz 1978, Sprache, Sprechfähigkeit und soziales Umfeld. Untersuchungen zur sprachlichen Interaktion in einer ländlichen Arbeiterwohngemeinde, Tübingen: Niemeyer.
- VEITH, Werner H. 1968, Zum Problem der umgangssprachlichen Unsystematik, in: *Muttersprache* 78, 370–376.
- VIERECK, Wolfgang (Hrsg.) 1976, *Sprachliches Handeln — soziales Verhalten. Ein Reader zur Pragmalinguistik und Soziolinguistik*, München: Fink.
- — — 1978, Sprachliche Variation im Englischen und ihre Erforschung, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 45, 161–174.
- VIETHEN, Heinz Werner/BALD, Wolf-Dietrich/SPRENGEL, Konrad (Hrsg.) 1977, *Grammatik und interdisziplinäre Bereiche der Linguistik. Akten des 11. Linguistischen Kolloquiums Aachen 1976, Bd. 1*, Tübingen: Niemeyer.
- WAGNER, Hildegard 1970, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung, Düsseldorf: Schwann.
- WANDRUSZKA, Mario 1971, *Interlinguistik: Umrisse einer neuen Sprachwissenschaft*, München: Piper.
- — — 1975, Über die Natur natürlicher Sprachen, in: *Sprachtheorie*, hrsg. v. Brigitte Schlieben-Lange, Hamburg: Hoffmann & Campe, 319–342.
- WARTBURG, Walter von 1930, Vom Ursprung und Wesen des Argot, *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 18, 376–391.
- WASSERMANN, Rudolf 1979, Sprachliche Mittel in der Kommunikation zwischen Fachleuten und Laien im Bereich des Rechtswesens, in: *Mentrup* 1979, 114–124.
- WEEKS, Thelma E. 1971, Speech registers in young children, in: *Child Development* 41, 1119–1131.
- WEINREICH, Uriel 1970, *Languages in contact. Findings and problems*, The Hague/Paris: Mouton.
- — — 1972, Is a structural dialectology possible?, in: Fishman 1972a, 305–319 (Erstveröffentlichung 1954).
- WEINREICH, Uriel/LABOV, William/HERZOG, Marvin I. 1968, Empirical foundations for a theory of language change, in: *Directions for historical linguistics. A symposium*, ed. by W.P. Lehman/Yakov Malkiel, Austin/London: University of Texas Press, 95–195.
- WEISGERBER, Leo 1931, Sprache, in: *Handwörterbuch der Soziologie*, hrsg. v. Alfred Vierkandt, Stuttgart: Enke, 592–608.

- WELTER, Ernst Günther 1968, Die Sprache der Teenager und Twens, ³Frankfurt/M.: dipa-Vlg. (¹1961).
- WERNER, Fritjof 1977, Zur statistischen Beschreibung der Sprachvariation, in: Viethen/Bald/Sprengel 1977, 227–234.
- WESCHE, Heinrich 1963, Deutscher Sprachatlas, Fragebogen, Tonband, moderne Mundart. Überlegungen zur niederdeutschen Mundartforschung, in: Festgabe für Ulrich Pretzel, zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, hrsg. v. Werner Simon, Wolfgang Bachofer und Wolfgang Dittmann, Berlin: Schmidt, 355–368.
- WIEGAND, Herbert Ernst 1979, Kommunikationskonflikte und Fachsprachengebrauch, in: Mentrup 1979, 25–58.
- WILDGEN, Wolfgang W. 1974, Versuch einer sprachtheoretischen Fundierung des Variationsbegriffes, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 41, 129–144.
- — — 1977a, Differentielle Linguistik. Entwurf eines Modells zur Beschreibung und Messung semantischer und pragmatischer Variation, Tübingen: Niemeyer.
- — — 1977b, Kommunikativer Stil und Sozialisation. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Tübingen: Niemeyer.
- WILLS, Dorothy Davis 1977, Participant deixis in English and baby talk, in: Talking to children. Language input and acquisition, ed. by Catherine E. Snow/Charles A. Ferguson, Cambridge etc.: Cambridge University Press, 271–295.
- WITTICH, Ursula 1979, Texttypologie unter funktionalstilistischer Sicht, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 32, 764–769.
- WOLF, Siegmund A. 1956, Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- WREDE, Ferdinand 1969, Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartforschung, in: F. Wrede, Kleine Schriften, hrsg. v. Luise Berthold, Bernhard Martin u. Walther Mitzka, Marburg: Elwert, 331–344, (Erstveröffentlichung 1919).
- WRIGHT, John T. 1966, Urban dialects: a consideration of method, in: Zeitschrift für Mundartforschung 33, 3/4, 232–247.
- WÜSTER, Eugen 1974, Die allgemeine Terminologielehre — ein Grenzgebiet zwischen Sprachwissenschaft, Logik, Ontologie, Informatik und den Sachwissenschaften, in: Linguistics 119, 62–106.
- ZABEL, Hermann (Hrsg.) 1979, Sprachbarrieren und Sprachkompensatorik. Beiträge zum Problem Sozialisation und Sprache, Königstein/Ts.: Scriptor.
- ZABROCKI, Ludwik 1970, Kommunikative Gemeinschaften und Sprachgemeinschaften, in: Folia Linguistica 4, 2–23.
- ZIMMERMAN, Don H./WEST, Candace 1975, Sex roles, interruptions and silences in conversation, in: Thorne/Henley 1975a, 105–129.
- ZIMMERMANN, Hans Dieter 1969, Die politische Rede. Der Sprachgebrauch Bonner Politiker, Stuttgart etc.: Kohlhammer.

Namenregister

- Abraham, W. 219
 Adelung, J.C. 74, 91
 Admoni, W. 153
 Aebischer, V. 118, 121f.
 Agheyisi, R. 21
 Ammon, U. 15, 60, 82, 107
 Andresen, H. 115, 120
 Antos, G. 93
 Arndt, H. 9, 135
 Auburger, L. 9, 152
 Avé-Lallement, F.C.B. 132
- Bach, A. 47–51, 62, 64, 70, 83
 Bachrach, J.A. 151
 Bailey, C.-J.N. 9f., 13f., 37, 135, 228f., 231, 242
 Bailey, L.A. 120
 Baird, J.E. 122
 Bald, W.-D. 17
 Barth, E. 93, 99f., 142–144, 187, 190
 Barth, F. 139
 Bausch, K.-H. 17, 37, 154, 206f., 211
 Bausinger, H. 63, 85, 128, 130, 136, 173, 175f.
 Becker, A. 86
 Behaghel, O. 74, 208
 Beier, R. 153
 Beling, G. 151
 Beneš, E. 153, 187–189
 Beranek, F.J. 72, 74
 Berens, F.-J. 211, 213
 Bergmann, K. 132
 Berko Gleason, J. 124
 Bernstein, B. 89–101, 105, 205, 224
 Bérubé, H. 14
 Besch, W. 24f., 79
 Betz, W. 84
 Bichel, U. 72–74, 77, 159, 168
 Bickerton, D. 13, 135, 228
 Bierwisch, M. 17, 235f.
 Binnick, R.I. 17
 Bodine, A. 114, 116
 Bosmajian, H. 115
 Brandt, W. 143
 Bremer, E. 83
- Brend, R.M. 119
 Bright, W. 66
 Brinkmann, H. 61, 64–66, 75, 108, 177
 Buchmann, O. 153
 Bühler, K. 31, 187
 Bünting, K.-D. 11
 Burdach, K. 79
- Campe, J.H. 72
 Carroll, S. 199, 203
 Carstensen, B. 85
 Catford, J.C. 199f.
 Cazden, C.B. 95
 Cedergren, H.C.J. 232
 Cherubim, D. 9f., 37
 Chomsky, N. 9–12, 184, 220–222, 225, 228–230, 240–242
 Chromec, E. 124
 Clyne, M. 86f.
 Cohen, P. 104
 Conrad, J.R. 140
 Cooper, R.L. 21
 Cordes, G. 174
 Coseriu, E. 35, 58, 243–247
 Crosby, F. 117
 Crouch, I. 115, 121
 Crystal, D. 205
 Czichocki, S. 45, 61, 167
- Davy, D. 205
 Debus, F. 83
 DeCamp, D. 13, 135, 226–229
 DePlaen, J. 131
 Deutrich, K.-H. 138f., 206, 209, 211f., 214–216
 Deutscher, I. 130
 Devin, J. 124
 Dieckmann, W. 84, 143
 Diegritz, T. 128
 Digel, H. 143
 Dittmar, N. 86, 90f., 227f.
 Doležel, L. 192
 Donath, J. 146
 Dore, J. 124
 Dressler, W. 232

Drozd, L. 144f., 149f., 154–156, 158f.
Dubois, B.L. 115, 121

Eakins, B.W. 115, 121
Eakins, R.G. 115, 121
Edelman, M. 143
Edelsky, C. 124
Eggers, H. 76, 113, 145
Eilenberger, R. 125
Ellis, J. 197, 199–204
Elmauer, U. 213
Engel, U. 61, 70, 77, 163
Erickson, D. 120
Ermert, K. 90
Ervin-Tripp, S.M. 124, 141

Farrell, R.A. 140
Fasold, R.W. 13f., 21, 226, 228, 230
Faust, M. 11
Ferguson, C.A. 80, 87, 124
Filipek, J. 149
Firth, J.R. 197–199
Fischer, J.L. 136
Fishman, J.A. 20f., 27, 185
Fleischer, W. 173, 187, 189–196
Flemming, D. 9, 110f.
Fluck, H.-R. 144, 146, 148, 151f., 154
Folsom, M.H. 84
Fox, J.A. 172
Francescato, G. 58
Frese, J. 138f.
Frings, T. 79

Gal, S. 37
Garvin, P.L. 27, 30
Gaudig, R. 84
Geißler, E. 61
Gelman, R. 124
Gennep, A.v. 134–136
Genthe, A. 171
Gernentz, H.J. 65, 67f., 72, 84, 172
Gershuny, H.L. 115
Geyl, E.-G. 70
Gipper, H. 90, 95, 149, 159
Gläser, R. 187, 190, 204f.
Glück, H. 114f., 120
Gluth, K. 83
Goepfert, H.C. 127
Goffman, E. 95
Goossens, J. 36–38, 40, 47f., 54f., 58f., 81, 219

Gregory, M. 199, 203
Grimm, J. 45
Große, R. 156, 168
Güllich, E. 207
Günther, L. 132
Gumperz, J.J. 20, 22–24, 26, 135, 230
Guttman, L. 226

Haag, K. 50, 81
Haas, M.R. 114
Habel, C. 9, 13–15, 17, 37, 222f., 236f.
Haberland, H. 90, 98
Habermas, J. 158
Haeblerlin, U. 105
Hager, F. 90, 98
Halliday, M.A.K. 100, 137, 166, 196, 199–206

Hammarström, G. 82, 102
Handt, F. 84
Hannerz, U. 135
Hartig, M. 17, 37
Hartmann, P. 14
Hasan, R. 100f.
Hasselberg, J. 82
Hasselmo, N. 178
Haugen, E. 29, 49
Hausenblas, K. 38
Hauswaldt-Windmüller, B. 143
Havránek, B. 29, 187f., 191–193, 199
Heger, K. 49, 56–58, 78
Hellmann, M.W. 84
Henley, N.M. 115, 118, 121
Henne, H. 128
Henzen, W. 45, 62, 69
Herzog, M. 9, 37
Hess-Lüttich, E.W.B. 129, 202
Heydel, J. 128
Heydrich, I. 45, 61, 167
Hill, T. 199
Hirt, H. 110f., 113, 125f.
Hjelmlev, L. 244
Hoffmann, L. 146
Hoffmann-Riem, W. 131
Horálek, K. 187, 192
Houston, S.H. 242
Hymes, D. 15, 31, 237–239

Ihlenburg, K.H. 84
Ischreyt, H. 146f., 160
Ivić, P. 41, 50, 54

Jachnow, H. 9–11
Jäger, K.-H. 211, 213, 215
Jäger, S. 82, 129
Jakobson, R. 31, 161
Janich, P. 152, 157
Jedlička, A. 184
Jespersen, O. 114
Joos, M. 5, 166

Kalverkämper, H. 119
Kanngießer, S. 9, 15, 37, 220–226
Kanyó, Z. 235
Kay, P. 37, 230, 232
Keim, I. 86f.
Keintzel-Schön, F. 37
Key, M.R. 115
King, R. 220
Kiann, G. 116, 122
Klappenbach, R. 76, 167
Klein, W. 9f., 17, 33, 36, 86f., 90, 217f., 229, 232–234, 236
Kluge, F. 106, 113, 125f., 132
Knoop, U. 83
König, R. 133
König, W. 63
Korlén, G. 84–86
Kramer, C. 115–117, 120
Kretschmer, P. 69f.
Kristensson, G. 86
Krötzsch-Viannay, M. 119
Kubczak, H. 89, 101, 111
Kühlwein, W. 86
Küpper, H. 127, 132, 168, 171
Küpper, M. 127
Kuhn, T.S. 13

Laberge, S. 13, 135
Labov, W. 9, 12–15, 37, 63, 95–97, 102–104, 122, 166, 219, 228–232, 238
Lakoff, R. 115, 117, 119–121
Langer, I. 148
Langner, H. 45, 61, 75, 167
Leech, G. 199
Lehmann, D. 151
Leisi, E. 136
Leodolter, R. 131
Lerch, E. 66
Lerchner, G. 168
Lessiak, P. 81
Lewandowski, T. 11, 17, 146

Lewis, J. 104
Lieberman, P. 120
Lippert, H. 158
Lipps, H. 108
Löffler, H. 49f., 60, 82
Loose, G. 133
Luckmann, T. 143
Luelsdorff, P. 219
Luther, M. 131f.

Mackensen, L. 146f.
Maier, L. 115
Malinowski, B. 197
Mathesius, V. 30
Mathiot, M. 27, 30
Maurer, F. 60, 65–67, 146
McDaniel, C.K. 232
McIntosh, A. 166, 196, 199–206
Meier, J. 126
Meillet, A. 37
Meisel, J. 86f.
Mentrup, W. 146
Michel, G. 173, 187, 189–196
Mitza, W. 47
Möhn, D. 144, 146
Molony, C. 86
More, W.W. 140
Moser, H. 24–26, 41, 60, 65f., 70–73, 75f., 81, 84, 108f., 167, 170–172, 174
Mudrak, E. 60
Müllenhoff, K. 47, 79
Müller, B. 63, 119, 168f.
Müller, J. 60
Müller, R. 213

Naumann, H. 60, 66
Nerius, D. 156
Niederehe, H.-J. 247
Niekerken, W. 60, 65, 68f.
Niepold, W. 90, 92
Nielsen, A.P. 115
Nirvi, R.E. 114
Nyquist, L. 117

Oksaar, E. 10, 12, 124, 158
Oliver, M.M. 120

Pape, S. 127
Paprotté, W. 11
Paris, R. 90, 98

- Paul, H. 26
 Pelka, R. 146
 Pfitzner, J. 85f.
 Philips, S. 124
 Picht, G. 92
 Polenz, P.v. 25, 31, 71f., 173
 Porzig, W. 76f., 171–174
 Priesemann, G. 127
 Püschel, U. 38
 Pulgram, E. 51, 58
 Pusch, L.F. 119
- Radden, G. 86
 Radtke, I. 17, 44, 70, 75, 81, 83
 Raible, W. 207
 Ramaiujan, A.K. 66
 Rehbock, H. 128
 Reich, H.H. 85
 Rencher, A.C. 84
 Rich, E. 120
 Riesel, E. 168–170, 172, 186, 188–190,
 192, 194, 197
 Robins, C. 104
 Römer, R. 143
 Rosenbusch, H.S. 128
 Rossipal, H. 9, 39, 162, 235
 Rousseau, P. 232
 Rubin, J. 120
 Ruoff, A. 142
 Ryen, E. 114, 120f.
- Sachs, J. 120, 124
 Sandig, B. 162f., 193, 207
 Sankoff, D. 13f., 135, 232
 Saporta, S. 119
 Saussure, F. de 9f., 36f., 240, 243
 Savigny, E.v. 156
 Schank, G. 138f., 206f., 209–213, 215f.
 Schatzman, L. 93f.
 Scheler, M. 158
 Scherfer, P. 17, 140
 Scherzberg, J. 154
 Schilling, H. 128
 Schirmer, A. 39, 69, 110f., 113, 123, 126f.
 Schirmunski, V. 71
 Schlieben-Lange, B. 9, 35f., 63, 106
 Schlottke, E. 85
 Schmeller, J.A. 46
 Schmid, R. 82
 Schmidt, G.D. 84
 Schmidt, S.J. 207

- Schmidt, W. 9, 149f., 154, 156f., 169
 Schmitt, A. 66, 80
 Schneider, P. 143
 Schönfeld, H. 61, 82, 146
 Schoenthal, G. 207, 209–213, 216
 Schröder, P. 207–210
 Schütz, E. 138f., 206, 209, 211f., 215f.
 Schuhmacher, W.W. 127
 Schulz, M.R. 119
 Seibicke, W. 144f., 149f., 154–156, 159
 Shatz, M. 124
 Shuy, R.W. 14, 21, 103, 230
 Siebs, T. 78
 Simon, A. 61, 67, 170
 Simon, G. 15, 60
 Sitta, H. 209
 Skalička, V. 192
 Skopek, L. 158
 Smith, D.M. 21
 Sowinski, B. 161f.
 Spanhel, D. 127
 Spender, D. 116, 121
 Spitzer, L. 77
 Sprengel, K. 17
 Stanley, J. 115
 Steger, H. 10, 137–139, 142, 156, 176,
 206, 208f., 211f., 215f.
 Steinbruckner, B.F. 74f., 83
 Steiner, G. 9, 116, 121
 Steinig, W. 102, 104
 Steube, A. 190
 Stölting, W. 86
 Straka, G. 119
 Strang, B. 199
 Strauss, A. 93f.
 Strevens, P.D. 166, 196, 199–206
 Stroh, F. 110f., 144
 Stross, B. 37
 Süskind, W.E. 66
 Swacker, M. 121
 Sylvester-Bradley, B. 124
- Thibault, P. 14
 Thoma, W. 161f.
 Thorne, B. 115, 118, 121
 Timm, L. 120
 Trevarthen, C. 124
 Trier, J. 67, 79, 170f., 174
 Trömel-Plötz, S. 119
 Trost, P. 71
 Trubetzkoy, N.S. 186

- Trudgill, P. 114
 Tschirch, F. 128
- Ungeheuer, G. 69
 Unsöld, R.F. 232
 Ure, J.N. 197, 199–204

- Vachek, J. 186f.
 Vahle, F. 9, 41, 45, 63, 67, 81, 93, 95
 Veith, W.H. 75
 Viereck, W. 11, 17
 Viethen, H.W. 17
- Wagner, H. 143
 Wandruszka, M. 9, 11f., 16f., 20
 Wartburg, W.v. 169, 171
 Wassermann, R. 158
 Weber, H. 128
 Weeks, T.E. 124
 Wegener, P. 81
 Weinreich, U. 9, 27, 37, 53f., 56f.
 Weisgerber, L. 27, 91
 Welter, E.G. 127
 Wenker, G. 46f.

- Werner, F. 17
 Wersig, G. 151
 Wesche, H. 67
 West, C. 121
 Whorf, B.L. 100
 Wiegand, H.E. 148
 Wigger, A. 120
 Wildgen, W.W. 11, 15, 17, 235
 Wills, D.D. 124
 Winteler, J. 46
 Wittich, U. 194
 Wolf, S.A. 131f.
 Wolfram, W.A. 230
 Wrede, F. 46
 Wright, J.T. 83
 Wüster, E. 149
 Wunderlich, D. 90
 Wunderlich, H. 69
- Zabel, H. 90
 Zabrocki, L. 24, 30f.
 Zimmerman, D.H. 121
 Zimmermann, H.D. 143
 Zobl, H. 86

Sachregister

(Anders als im Namenregister wurde im Sachregister keine Vollständigkeit angestrebt, d.h. daß nur die wichtigsten Stichwörter und auch nur deren Vorkommen an zentralen Stellen verzeichnet worden sind.)

- Abweichungsgrammatik 219
- Alltagssprache 66ff., 76f., 170f., 193f.
- altersspezifischer Sprachgebrauch 38f., 62f., 122–130
- Ammensprache 124
- Antisprache 137
- Argot 168ff.
- attitudes 21f., 82, 87, 93, 102ff., 116f., 139f., 182
- Automatismen 193f., 199
- baby talk 87, 124
- Berufssprache 130–134, 144, 172
- bewertete Ableitungen 236f.
- Bildungssprache 158
- Cant 171
- Codetheorie 89–98
- DDR-Deutsch 84ff.
- Defizithypothese 90ff., 235
- diachrone Dimension 36ff.
- Dialekt 24ff., 43ff., 46–69, 80f., 85, 107f.
- Dialekt und Mundart 45
- „Dialekt“ und „Sprache“ 55ff.
- Dialektgrenzen, subjektive 82
- Dialektologie 46ff.
- diaphasische Dimension 35, 39
- diatrasische Dimension 36f., 88–140
- Diasystem 53ff., 78
- diatopische Dimension 35, 40–88, 107ff.
- Differenzhypothese 90ff.
- Diglossie 80
- Dimensionen sprachlicher Variation 35f., 232f.
- Einheit der Sprache 21ff.
- Einheit des Dialekts 48
- Einheitssprache 24f., 45
- Fachsprache 110, 130, 144–160, 168f., 173, 188f., 247
- fachsprachliche Normierung 149ff.
- Familiensprache 136
- foreigner talk 87f.
- Freiburger Ansatz 206–217
- freie Variation 231, 236
- Funktionalstil 154, 162, 186–196, 200
- Gastarbeiterdeutsch 86ff., 218
- Gaunersprache 130ff.
- Geheimsprache 113, 127, 132f.
- Gemeinsprache 45f., 78
- Gemeinsprache und Fachsprache 154ff.
- Gemeinsprache und Sondersprache 180f.
- generative Grammatik 12ff., 220ff., 226, 230f.
- geschlechtsspezifischer Sprachgebrauch 63f., 113–122
- gesprochene – geschriebene Sprache 45, 64ff., 75f., 141f., 148, 206ff.
- Gossensprache 169f.
- Gruppensprache 32, 37, 66, 127, 134–140, 144, 169, 171ff.
- Handelssprache 22f.
- Handwerkersprache 145f.
- Heterogenität der Sprache 9f., 12f., 17, 19–32
- Hochsprache 44ff., 77–80, 165, 167f.
- Homogenitätspostulat 10f., 13, 16f.
- Idiolekt 56f., 225, 230
- Implikationsanalyse 226ff.
- innerdialektale Varietäten 41
- innere Differenzierung 19ff., 28ff., 40
- innere Mehrsprachigkeit 20
- Isoglossen 47f., 50f.
- Jargon 169, 172f.
- Journalistik 192, 196
- Jugendsprache 129
- Kindersprache 124
- Klosterrsprache 113
- Koexistenzmodell 220ff.
- Kompetenz – Performanz 224f., 240ff.
- Konnotationsgrammatik 235f.
- landschaftliche Umgangssprache 26, 69ff.
- Lautverschiedenheiten 40, 54f., 70ff.
- Literatursprache 164, 167f., 194
- Medizin, Sprache in der 146, 158
- Mehrsprachigkeit 20
- mengentheoretische Ansätze 218ff.
- Militärsprache 134
- Montague-Grammatik 235
- nationale Sprachgemeinschaft 24, 27, 83f.
- Norm 29, 57f., 78ff., 163ff., 200f., 241
- Normebene 244ff.

- Orthosprache 152
- Ortsmundart 50f.
- Pidginsprache 86f.
- Politik, Sprache in der 143
- polylektale Grammatiken 228f.
- Prestigewert 27, 80, 181f.
- primäre und sekundäre Dialektmerkmale 71f.
- Privatsprache 136, 138
- probabilistische Grammatik 233
- Rechtswesen, Sprache im 131, 158, 195
- Redekonstellationstyp 207, 210ff.
- Regelbewertungen 219f., 233f.
- Register 100, 196–205
- restricted languages 198f.
- restringierter – elaborierter Code 90–106
- Rotwelsch 130ff., 169
- Sakralsprache 22f.
- schichtspezifischer Sprachgebrauch 60ff., 66ff., 73ff., 89–106, 223f.
- Schriftsprache 45f.
- Schülersprache 125ff.
- Situation 140ff., 197f., 202f., 210f.
- situationsspezifischer Sprachgebrauch 66ff., 94ff., 109, 140–173, 185f., 208ff.
- Slang 171ff.
- social dialect 101
- Soldatensprache 132ff.
- Sondersprache 110–113, 134f., 180
- Soziolekt 89–106
- Soziolinguistik 11, 238f.
- Sportsprache 143
- Sprachausgleich 23ff., 77ff.
- Sprachbarrieren 11, 60, 82
- Spracheinfluß 85f., 126, 132
- Spracherwerb 124f.
- Sprachgeographie 41, 46ff.
- Sprachgeschichte 36ff., 47f.
- Sprachgruppe 57
- Sprachinseln 83
- Sprachkontakt 20, 86
- Sprachkreise 61
- Sprachloyalität 27
- Sprachmischung 178
- Sprachverschiedenheit, äußere 19ff., 40
- Sprachwandel 42f., 47f., 65f., 137, 220f., 228
- Stadtsprache 83
- Standardsprache 27ff., 45, 79f.
- Standessprachen 91
- Stilistik 39, 160ff.
- Stilniveaus 76f., 160–173
- Studentensprache 125ff.
- Subkultur 95f., 129f.
- Subsystem 9, 178ff., 190
- Symptomfunktion 101ff.
- Textsorten 207, 212f.
- Umgangssprache 44, 69–77, 167f., 171
- Unterrichtssprache 127f.
- Variablenregel 219, 230ff., 237
- Variationsforschung 12ff., 217–237
- Varietät 17, 180f., 245ff.
- Varietätengrammatik 232ff.
- Verkäufersprache 157ff.
- Verkehrssprache 27, 75
- Verständnisbarrieren 40f.
- Verwaltungssprache 143
- Vulgärsprache 168ff.
- Werbessprache 143, 158ff.
- Werkstatssprache 146f.
- wissenschaftliche Fachsprache 147ff., 194f.
- Wortschatz 30, 84, 105, 111ff., 120f., 149ff., 165ff., 179
- Zeitungssprache 85f.